


DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.




VIII.

W. O. v. Horn's

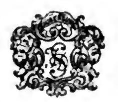
Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Achter Band.

Mit einer Illustration.



Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1861.

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Begebenheiten eines Landschaftsmalers in Italien.

Von ihm selbst erzählt.

(Hierzu eine Illustration.)

Schon seit frühester Kindheit eine vater- und mutterlose Waise, hatte ein Oheim mütterlicher Seits, zugleich mein einziger Anverwandter, Vaterstelle bei mir vertreten. Er war Landschafter, Hagestolz, Sonderling, reicher Mann, und — ein sehr edler Mensch, dessen Edelmuth sich aber meist auf eine barocke Art aussprach und äußerte. Seine Kunstleistungen wurden bewundert, theuer bezahlt, gesucht — aber er hatte die Grille, sehr wenig zu arbeiten, und das Wenige, stets vorzüglich, nur an solche Liebhaber abzugeben, die gerade ihm gefielen, und mochten auch Andere um die Hälfte mehr geben wollen. Dieser Oheim erzog mich — aber gerade auf die entgegengesetzte Art, als alle Welt urtheilte. Ich empfing die liberalste Erziehung. Er verschwendete Geld, um mich auszubilden. Jedermann glaubte, bei meines Oheims Begeisterung für Landschaftmalerei würde er mich zwingen, Landschafter zu werden; aber gerade das Gegentheil. Sobald er Anlage und Liebe für diese Art der Kunst bei mir entdeckte, suchte er mich davon zu entfernen. „Die Kunst ist nichts mehr in unseren Tagen," sagte er, „darum widme Dich einem andern Fache!" „Oheim," entgegnete ich ihm, „werden nicht Ihre Bilder gesucht? — Gibt es nicht gerade in unserer Zeit so viel wackere Meister? Regt sich nicht ein neues Kunstleben? Warum wollen Sie mich davon zurückhalten, wozu mich mein Herz hinzieht?" — Er runzelte die Stirn und schwieg.

Nach einer Weile sagte er dann: „In Gottes Namen sei's, wenn Du dann nicht anders willst! Aber von A . . . . . . g müssen wir dann weg. Du bist reif für den Unterricht einer höhern Anstalt!" — Wirklich geschah dies bald. Er verkaufte plötzlich Haus und Garten in A . . . . . . g um ein Spottgeld, und zog mit mir nach M . . . . , um mich dort auf der Akademie studiren zu lassen. Mit großem Fleiße leitete er meine landschaftlichen Studien selbst. Als ich einen ziemlichen Grad der Kunstbildung empfangen, fiel es ihm ein, M . . . . zu verlassen. „Aber wohin sollen wir denn, theuerer Oheim?" fragte ich. „Laß nur, Joachim," sagte er, „Du wirst es schon sehen." Er war damals ein rüstiger Vierziger, ich ein Jüngling von zwanzig Jahren. Alles wurde zur Abreise geordnet. „Es gibt eine Reise," dachte ich, und meine Neugierde wuchs. Wir wanderten endlich zu M . . . . 's Thore hinaus. „Joachim," hob mein Oheim an, „Du weißt, der Landschafter wie der Maler überhaupt, hat nichts Höheres als die Natur in ihrer Erhabenheit und Poesie. Um ihre Gunst sollst Du jetzt buhlen. Wir gehen an den Rhein zunächst, dann nach Holland und so weiter." Ich umarmte den edlen Mann, denn er hatte in meiner Seele gelesen. Wir durchzogen die himmlisch schöne Rheingegend im Lenz. Ueberall zeichneten wir. Wo es uns gefiel, da blieben wir. Kein schöner Punkt entging uns. Wir durchreisten Holland. — In Scheveningen sah ich das Meer. Eine neue Welt that sich vor meiner Phantasie auf. In Holland weilten wir lange, denn hier gab es so viele Veranlassung zum Studium der niederländischen alten Meister, daß wir ein Jahr und länger blieben. Mein Oheim war in seinem Elemente. Stundenlang konnte er sich vor mich hinstellen, und auf seine eigenthümliche geist- und kraftvolle Weise mir die Verdienste eines großen Landschaftmalers darstellen. Hochbegeistert sprach er von Swanefeld's friedlichen Hainen, von Claude Gelée's reizenden Schöpfungen, wo das weite Gefild voll herrlicher Einzelnheiten in purpurnen Duft verschwimmt, von Ruisdael's einsamen Grün-

den, von Lorrain's Seestücken, von Salvator Rosa's wilden Schluchten und melancholischen Felsthälern, von Berghem's idyllischen Hirtenfluren, von Poussins architektonischen Landschaften. „Diese haben alle," schloß er solch einen kunstgeschichtlichen Vortrag, „die Natur vergöttlicht: wer sie bloß nachahmt, bleibt ein armseliger Copist, ein Fels- und Baum- und Bach- und Wasserfall-Portraiteur, der das höhere, freiere, poetische Walten der Kunst verliert. Seine Landschaften sind geputzte Bauerndirnen." So wies er mich hin mit Wort und That auf das Höchste der Kunst. — Als wir Holland's Schätze beschaut, studirt, genossen hatten, schifften wir uns ein. Wir besuchten England, dann Frankreich und die Schweiz. Nach fünf im köstlichsten Genusse verlebten Jahren kehrten wir nach M....... zurück. „Ein Jahr bleibst Du jetzt noch hier," sagte mein Oheim, „ordnest und verarbeitest Deine gewonnenen Schätze, dann gehen wir nach Italien." — Allein das Schicksal machte einen gewaltigen Strich durch meine schöne Rechnung, an der Hand meines theuren Oheims Italien zu bereisen. Eine gefährliche Krankheit warf ihn auf's Krankenbett, von dem er nicht mehr aufstand. Ich war zum zweiten Male vaterlos. Der Schlag traf mich hart. Als ich die Ueberreste des theuren Oheims dem Schooße der Erde zurückgegeben hatte, meine Vermögensangelegenheiten geordnet waren, wollte ich Deutschland verlassen und in die Schweiz gehen. Ich konnte handeln, wie ich wollte, denn ich war reich. Mein eigenes Vermögen war bedeutend, das meines Oheims noch bedeutender, und ich war sein Erbe.

Ich ging in die Schweiz. In Vevai, an den herrlichen Ufern des Genfersee's, wollte ich mich eine Zeitlang niederlassen, dann nach Italien gehen. Einer wehmüthigen Erinnerung an den heimgegangenen Oheim waren meine Tage geweiht; und wenn ich im Anschauen der herrlichen Umgebungen schwelgte, und im Gefühle hoher Begeisterung mit Klopstock ausrief: „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht!" — dann konnte ich nie den Gedanken

unterdrücken: „O, daß du, edler Mann, mit mir theilen könntest die süßen Stunden des höhern und heiligen Naturgenusses!“ In dieser reizenden Gegend, in der Nähe von Mailleries herrlichen Felsen fand ich reichen Stoff für meine Studien. Täglich schiffte ich auf der Fläche des spiegelhellen See's, oder wanderte an seinen Ufern hin und suchte mir einen Punkt zum Zeichnen, oder ein stilles heimliches Plätzchen, wo ich Klopstock's herrliche, meiner Lage jetzt so entsprechende, heilige Dichtungen las. Ein Plätzchen vor allen war mir theuer. Die Felsen des Ufers bildeten eine kleine Bucht, von der aus ich eine herrliche Aussicht genoß. Unter dem überhängenden Gestrüppe, das ein dichtes Dach wölbte, hatte ich mir an der Felswand einen Moossitz errichtet. Still wie im Grabe war es hier, und darum so ganz meiner Stimmung entsprechend. Täglich wanderte ich dahin, und kehrte oft erst am Abend zurück zur niedlichen heitern Wohnung. Oft war ich schon auf dem Hingange zu diesem Oertchen des Friedens einem jungen Manne begegnet, dessen ganze äußere Erscheinung mir ausnehmend wohlgefiel. Es war eine kräftige Gestalt, hoch und männlich. Auf den schönen Zügen lag ein düsterer Ernst und eine Blässe, die deutlich auf stillen Kummer hinwies. Das rabenschwarze Haar, das schwarze, leuchtende Auge, die ganze eigenthümliche Form des Gesichtes verrieth das Nationelle italienischer Herkunft. Er schien die Einsamkeit zu lieben wie ich. Die Mappe, die er oft bei sich hatte, bewies, daß er der Kunst nicht fremd war. Meine Erkundigungen, die ich in Vevai angestellt, gaben mir kein Licht über den stillen Fremdling weiter, als daß er ein Italiener sei, der seit der unglücklichen Revolution in Neapel hier einfach und still lebe, obwohl er reich sei; sein Name sei Marconi. Ein Umstand, der wenige Tage später eintrat, sollte mich näher zu ihm bringen. Es war an einem heißen Junitage, als ich wieder nach meinem stillen Plätzchen wanderte, um in der kleinen Bucht zu baden. Auf meinem Felsen angelangt, erstaunte ich nicht wenig, dort männliche Kleidungsstücke zu finden,

die ich auf den ersten Blick für die erkannte, welche Marconi gewöhnlich zu tragen pflegte. Ich vermuthete, daß er dort bade, und ging zurück; aber in demselben Augenblicke hörte ich den Angstruf eines Schiffers, der wahrscheinlich Marconi hierher gefahren hatte. Ich eile sogleich zurück, klettere über die Felsen hinab und finde den Schiffer, der sich eben in den Strudel stürzt und den bereits ohnmächtigen Marconi heraus aus den Fluthen zieht. Ich springe ihm bei. Wir legen den Entseelten auf den Rasen des Ufers und beginnen die Mittel anzuwenden, die man bei Ertrunkenen gewöhnlich anwendet. Allein erst nach einer halbstündigen Bemühung kehrte sein Bewußtsein zurück. Er sprach italienisch, was weder ich, noch der Schiffer verstand. Ich winkte ihm, ruhig zu bleiben, was er auch that. Nach und nach kehrte seine Kraft zurück. Der Schiffer erzählte: daß er ihn hierher gefahren habe, um zu baden, daß aber Marconi wohl müsse vom Krampfe überfallen worden sein, indem er plötzlich untergesunken sei. Zum Glück sprach Marconi etwas französisch, wodurch wir uns leidlich verständigen konnten. Recht innig dankte er für die Rettung. Wir brachten ihn nach Vevai mit dem Kahn. Ich begleitete ihn bis in seine Wohnung. Von nun an war unsere Bekanntschaft gemacht, sie wurde Freundschaft — und bald waren wir unzertrennlich. Unsere Freundschaft gewann täglich an Innigkeit und Stärke. Nun wurde die Leere, die ich in meinem Innern gefühlt, wohlthätig ausgefüllt. Die düsteren Schatten wichen, und heiter wie eine Frühlingslandschaft wurde mein Inneres und mein Leben. Ich hatte den Freund gefunden. Marconi war ebenso glücklich. Vereinzelt hatte er bisher gelebt. Keinerlei Umgang hatte er gesucht, denn das Geschick, das ihn aus dem Vaterlande trieb, gebot ihm, Verborgenheit zu suchen. Desto freudiger schloß er sich jetzt an mich an, desto liebevoller. — Eine Neigung einigte uns, die zur Kunst, einerlei Sinn, Gefühl, Denk- und Handlungsart. Noch aber stand ein Hinderniß recht störend zwischen uns — die Sprache. Aber auch hier siegte die Freund-

schaft und Liebe. Marconi gab mir Unterricht in seiner Muttersprache, ich ihm in der meinigen, und bald hatten wir die unaussprechliche Freude, uns gegenseitig verständigen zu können. So lebten wir, bis die festlichen Herbsttage kamen, wo die Freude an den Ufern des herrlichen See's überall ihren Tempel aufschlägt, ohne daß eigentlich Einer den Andern um Herkunft und Schicksale gefragt. Die Gegenwart war uns immer noch genug gewesen, so daß wir es nicht nöthig fanden, in die Vergangenheit zurück zu gehen.

Es war ein herrlicher Herbsttag; die Weinlese beschäftigte tausend fleißige Hände. Schüsse erschütterten die Luft ununterbrochen, Musik schallte überall her, und fröhliche Menschenstimmen sangen und jubelten rings um uns. Wir gingen Arm in Arm die Ufer des See's entlang, und freuten uns der Volksfreude. So kamen wir, ohne es zu wissen und zu wollen, in die Nähe unsrer kleinen Felsenbucht. Marconi bog bald zu ihr ein, und wir langten, die Felsen überkletternd, bei dem Moossitze an. Hier allein war es still. Nur die Schüsse der Nähe und Ferne waren hörbar. Marconi zog mich zu sich nieder. „Ich bin Dir noch Manches schuldig," hob er an, „was ich in diesem stillen Augenblicke, wo unsere Herzen so offen sind, lösen muß." Ich sah ihn groß an, und wußte nicht was er wollte. „Du hast mich nie nach meinen Schicksalen gefragt, so muß ich Dir sie ungefragt mittheilen, denn so lange Du sie nicht wüßtest, wäre immer noch etwas Fremdartiges zwischen uns." Ich setzte mich jetzt vor ihn, und er begann: „Ich bin ein Neapolitaner von nicht niederer Herkunft. Mein Vater stand in hohen Aemtern und Würden. Auch mir öffnete sich eine glänzende Laufbahn. Aber ich und mein Vater wurden Mitglieder der Carbonari-Loge. Die Verhältnisse dieses Ordens zur neapolitanischen Revolution sind Dir bekannt. Auch wir waren nicht unthätig, im Gegentheile, wir standen an der Spitze. Du weißt, welchen Gang die Sache nahm. Ich war einer von den Hauptanstiftern der unseligen Begebenheit, und mußte also als Geächteter fliehen. So kam ich hierher, glück-

licher als viele Andere. Allein wie es meinem Vater erging, in welchem Kerker er schmachtet mit meiner Schwester, das weiß nur der Himmel; ich habe nie mehr Etwas in Erfahrung bringen können. Nun irre ich als Verbannter umher, glücklich, wenn man mir ein Plätzchen zur Ruhe läßt, aber stets verfolgt von der Besorgniß um meinen Vater und meine Schwester." Weinend warf er sich an meine Brust. Er fand innige Theilnahme, die ihm wohlthat. Lange sprachen wir noch über seine Lage, über jenes Ereigniß in Neapel, über seine Zukunft. Der Abend war unterdessen sternenhell über den See und seine Rebenhügel heraufgekommen; allmälig hatte der Freudenjubel aufgehört. Wir gingen ernst nach Vevai zurück und trennten uns. Kaum in meiner Wohnung angelangt, wurde ich durch einen Mann überrascht, der geheimnißvoll hereintrat.

„Vergeben Sie, daß ich Ihnen beschwerlich falle," hob er an, „meine gute Absicht mag mich entschuldigen. Sie sind ein Freund des Italieners Marconi, der hier unter falschem Namen lebt?" —

„Marconi's Freund bin ich; allein was ihre letzte Bemerkung betrifft, so möchten Sie wohl sehr irren, denn —"

„Bitte mir das nicht zu widerlegen," fiel er mir in's Wort; „die Belege sind in der Hand der Polizei, und sagen leider mehr aus, als für den liebenswürdigen Jüngling gut ist. Darum bitte ich Sie, unter dem Siegel unverbrüchlicher Verschwiegenheit, ihm die schnellste Flucht zu rathen. Hier ist er nicht mehr sicher. Kann er diese Nacht noch weg, so wird es um so besser sein. Sagen Sie ihm, es sei eine kleine Schuld der Dankbarkeit, die ihm ein ehrlicher Schweizer hiermit abtrage."

Er verbeugte sich und ging. Ich stand starr vor Entsetzen da. Als ich mich nur ein wenig erholt hatte, eilte ich zu Marconi, ihm die Hiobspost zu bringen. Ich fand ihn schreibend, und theilte ihm die Botschaft mit. Erbleichend hörte er mich an. „O, ich kenne den Mann, der mir das räth!" rief er aus. „Ja, Freund, ich muß fliehen; mein Geschick ist noch nicht versöhnt!"

„Aber wohin willst Du, Freund?“ fragte ich ihn. „Nach Frankreich darfst Du nicht.“

„So gehe ich nach Deutschland. Du selbst sagst, daß ich der Sprache ziemlich mächtig bin. Ich gehe nach Deutschland und etablire einen Kupferstichhandel. Mit dieser Idee trage ich mich ohnedem schon lange, indem die Unthätigkeit, in welcher ich lebe, mich anekelt.“ Der Plan gefiel mir selbst. Während Marconi seine wenigen Effecten packte, schrieb ich ihm Empfehlungsbriefe an meine Freunde in A........ und M......., worin ich sie bat, den jungen Mann zu unterstützen. Ohne daß er es merkte, steckte ich meine Börse in sein Reisebündel; dann eilte ich hinweg, einen Lohnkutscher bis zur deutschen Grenze zu miethen. Als das Alles vollendet war, setzte er sich ein und reiste ab. Angst und Besorgniß, Trauer und Wehmuth raubte mir meinen Frieden. Ich machte kleine Reisen, um mich zu zerstreuen. Als ich zurückkehrte, hörte ich, daß man Marconi habe verhaften wollen. Bald darauf wurde ich vor die Polizei geladen, um mich über die Theilnahme an seiner Flucht auszuweisen, deren ich verdächtig war. Es konnte mir nicht schwer werden mich zu reinigen, da ich bald in dem Beamten den Mann wieder erkannte, welcher auf meinem Zimmer gewesen war und mir Marconi's Gefahr mitgetheilt hatte. — Immer aber war ich noch nicht ganz beruhigt über des Freundes Schicksal, bis endlich der Lohnkutscher zurückkehrte, und mir einen Brief voll des feurigsten Dankes und der feurigsten Liebe brachte. Jetzt wurde ich ruhiger. Es dauerte nicht lange, so schrieb mir ein Freund aus A....... unter anderm: „Ihr Freund Marconi hat nun seinen Kunsthandel mit viel Geschmack und Einsicht eingerichtet, und sein Unternehmen gewinnt sichtlich an Kraft und Ausdehnung; durch seine Bildung, seine Kenntnisse und seine edle Denkart erwarb er sich bald allgemeine Achtung, und ich zweifle nicht, daß er sich das Bürgerrecht verschaffen wird, wozu Ihre und seine Freunde alle mitwirken werden, so viel es immerhin nur thunlich sein wird.“ —

Jetzt zog Friede und Freude wieder in mein Herz ein. Ich konnte wieder meiner Kunst leben. Alles suchte ich vorzubereiten, daß ich mit dem kommenden Frühling nach Italien abreisen könnte. Den Winter über ging ich nach Genf, und lebte dort weniger ungesellig als in Vevai. Die Künstler, die ich hier kennen lernte, brachten mich in nähere Berührung mit den ersten gebildeten Familien der Stadt, und trugen Alles dazu bei, meinen Aufenthalt in Genf zu verschönern. Hier gelang es mir, mich vollständig mit der süßen, wohlklingenden Sprache Italiens vertraut zu machen. Unter den wechselnden Freuden des geselligen Lebens und künstlerischen Beschäftigungen floh der unfreundliche Winter dahin. Oeftere Briefe von Marconi und meinen Freunden und Kunstgenossen im lieben Vaterlande verschönerten noch mehr meine Tage, und so kam denn endlich der liebe Frühling. Als der März mit seinem blauen Himmel und blauen Veilchen gekommen war, hatte ich nicht mehr Rast. Mir war's wie dem Zugvogel, der sich nach dem fernen Lande sehnt, und unruhig seine Flügel schlägt. Ich verließ Genf, von den Segenswünschen meiner Freunde begleitet, machte noch einen Abstecher, um die Fernsicht vom Rigi-Culm zu genießen, und die Alpen in ihrer ganzen schauerlichen Wintergestalt zu sehen — und zog dann über den Mont-Cenis dem lieben Italien zu. Wie man nur durch Kämpfe, Entbehrungen, Entsagungen, Selbstüberwindungen zum Himmel bringt, — so nur kann man in das paradiesische Italien auf dem Wege, den ich nahm, — nur nachdem man unter tausendfachen Mühseligkeiten über die wildesten Berge, durch ewigen Schnee, an Abgründen vorüber, worin einst ganze Heere versanken, über Klippen, deren scharfe Zacken des Wanderers Fuß verletzen, durch eine Oede, in der jede Spur des Lebens beinahe, bis auf das Geschrei eines Steinadlers, verschwunden ist, und wo die arme Spur des Menschenlebens, das Bild des höchsten Elends und der höchsten Selbstverleugnung, einige armselige Hütten und die schwarzen Mauern eines Mönchsklosters, ist, — gelangen. —

Ich hatte mir vorgenommen, zu reisen, wie der geniale Spaziergänger nach Syrakus, und diese Art war es eben, die meiner Beobachtung den meisten Stoff darbot. Meine Effecten hatte ich nach Mailand mit der Post gesandt. Mein Reisebündel, meine Mappe, ein tüchtiger Bergmannsstab zum Schutz und Trutz — das war Alles, was ich genommen hatte, und so verließ ich Lans-le-Bourg, und stieg die Wunderstraße hinan, die Napoleon's Ehrengedächtniß bei kommenden Geschlechtern erhalten wird. Höchst ermüdet langte ich im Posthause an. Es hatte für mich etwas außerordentlich Reizendes, hier auf dieser gewaltigen Höhe zu übernachten. Es war noch früh am Tage, darum nahm ich einen Führer, und wanderte mit diesem herum, von der Eisdecke des See's bis zu den schroffesten Abhängen gegen Piemont zu. — Erquickt und gestärkt durch balsamische Luft, die mich auf der italischen Seite umwehte, ergriffen von den seltsamen Bildern dieses für mich so fremden Landes, trat ich in das Piemontesische ein. Das alte, kleine, an Mönchen und Soldaten reiche, an Bürgern und Gewerbefleiß arme Susa hatte für mich einen seltsamen Werth. Alle Wände, selbst die Kuh- und Schweinställe, sind mit Al-Fresco-Gemälden bedeckt, Heiligenbilder und Legenden darstellend, wo denn Anachronismen, seltsame Verwechselungen und Vermischungen aus dem Cyclus der römischen und griechischen Mythen und der christlichen Heiligen-Geschichte sich in ergötzlichem Gemische vorfanden. Ich weilte lange in Susa, weil eben dieser Bilderreichthum mir viele Freude machte. Es fehlte aber auch nicht an alten Fresken, deren manche nicht ohne Kunstwerth waren. — Ganz mir selbst und dem Genusse der Betrachtung lebend, zog ich nur langsam weiter. Meine Mappe wurde reich in diesen Gegenden schon. Aber nun lag noch so viel vor mir, so viel Herrlicheres und Größeres. Ich mußte mich selbst überwinden, um nicht in Turin länger zu verweilen. Nur was an mein Kunstgebiet grenzte, was Turin an architektonischen Sehenswürdigkeiten, an Schätzen alter und neuer Bilder besaß,

wurde betrachtet — studirt. Die Gefälligkeit eines Mannes, an den ich von Genf aus empfohlen war, half dem unbedeutenden Fußwanderer mehr in dem aristokratischen Turin, als all sein Geld. Ich verließ Turin mit mancher schönen Erinnerung an herrliche künstlerische Productionen — und wanderte ohne den wunderthätigen Thomasgürtel, noch die hinabgesunkene Herrlichkeit Vercelli's beobachtet zu haben, dem herrlichen Mailand zu.

Es ist überraschend, wie jetzt die Physiognomie der Gegend wechselt. In Piemont Verfall des Gewerbfleißes, öde Ländereien, vernachlässigte Cultur des Bodens — hier üppige Reisfelder, herrliche Baumpflanzungen, überall Betriebsamkeit. In Piemont halbnackte und dennoch grotesk-geschmückte, herkulische, aber häßliche Gestalten der Männer und Frauen — hier Reinlichkeit, Anmuth, Ordnung, Schönheit — mit einem Wort, ein völliger Contrast. Unter solchen Beobachtungen, aber um Vieles heiterer gestimmt, erreichte ich das alte Milano, dessen herrlicher Dom meine Blicke unwillkürlich fesselte durch seine imposante Gestalt, durch sein kunstvolles Aeußere. Mehr aber noch wirkte der Name Leonardo da Vinci, den hier das Herrlichste, was er schuf, verewigt, wenn auch längst der Kalk von der Mauer wird gefallen sein, der Leonardo's Götterwerk trägt. Für Mailand durfte ich die Zeit nicht karg zumessen, denn hier gab es so viel für meine Kunst, was reiche Ausbeute bot, hier schimmerten mir noch die Namen: Luini, Ferrara, Bramante, Appiani und Anderer entgegen, die mich lockten, die Gebilde ihres Pinsels zu studiren. Hier in der Nähe enthüllte die Natur ihre reiche Pracht in verschwenderischer Fülle am Comer- und Maggiore-See; aber dennoch lockten Florenz und die Weltbeherrscherin Roma gewaltig. Jede Minute in Mailand war mir heilig und nur dem Kunstgenusse geweiht. Ich brachte meine meiste Zeit in der Gallerie oder der hier sobenannten **Pinacotheca** zu, wo die Schätze dieser alten Meister und des göttlichen Raphael und seines Lehrers Perugino aufbewahrt, und dem Studium des Künstlers und der Beschauung des Kunstfreundes dar-

geboten werden. Einer der herrlichsten Tage, an dem der tiefblaue, reine italische Himmel in seiner ganzen Herrlichkeit zu schauen war, kam ich nach dem alten Como, dessen Ansehen weniger freundlich, als seine Umgebung ist. Zeichnete oder malte ich diese Gegend, ich würde das einzige bedeutungsvolle Wort „Frieden!" darunter setzen, denn das ist der Charakter dieses Paradieses. Hier in dieser wundervollen Umgebung, wo Plinius die schönsten Tage lebte, so mancher Weise und Held, so manche verfolgte Tugend nach ihm Frieden fand; hier, wo die herrlichen Ufer des See's von Villas im schönsten Baustyle prangen, hier möchte man immer weilen. Rom! rief ich oft, wenn ich, von einem Barcarolo gerudert, im Mondstrahl, umtönt von Gesang und Musik, die Spiegelfläche des See's durchschnitt, Rom! warum lockst du mich in dein lebendiges Grab? — Wie reich für meine Studien war hier der Gewinn! Der Anblick ist wundervoll. Jeder Punkt bietet neue Schönheiten dar. Paläste und Villas, in Orangen- und Myrthenhainen versteckt, zieren die Felsen, die Ufer, die Vorgebirge, und schauen hinaus in die Spiegelfläche. Klöster und Kirchen, Kapellen und Einsiedlerhütten, Wasserfälle, Baumpartien, Wiesen und Weinberge überall — und darüber schauen die Riesen der Urwelt, die Alpen Veltlins und Graubündens hervor, als sollten sie schützen dieses herrliche Ländchen. Ich habe drei ganze Wochen hier gelebt und gemalt und genossen, und dennoch sah ich immer Neues, noch nicht Gesehenes, wenn ich den verschlungenen Pfaden an den Windungen des See's folgte, oder in der Barke den See durchschnitt. Oft saß ich stundenlang unter der Platane des Plinius und träumte mich in jenes klassische Alterthum zurück. Unter ihr las ich seine Briefe, die er hier schrieb. Mit Wehmuth schied ich, als endlich meine Zeit abgelaufen war, und nahm eins der schönsten Bilder in meiner Phantasie und die Erinnerung an harmlos glückliche Stunden mit hinweg. Ich flog mehr als vielleicht gut war durch Pavia, Genua, Piacenza, Modena nach dem herrlichen Florenz. Hier gab es wieder so viele Anzie-

hungspunkte der Natur und Kunst, daß ich mich wie gefesselt fühlte.

Die Ebenen der Lombardei waren durchwandert. Das Liebliche, Idyllische gab nun wieder dem Romantischen Raum und ging allmälig in dieses über. Die Apenninen waren reich an herrlichen Scenen neuer, wundersamer Art. Einen Genuß ganz einziger Art gewährte mir der Anblick des Monte di Fo, oder auch di Fuoco mit seinen Lichtern und Flämmchen an einem heiteren Abend. Herrlich vom Monde beleuchtet, erglänzten die gewaltigen Felsenmassen des Giogo, den ich von la Pietra Mala aus erstieg, um den unaussprechlich herrlichen Anblick des schönen Landes im Strahle der aufgehenden Königin des Tages zu genießen. Je näher man Florenz kommt, desto üppiger und reicher die freigebige Mutter Natur ihre Schätze und Schönheiten entwickelt und darbeut. Nun betrat ich Florenz, wo Brunelleschi und Michel Angelo, Donatello und Ticiotti, Vasari und Ghiberti, Andrea del Sarto und Cellini, und über Allen — Raphael mit seiner Madonna della Sedia mich entzückten. Herrliche Stunden des höchsten Kunstgenusses, reich an Belehrung und Lust, verlebte ich. Bald waren es Buonarotti's und Brunelleschi's Wunderwerke der Baukunst, bald die herrlichen Bilder und Sculpturen, die mich anzogen, ergötzten, belehrten.

Es ist der Weg von dem blühenden Leben in das Grab — der von Florenz nach Rom. Und doch schlug mir das Herz, je näher ich kam. Die Natur ist nicht geeignet, hier den Geist zu fesseln; ihre Oede, ihre Leere, das Elend, die Armuth, die Bettelei, diese beiden Nachtseiten der Natur und des Menschenlebens, treten im traurigen Einklange vor die Seele wie vor das Auge, und tragen nur dazu bei, daß das Wesen des Reisenden nur auf einen Punkt sich fixirt — auf das einst weltbeherrschende Rom, dessen Leben in Trümmer ging, und dessen Trümmer so voll Leben sind. Nur die süße Erinnerung erquickte mich auf dieser Reise, und ihr Schatz wäre reich genug zu einer noch weit größeren Reise gewesen. So

nahte ich Rom mit Gefühlen, die ich nicht aussprechen kann. Die Bilder meiner Jugend, wo ich die Helden Roms so hoch verehrt, später die Werke seiner Geschichtschreiber, Dichter, Redner gelesen und von ihnen hochbegeistert worden, traten alle jetzt vor meine Seele. Ich sah die Vorwelt aus ihrem Grab erstehen und leben. Ich lagerte mich unter den Schatten eines Olivenbaums und träumte von den Helden und großen Geistern. Hier lebte Mucius Scävola, Curtius, Brutus, Cato, Scipio und alle die Großen, deren Thaten uns schon frühe Bewunderung und Verehrung einflößen. O wie viele Erinnerungen traten jetzt vor meine Seele. Mit solchen Erinnerungen und den ihnen entsprechenden Gefühlen und Erwartungen betrat ich Rom. —

Ueber dem Schauen vergaß ich meine eigentlichen Zwecke eine lange Zeit. Ich war überall. Ich wollte die Gesichtszüge des alten und neuen Roms erst kennen lernen, ehe ich Anderes unternahm. Doch auch hier war mir der Zufall günstig. Ich lernte bei Tivolis herrlichen Cascadellen einen deutschen Jüngling kennen, einer Kunst mit mir beflissen. Bald führte er mich in Roms Künstlerwelt ein, und nun begann mein geregeltes Studium wieder mit allem Eifer. Oft hatte ich bisher Marconi's gedacht, oft den Wunsch gehegt, von ihm Etwas zu erfahren, aber dieser Wunsch war nicht erfüllt worden. Jetzt sollte ich diese Freude haben. Gerade, als ich mit einem Manne, dessen Kenntnisse groß, dessen Kunstbildung höchst achtungswerth, dessen Freundschaft mir unschätzbar war, eine Wanderung nach Magliano in die Sabiner Berge vornehmen wollte, brachte man mir Briefe von dem Handelshause in Genf, dem ich meine Gelder anvertraut hatte, und eingeschlagen war ein Brief von dem geliebten Marconi. Er athmete ganz die Liebe, die der edle Mensch für mich fühlte. Marconi schrieb, wie er in A....... sich so glücklich fühle in dem Kreise seiner Thätigkeit, wie sein Wohlstand wachse. Er berichtete mir von meinen Freunden glückliche Ereignisse. Aber mit besonderer Bedeutung fragte er, ob ich Neapel

schon besucht habe? Sei dies nicht, so bitte er mich, dort zart und leise nach den Schicksalen der Familien Carigliani und Pescara zu forschen. Jedoch empfahl er dringend Vorsicht, und bat, zu meiner und seiner Sicherheit, den Brief zu vernichten. Heiterer als je traf mich mein Freund, der Freiherr von M....... Sein Wagen wartete. Fröhlich stiegen wir ein. Die Reise war schön. Der heiterste Himmel lachte uns. Ein milder Regen, der in der letzten Nacht gefallen war, hatte die Gegend erfrischt. Alles prangte im herrlichen Grün. M....... hatte in Magliano einen Bekannten, der ein sehr schönes Landhaus außerhalb des Ortes besaß. Das Landhaus lag auf einer Höhe, die eine weite Aussicht beherrschte, reich an schönen Einzelnheiten. In diesem Landhause bewillkommte er uns. Ich fand einen wackeren, sehr unterrichteten Mann, der mir bald Achtung und Wohlwollen abnöthigte. Alles bot er auf, um uns den Aufenthalt sehr angenehm zu machen. Uns Beiden gefiel es so wohl in dieser ländlichen Stille, daß wir gar nicht an die Stadt und die Abreise dachten. Unser freundlicher Wirth hatte Alles darauf angelegt, uns recht lange bei sich zu behalten. Bestimmten wir auch einmal den Tag der Abreise, so hatte er entweder eine Partie schon angeordnet, die nicht abbestellt werden konnte, oder er bat mich, ihm ein Gemälde zu restauriren, mit einem Wort, es war, als sollten wir Magliano nicht mehr verlassen.

Ein Hauptvergnügen hatte der freundliche Mann dem Baron aufgespart, eine Jagdpartie. Lange schon hatte M....... Deutschland verlassen, und dort war die Jagd auf seinen Gütern eine seiner Schooßfreuden gewesen. Seit er Italien bereiste, hatte er dies Vergnügen entbehrt; kein Wunder also, daß er sich kindisch freute. Mir selbst, obgleich ich kein Freund der Jagd war, machte es um seinetwillen Vergnügen. So wurde denn mit besonderer Sorgfalt Alles beschickt, was nothwendig war, das Vergnügen zu erhöhen. Abends zuvor wurde abgeredet, daß wir uns in drei Partien trennen, und Jeder von uns einige Schützen zu sich

nehmen sollte. Ein sehr hoher Punkt im Sabiner Gebirge, von dem unser Wirth mir eine herrliche Aussicht versprach, war als Sammelplatz bestimmt. Dort sollten wir uns um die bestimmte Stunde finden und ein waidmännisches Mahl unter dem Laubdach der immergrünen Eiche uns erfreuen. Freundlich und hell kam der Morgen. Kein Wölkchen unterbrach den tiefen Azur des italischen Himmels. Wohlgerüche dufteten uns entgegen. Die Schützen gesellten sich mit den Hunden zu uns. Mir wurde das Loos rechts, in der Richtung nach Togliacozzo hin das Gebirge zu durchwandern. Zwei Jäger begleiteten mich, Leute aus Magliano, deren nicht eben vortheilhaftes Aeußere mir durchaus nicht gefiel. Der Eine war ein junger Kerl von etwa zwanzig Jahren. Er hatte ein kühnes, unternehmendes Gesicht, aber es lag ein Zug von Spitzbüberei darin, der sehr abstieß; dabei war sein Blick unstät, seine Haltung und Sprache dreist und trotzig. Der Andere war älter. Er konnte Vierzig haben. Sein Gesicht sprach Hinterlist und tückische Bosheit aus. — Beide waren nichts weniger als vortheilhaft gekleidet. Armuth und Lumperei war vorherrschend. Mich schuderte, wenn ich diese Galgengesichter ansah und daran dachte, wie ich mich so ganz in ihrer Gewalt befand. Zuversichtlich verließ ich mich auf eine Doppelbüchse, mein Waidmesser und meinen Sultan, eine kräftige Dogge, ächt englische Raçe, der sehr stark und treu war. Ich trat mit meinen Begleitern, deren Jeder ein einfaches Gewehr trug, den mir bezeichneten Weg. Anfangs ging der Weg über moosige Anhöhen, bald aber bogen wir in tiefe Schluchten ein, mußten über Felsen klettern, ohne daß wir irgend Wild angetroffen hätten. Immer höher stiegen wir. Ich bemerkte einigemale meinen Begleitern, daß wir zu weit rechts uns hielten, und uns zu weit vom Sammelplatz entfernten. Allein sie schwuren, daß wir auf dem rechten Wege seien. Jetzt hörte allmälig das Gestrüpp auf, durch welches wir uns bisher hatten durchwinden müssen. Ein schöner Hochwald nahm uns auf. Bald wurde uns

die Freude, Wild aufzuthun. Fernher klangen einzelne, kaum vernehmbare Schüsse. Wir schossen alle Dreie, ich zweimal. Das Wild fiel. Freudig setzten wir uns nieder, um auszuruhen und von Neuem zu laden. Kaum war das geschehen, als plötzlich hinter mir ein Schuß fiel, und mein Sultan heulend sich zu meinen Füßen wand und starb. Ich fuhr auf und griff nach meinem Waidmesser — aber — schon waren meine Arme gehalten. Ich wurde rücklings niedergeworfen. Vier furchtbare Gestalten standen mit gespannten Pistolen um mich, während zwei mich fesselten. Mit scheinbarer Angst entflohen meine Begleiter, die nicht einmal verfolgt wurden, was mich sicher auf ein Einverständniß mit den Räubern und ihnen schließen ließ. Ich wurde gefesselt. Man nahm meine Büchse, mein Waidmesser, meine Börse, Uhr und Alles, was ich von Werth bei mir trug. Einer der Räuber, wie es mir schien, der Hauptmann, zog sein Wamms, an dem deutlich genug die Spuren von Blut klebten, aus, und gebot mir unter furchtbaren Drohungen, meinen Rock mit ihm zu vertauschen. Das, was sie bei mir fanden, schien ihren Erwartungen nicht zu entsprechen, denn sie gaben mir heftige Kolbenstöße. Ich wollte reden, allein der Eine rief: State zitto! hai pure voglio de parlare! Bei diesen Worten machte er eine Bewegung mit dem Dolche gegen meine Kehle. Das Klügste, was ich thun konnte, war, daß ich schwieg, und mich geduldig in mein unerfreuliches Geschick ergab. Kaum waren die Räuber einigermaßen mit ihrem Fange fertig, so befahlen sie mir, ihnen zu folgen. Einen wehmüthigen Blick warf ich auf den Leichnam meines treuen Sultan. Laut und schallend lachten die Räuber. Sie nannten mich ein Weib und dergleichen. Nun ging unser Weg vorwärts durch das Dickicht des Waldes, immer auf der Höhe fort. Wir mochten ungefähr zwei bis drei Miglien so gewandert sein, als plötzlich ein durchdringender Pfiff aus einiger Entfernung sie stutzen machte. Eine Weile rathschlagten sie leise, dann entfernten sich Dreie. Wir Uebrigen blieben. Bald

darauf fielen mehrere Schüsse. Frohlockend kam ein Räuber durch den Wald (es war Einer, den ich noch nie gesehen) und rief. Wir folgten ihm bis zu einem freien Platz, über den ein Fahrweg ging. Ein Wagen war dort umgefallen, die Pferde waren vom Kutscher losgeschnitten, und man sah ihn weiter unten eilig mit ihnen fliehen. Einzelne Kugeln flogen ihm nach, ohne ihn jedoch zu erreichen. In dem Wagen saß ein Mann in reicher Kleidung, den eine Kugel schwer verwundet hatte. Er wurde herausgerissen, geplündert, der Wagen ausgeleert, so schnell es gehen mochte. Der Beraubte athmete noch. Stirb, Hund! rief einer der Räuber, und stieß ihm seinen Dolch in die Brust. Dann kniete er nieder bei ihm, betete ein Ave, und dann ging's eilig und frohlockend über die Beute des glücklichen Tages weiter. Mir standen bei diesen Auftritten die Haare zu Berge. Kalt rieselte es durch meine Glieder. Die Räuber ließen mich nicht lange überlegen. Wir nahmen jetzt unsere Richtung südöstlich, und kamen mit einbrechender Nacht auf einen einzeln liegenden Hof, wo die Räuber gut aufgenommen und als alte Freunde vom Hause bewirthet wurden. Ich war so ermattet, daß ich nicht weiter gekonnt hätte. Eine schlechte Mahlzeit wurde mir ertheilt. Jetzt erst befragte man mich, wer ich sei? Sie glaubten bisher, den Baron L . . . . gefangen zu haben. Desto unangenehmer war es ihnen, daß ich nur ein Maler sei, von dem nicht viel zu hoffen stehe. O, sagte der Hauptmann, Du bist mit dem Baron nach Magliano gekommen, und bist sein Freund, so mußt Du für ihn aushalten.

Der Hauptmann setzte mir nun mein Lösegeld auf fünfzehnhundert Scudi. Ich erklärte, daß der Baron das nie für mich zahlen würde. Allein das war fruchtlos. Tobend fielen sie über mich her. Ich mußte an das Haus in Rom, durch das ich meine Gelder bezog, schreiben. Dieser Brief sollte in Aquila, das ungefähr noch sechs Miglien entfernt lag, zur Post gethan werden. — Als dies geschehen, stellte der Hauptmann seine Wachtposten aus,

und wir legten uns nieder. Aber der Schmerz meiner Hände, die unter den Stricken angeschwollen waren, meine allzugroße Ermüdung, ließ mich nicht schlafen, und die Auftritte dieses Tages, der Gedanke an den Schrecken meiner Freunde in Magliano beunruhigten mich sehr.

Noch war der Tag nicht angebrochen, noch lag Finsterniß über den Apenninen und ihren Thälern und Schluchten, als wir unseren Weg in derselben Richtung fortsetzten. Ueber Haiden und Felsen hinweg, durch Wälder und Gießbäche führte unsere unwegsame Wanderung. Still und lautlos ging es weiter. Als am Mittag die Sonne heiter und freundlich, aber heiß und gluthig über uns stand, nahm uns ein lieblicher Buchenwald auf. Der Hauptmann gesellte sich zu mir. „Giacomo," hob er an (er hatte meinen Vornamen Joachim in Briefen gelesen), „Du bist so trübe gestimmt, und das ist nicht gut. Die Maler sollen lustig sein, hörte ich immer; darum sei es auch. Du gefällst mir. Höre, wie wäre es, wenn Du uns maltest, wie wir hier um das Feuer sitzen und uns unsere Kastanien braten?" — Ich mußte lachen. „Habt Ihr denn Papier und Blei?" fragte ich. Er zog Beides schnell aus seiner Netztasche heraus und reichte es mir. Ich mußte also wider Willen portraitiren. Er war einmal etwas günstig für mich gestimmt, so mußte ich seine Gunst zu erhalten suchen. Ich suchte ihn also hervorzuheben. Alle Räuber saßen umher und gafften mich an. Die gespannteste Neugierde lag auf den wilden Gesichtern. Als das Blatt vollendet war, schlug der Hauptmann, der es zuerst in die Hand nahm, eine gellende Lache auf. Ich konnte es deutlich wahrnehmen, wie wohl er sich gefiel. Freundlich reichte er mir die Hand. „Du bist brav, Giacomo!" rief er lustig, und klopfte mir auf die Schulter. „Ich wollte, Du könntest immer bei uns bleiben!" Ich dankte für solche Ehre, was er durchaus nicht übel nahm. Die Anderen besahen das Blatt mit Wohlgefallen und auch mich freundlicher. Von nun an plauderte der Hauptmann stets mit mir. Am Abend erreichten wir sehr ermüdet ein enges, tiefes Thal, worin

mehrere Hütten standen. Das war der stetige Aufenthalt der Bande, die aus dreißig riesigen Burschen bestand. Ich erhielt die Ehre, des Hauptmannes Hütte zu theilen. Unsere Hausgenossenschaft bestand noch in einer Dirne, die des Hauptmannes Buhle war. Noch an diesem Abend fragte mich der Hauptmann, ob ich ihm eine Madonna malen wolle? Was ich ihm unter der Bedingung zusagte, daß er mir Farben und Pinsel besorge. Ehe noch der Abend des folgenden Tages, den ich größtentheils auf meinem Mooslager zubrachte, heraufdämmerte, trat er plötzlich frohlockend ein, und reichte mir ein Kästchen mit Wasserfarben in Muscheln und einige Pinsel. Ich mußte bei des Hauptmannes sichtbarer Freude die Farben gut finden, und begann meine Arbeit, indessen der Hauptmann mit dem größten Theile der Bande auf Speculation auszog. Ich malte; aber in welcher Stimmung, mit welchen Gefühlen? — — Eben mochte ich meine Zeichnung mit dem Blei vollendet haben, als ich einen Seufzer hinter mir vernahm. Ich fuhr herum, und — mir war, als stehe ein Engel vor mir. — Ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, mit einem Engelsgesichte, stand hinter mir. Der Knabe erröthete, da er mein Erschrecken wahrnahm, und bat mit einer außerordentlich wohllauten Stimme um meine Verzeihung. Ihn bei der Hand nehmend, zog ich ihn zu mir.

„Wer bist Du, Kleiner?“ fragte ich.

„Ein Gefangener, wie Ihr,“ war seine Antwort.

„Und bist nicht eingelöst?“ —

„Mein Vater ist alt und arm,“ erwiederte er mit Thränen, und fuhr fort: „Wir sind schon ein halbes Jahr hier in der Gefangenschaft, und haben keine Hoffnung, unser Lösegeld zu zahlen. Und zudem sind wir jetzt den Räubern zur Last.“

„Wo ist denn Dein Vater?“

Der Knabe führte mich hinaus. Da saß mit gefalteten Händen ein silberhaariger Greis an einem Baum. Er schien zu beten, denn das matte Auge war emporgerichtet und die Lippen bewegten sich

leise. Der Ausdruck des Gesichtes war edel und stolz. Wir zögerten eine Weile, ehe wir uns nahten. Als uns der Greis erblickte, stand er auf, um mich zu begrüßen.

Es entwickelte sich bald ein Gespräch zwischen uns, aus dem ich den Schluß ziehen mußte, daß dieser Greis einst eine bedeutende Stelle in der menschlichen Gesellschaft eingenommen, denn Geist, reiche Kenntnisse, eine gewählte Sprache und ungemeine Menschenkenntniß waren in ihm unverkennbar. Ich mußte ihm die Art meiner Gefangennehmung mittheilen. Er erzählte mir die seine. Er wurde auf einem Landhaus in der Nähe von Neapel, wo er bei einem Freunde wohnte, aufgehoben. Der Greis aber berührte nicht seine Armuth — mit einem tiefen Seufzer und dem Ausdrucke schloß er: „Die Wege des Herrn sind wunderbar!" — „Aber gut!" fiel mein freundlicher Knabe ein.

Das Glück entfrembet, das Unglück befreundet die Menschen. Wir waren bald Freunde. Der Greis schien neu aufzuleben, indem er über die ernstesten und heiligsten Angelegenheiten des Geistes und Herzens mit mir reden konnte. Luigi — so hieß der Knabe — hatte eine Laute, die er herrlich spielte und mit einer Stimme begleitete, die ich reiner und schöner nie gehört. Obgleich es der Hauptmann nicht gern sah, daß ich mit dem alten Mann umging, so söhnte ihn doch die Vollendung meines Madonnenbildes ganz mit mir aus. Er fiel mir um den Hals, als ich es ihm gab. „Giacomo!" rief er aus, „dreihundert Scudi erlasse ich Dir an Deinem Lösegeld, wenn Du noch nicht hineilst, sondern unter uns noch einige Tage weilest, wenn auch Dein Geld kommt."

Ich versprach es ihm gerne, denn die beiden Menschen waren mir theuer geworden.

Eines Abends, wo die ganze Bande versammelt war, befahl der Hauptmann Luigi, zu spielen, damit sie tanzen könnten. Der Knabe spielte. Lustigkeit ergriff Alle, und im wilden Tanze drehte man sich. Alle Räuber wollten mir wohl. Alle baten mich, auch

zu tanzen. Ich nahm diese Gelegenheit wahr, mir die Gunst der Buhle des Hauptmannes zu erwerben, die mir ob meiner Gleichgültigkeit gegen sie gram geworden war. Allein der seltsame Luigi wollte, als er das wahrnahm, nicht mehr spielen. Es wäre ihm unwohl, entschuldigte er sich. Nur auf meine dringende Bitte that er's, aber mit sichtbarem Widerwillen. Mein Tanz war zu Ende. Gib mir Deine Laute, lieber Luigi, sagte ich schmeichelnd zu ihm, ich will Dir ein deutsches Lied singen zum Lohne, daß Du mir gespielt. Er sah mich mit den schönen großen Augen gar sonderbar an, reichte mir sogleich die Laute und setzte sich zu mir auf den Rasen. Ich spielte Mozart's „Vergißmeinnicht" und sang dies schöne Lied. — Alles war Ohr. Selbst die rohesten Räuber schienen gefesselt, man hätte mögen jeden Athemzug hören, so stille war es. Luigi's Auge glänzte wie verklärt. — „Bravo!" riefen die Räuber, da ich endete. Ich ging aber plötzlich in die Weise des Saltarello über. Wie elektrisirt waren jetzt Alle, und ohne nur ein Wort zu reden, hoben sie den Tanz an. Ihre Heiterkeit wuchs. Ich ließ die üppige Tarantella folgen und vollendete so ihr Glück. Dankbar drückten sie mir die Hände für den hohen Genuß, den ich ihnen bereitet. Jetzt bat Luigi noch um ein Lied. Ich sang ein ernstes, wehmüthiges Lied. Auch der Greis trat herzu und horchte still meiner Weise. Jetzt hatte ich mir die Liebe der Räuber versichert. Ich nahm den Hauptmann bei der Hand und ging mit ihm allein in den Wald.

„Hauptmann," hob ich an, „ich habe eine Bitte an Euch, die Ihr mir gewiß nicht abschlagen werdet!" —

„Bitte, Giacomo," rief er; „so es in meiner Gewalt steht, hast Du mein Wort, daß ich es erfülle!"

„Wohlan," fuhr ich fort, „laßt Luigi und seinen Vater mit mir ziehen, wenn mein Lösegeld kommt! Die dreihundert Scudi mögt Ihr für sie noch nehmen."

Er sah mich überrascht an. „Giacomo, das wird nicht gehen!" sagte er nachdenkend.

„Warum nicht? Ihr werdet ja doch nie ein Lösegeld von ihnen erhalten, und müßt sie doch füttern."

„Da hast Du freilich Recht — aber —"

„Aber? Warum macht Ihr so viel Hindernisse, wo es doch gilt, von einer Last frei zu werden?" —

„Aber," fiel er mir ein, „wie kommt es, daß Du so viel Antheil an ihnen nimmst, so sie Dir doch fremd sind?" —

Ich durfte nicht lange sinnen. „Ich will Luigi als Schüler annehmen, daß er auch Heiligenbilder male, wie ich Euch eins gemalt habe." —

Diese Erinnerung an den geleisteten Dienst war von guter Wirkung. „Nun," sagte er lächelnd, „magst sie mit Dir nehmen!" — Ich drückte ihm dankbar die Hand. Wir gingen zurück. In tiefes Sinnen verloren, stand Luigi an einem Baume. Luigi, lispelte ich ihm in's Ohr, Du bist nun mein, und frei mit Deinem Vater! Der Knabe fuhr erschreckend zusammen, er sah mich an, so fragend, so zweifelhaft und freudig zugleich, daß ich es ihm erklären mußte. Da faßte er meine Hand und drückte sie an seine Lippen, dann lief er zu seinem Vater, auch ihm die frohe Kunde zu bringen.

Die Räuber standen Alle in einem Kreis um den Hauptmann, als ich zu ihnen trat. „Giacomo," rief mir dieser entgegen, „da ist Dein Lösegeld!" — Wirklich sendeten die Bewohner des Hofes, auf dem wir übernachtet, einen Brief an mich nebst dem Gelde. Der Brief war von meinem Freunde L . . . . — Er schilderte mir seine Todesangst um mich, seine Maßregeln zu meiner Befreiung. Die beiden Kerls, die mich begleitet, saßen im Gefängniß. Ihr Einverständniß mit den Räubern war erwiesen. —

„Nun wirst Du morgen weg wollen?" fragte unzufrieden der Hauptmann.

„Nein," entgegnete ich. „Morgen bleibe ich noch, wenn Ihr hier bleiben wollt, dann sollt Ihr tanzen, so viel Euch lieb ist."

Freude strahlte jetzt von ihren Gesichtern. Alle versprachen,

morgen recht lustig zu sein. Der Abend war etwas kühl, darum zogen sie sich Alle in die Hütten. Ich suchte Luigi und seinen Vater. Ich fand Beide in Thränen der Freude und des Danks. Es wurde nun zwischen uns Alles verabredet. Der Greis aber widerstrebte heftig, daß er bei mir leben solle. — Es kostete ihn eine unendliche Ueberwindung, es anzunehmen. Luigi weinte sehr. Es gelang mir durch freundliche Ueberredung, Beide zu beruhigen.

In Saus und Braus wurde der folgende Tag verlebt. Tanz, Gesang und Spiel wechselte ab. Die Hoffnung, meine Freiheit wieder zu erhalten, der freudige Gedanke, zwei gute Menschen gerettet zu haben, machte auch mich überaus fröhlich und heiter. Am Abend gab mir der Hauptmann fünfzig Scudi. „Nimm das, Giacomo," sagte er; „Du wirst es auf der Reise brauchen können." Nebst dem Gelde händigte er mir einige Zeilen von seiner Hand ein, die mir als Sicherheitskarte dienen sollten.

Der Morgen der Abreise kam. Traurig drückten mir die Räuber die Hand, indem sie mir ihr: Addio, vai in pace zuriefen. Dem Hauptmanne that das Scheiden weh. Auch dem Greise schüttelten sie die Hand und dem Knaben. Wir gingen, von dem Hauptmanne selbst begleitet, bis in die Nähe von Tagliacozzo. Dort schied er, noch einmal mich umarmend. In Tagliacozzo blieben wir die Nacht. Dann nahm ich Maulthiere, und so ritten wir unter traulichem Gerede über Palombano, Lamontano nach Rom, wo wir glücklich und zur Freude unser Aller und meiner Freunde am dritten Tag eintrafen.

Ich hatte nun meine Familie. Mein Logis hatte hinlänglich Raum für Colli, so hieß der Greis, Luigi und mich. Ich hatte Colli so lieb gewonnen, als wäre er mein Vater. Während ich arbeitete, las er mir aus Dante und Tasso vor, abwechselnd mit Luigi, der mit einer innigen Liebe an mir hing.

Als nun der ruhige, stille und harmlose Gang meines Lebens wieder zurückgekehrt war, dachte ich ernstlich daran, Luigi im Zeich-

nen zu unterrichten, wozu ich so viele Lust in ihm zu finden meinte. Eines Abends, wo wir unter dem schönen Lorbeer unseres Gärtchens saßen, und Luigi mit seiner Engelstimme die Accorde meiner Guitarre begleitet hatte, fragte ich ihn, ob er nicht auch zeichnen wolle? — Ein Blitz der Freude leuchtete in diesem Augenblick aus seinen Augen. „O, wenn Ihr wollet,“ rief er aus, „wie gerne möchte ich Euer Schüler werden!“ — Dann hielt er inne, und blickte sich scheu um — Colli war nicht zugegen — dann fuhr er fort: „In unseren glücklichen Tagen zeichnete ich Blumen mit besonderer Vorliebe.“ Das überraschte mich. Ich wollte leise weiter forschen, allein der Knabe wich so fein aus, daß ich es mit hoher Verwunderung wahrnahm, und etwas beschämt über meine Neugierde abbrach. Am andern Morgen wollte ich Luigi die erste Stunde geben; allein wie erstaunte ich, als mit hochrothen Wangen der Knabe mir beim Frühstück eine Blumenzeichnung brachte, an der auch der strengste Kritiker wenig oder nichts würde zu tadeln gefunden haben. Ich schloß den lieben Knaben in meine Arme, denen er sich jedoch beschämt entwand. Ich sah nun die hohe Stufe der Kunstbildung, auf welcher bereits Luigi in so zartem Alter stand, und freute mich innig, in ihm ein Talent seltener Art zu entdecken. Von nun an war er mein steter Gesellschafter. Ich ließ ihm eine Staffelei fertigen, und förderte mit wahrer Lust seine Studien. Der Ruf des genialen Knaben wurde bald durch mich allgemein. Eine seiner Zeichnungen, die vorzüglich gelungen war, kaufte L....... um einen hohen Preis. Ich brachte ihm das Geld. Colli saß gerade neben seiner Staffelei. Thränen drangen ihm aus den grauen Wimpern, während Luigi in hoher Röthe glühte. — Wir sprachen nun lange über des Knaben Bildung. Der Greis vernahm jedoch mit gerunzelter Stirne, daß man von Luigi rede. Er wurde still und nachdenkend. Mich wunderte das sehr. Er bat mich dringend, jedoch nicht ohne Verlegenheit, ja die Aufmerksamkeit der Menschen nicht auf ihn und Luigi zu lenken, indem er hinzusetzte: „Ich wünsche in der Stille nur mit Euch

meine Tage zu verleben!“ Gerne sagte ich ihm das zu, und so kehrte nach und nach die Heiterkeit unter uns wieder ein. —

Um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft des Grafen J...., Gesandten des Hofes von .....g in Neapel. Liebe zur Kunst führte uns zusammen und verband uns bald auf's Innigste. Der Graf bestürmte mich täglich, nach Neapel zu gehen mit ihm. Der Wunsch des Grafen stimmte zu sehr mit dem überein, den ich längst in meinem Herzen trug, als daß ich nicht hätte in seine schmeichelhaften Anträge eingehen sollen. Es wurde darum von uns verabredet, daß ich nach einigen Tagen mit dem Grafen abreisen sollte. Ich kam heim und fand Colli sehr ernst, und Luigi in Thränen. „Was ist vorgefallen, Vater, und was ist Dir, lieber Luigi?“ fragte ich mit herzlicher Theilnahme.

„Ihr geht nach Neapel?“ fragte er.

„Ja, aber nur auf vier Monate, dann kehre ich hierher zurück.“

„So müssen wir scheiden!“ sprach der Greis mit tiefer Wehmuth.

„Ihr begleitet mich, Vater, mit Luigi und —“

„Das kann, das darf ich nicht!“ entgegnete Colli. „Ich bin ein Neapolitaner. Mich trieb die Revolution von dannen, und nun steht mein Name auf der Liste der Verbannten. Ich darf nicht!“

„Nun,“ — fiel ich ein, „so sehe ich nicht, warum wir scheiden müßten. So bleibet Ihr mit Luigi hier und verwaltet mein Hauswesen, bis ich wiederkehre.“

Er drückte mir die Hand und sagte hierauf: „Ihr seid ein sehr edler Mensch! Ich will Euer Anerbieten annehmen. Wie werde ich es Euch je danken können?“

„Willst Du mich denn nicht begleiten, lieber Luigi?“ fragte ich den weinenden Knaben.

„Ach,“ seufzte er, „laßt mich bei meinem Vater. Wie gerne würde ich Euch folgen, aber — es möchte meinem guten Vater etwas begegnen.“ —

Dem lieben Knaben ging meine Entfernung sehr nahe. Erst

jetzt sah ich, wie sehr er mich liebe; aber erst jetzt gewahrte ich, wie auch mein Herz an den beiden Menschen hing; denn auch mich machte der Gedanke traurig, mich auf einige Zeit von ihnen zu trennen. Allein es mußte sein. Ich hatte mein Wort gegeben, das ich nicht brechen durfte. Je näher meine Abreise heranrückte, desto trauriger — und desto inniger wurde Luigi gegen mich. Nur wehmüthige Töne entlockte er der Guitarre, und seine Lieder und Melodien hauchten Wehmuth und Trauer. Endlich mußte ich weg. Der Abschied war rührend. Der Greis schloß mich weinend in seine Arme. Luigi hing an meinem Halse und schluchzte laut. Ich mußte mich gewaltsam losreißen. Schriftlich hatte ich Colli Alles übertragen, was ich wünschte, während meiner Abreise besorgt zu haben. Ich bat ihn, mir recht oft Nachricht von sich und Luigi zu geben.

Die Trennung von meinen Lieben machte mich düster. Der Graf scherzte über meine Traurigkeit und meinte, ob es nicht die Huld einer idealischen Römerin sei, die ich so schmerzlich misse? Ich erzählte ihm aber meine Räuberscenen mit ihren Folgen, und sein Scherz ließ mich in Ruhe. Wir erreichten glücklich Neapel. So sehr auch im Allgemeinen meine Gedanken in Rom waren und um die liebgewordene, jetzt vermißte Gewohnheit schwebten und mich die gewohntgewordene Liebe vermissen ließen, so riß mich doch die Schönheit der Gegend hin, durch die wir fuhren. Man mag selten eine Gegend finden, die an romantischem Reize dieser Gegend, besonders von Mola di Gaeta bis Neapel, gleichgestellt werden könnte.

Unmittelbar aus den herrlichen Scenen dieses Paradieses erreichten wir Neapel. Die einzige Ansicht, die man hat, sind dürre, gelbe Bettlergesichter und ausgestreckte Hände, Mönche, Nonnen, Soldaten, Lazzaroni's, Obst- und Wasserhändler, Paläste und Hütten. Wie seltsam stach das Volksleben in Neapel mit dem in Rom ab. Neapel ist ein Körper voll Leben. Wie oft sehnte ich mich zurück in mein stilles Leben in Rom, zu denen, die so eng mit meinem Herzen verwachsen waren! Wenn die stillen Stunden

der Nacht kamen, das ewige Aqua! Aqua! der Wasserschenken, das Geschrei der Fischhändler, Obstverkäufer, Spieler, Garköche, Polichinelltheater, das Gebrülle, Gewieher, Gemäcker und Gegrunze der vierfüßigen Geschöpfe, die die Straßen belebten, das Gerassel der Carossen, der Klang der Hörner, Mandolinen, Guitarren — kurz dieses gänzlich betäubende Durcheinander des Tages aufgehört hatte, dann der Mond so wunderherrlich über den Meerbusen aufging, und Meer, Schiffe, in der Ferne der dampfende Vesuv in der stillen Erhabenheit vor mir lagen, ach! dann ergriff mein Gemüth eine Sehnsucht, die ich kaum aussprechen konnte, und das Bild meines Luigi stand vor mir und der Greis mit seinen Silberlocken, und mir war's, als müßte ich zu ihnen eilen, und mir wurde so bange, so enge, daß ich hinaus auf den mit Blumen besetzten Balcon treten mußte, in die laue Nachtluft, um Ruhe zu gewinnen. — So wechselte es täglich in mir mit heiteren Augenblicken. Der Graf bot Alles auf, mir die Stunden recht angenehm zu machen. Was Neapel selbst Großes und Herrliches hat, seine Museen, Statuen, Bilder, Münzen, Gemmen, Cameen und vor allem seine Salvator Rosa's beschäftigten mich den ganzen Tag über, so reizend, so ausschließlich, daß ich Alles vergaß, und es währte lange, bis das Alte und Neuere beschaut, studirt war. Dann aber lag auch bald das lärmende Neapel hinter uns, und wir flogen hinaus in die reiche Umgebung, wo Natur und Kunst in Trümmern und jugendlicher Frische uns ihre Schätze boten. „Wohin aber zuerst?" fragte ich den Grafen. Er lachte. „Wählen wir blind," sprach er, „überall ist Neues, Herrliches." So war es. Aber vor uns lag Vulkans dampfende Werkstätte und lockte die Neugier und Wißbegierde so gewaltig. Der Graf nahm mehrere Flaschen Lacrymae Christi — „denn," sagte er, „wollen wir dem alten Feuerkopf ein Trankopfer bringen, wie billig, so muß es das edle Naß sein, welches er allein hervorbringt!" — Die Esel kamen. Der Wagen wurde verlassen, und so ging's denn langsam bergan. Es war

noch sehr früh, denn eben blickte der erste Sonnenstrahl vom Meere her. In Portici schlief noch Alles ganz gemächlich. Steil und steiler wurde der Weg. „Blicken Sie ja nicht um sich," rief mir der Graf zu, „bis ich es Ihnen sagen werde!" Ich mußte gehorchen. Endlich, als schon die Spuren vulkanischer Verheerungen grausenerregend vor uns lagen, da rief er: „Halt!" Ich sah um mich. O, welch ein Anblick! da lag Neapel und sein Golf, Portici, Bajä's Ruinen — mit einem Worte, ein Bild vor mir, vor dem das Wort auf der Lippe erstarb — aber die ganze Seele sich in das Auge drängte. — Wie ich begeistert war, fühlte der Graf durch eine herzliche Umarmung, die er eben so herzlich erwiederte. — Wir zogen weiter; aber jetzt trat der Tod vor uns hin in grauenvoller Gestalt; schwarze Lavafelder, Aufhören aller Vegetation und alles animalischen Lebens. Je höher wir stiegen, je öder. Vor uns lag endlich der dampfende Kegel. Erquickt durch der beiden Klausner Erfrischungen, traten wir unsere Fußwanderung an, da man hier die Maulthiere zurückläßt. Nach Verlauf einer Stunde, wo wir stetig in heißem Aschensande wateten, und mehr zurück als vorwärts gelangten, standen wir an dem entsetzlichen Rande, der Tausenden harmloser Menschen Tod und Verderben gebracht hatte, wovon Herculanum und Pompeji die klarsten Zeugnisse geben. Meine Stimmung war sehr ernst; auch der Graf hatte seine stete Heiterkeit abgelegt. Die fürchterliche Erhabenheit läßt nur eine Stimmung aufkommen. Wir feierten eine ernste Stunde hier in der Nähe des Todes, und kehrten dann nach Portici zurück, um die übrige Zeit mit dem Beschauen dessen hinzubringen, was es Merkwürdiges für Kunst und Alterthum aufzuweisen hat. Freilich — was war das Alles gegen die Ideen, die wir mitbrachten?

Wir schweiften umher an den lachenden Ufern des Golfs, in Pozzuoli und Bajä; wir wallten da, wo die cumäische Sibylle ihre Orakel gab, und auf Salfatara's schrecklichem Schwefelboden, wo jeder Fußtritt Dampfwolken erzeugt, deren Schwefelgeruch den

Schrecken des Todes bringt, in Posilippo's wunderbarer Grotte, dann nach Herculanum und Pompeji, dieser auferstandenen alten Welt, vor der wir mit Staunen — aber mit mehr Wehmuth noch stehen und der unglücklichen Brüder und Schwestern denken, denen der furchtbare Augenblick schrecklichen Tod brachte. Unter diesen Wundern lebten wir drei ganze Wochen. Jeder Tag schuf neuen Genuß, neue Belehrung. Ach, ich machte mir oft bittere Vorwürfe, daß ich so sehr selten an meine Zurückgelassene in Rom dachte. Aber wie wurde ich überrascht, als ich bei der Rückkehr in des Grafen Hôtel einen Brief von Luigi fand. Es waren schöne unbekannte Züge, fest und männlich. Ich erbrach mit sichtbarer Spannung den Brief und las. O, welche Freude! Wie sprach sich in jeder Zeile seine herzliche Liebe, seine Besorgniß mit einer echt italienischen Gluth aus! Ich staunte, trotz der Freude, denn der Brief war geistvoll und herrlich stylisirt. Freilich konnte ich es mir leicht erklären, denn der Vater hatte es wahrscheinlich dictirt. So befremdete es mich nicht sehr. Der Brief machte mir eine unbeschreibliche Freude. Sie waren wohl und heiter, so schrieb der liebe Knabe. Mir schien es doch, und das leuchtete aus dem ganzen Briefe hervor, daß die Stimmung des Schreibenden eine tiefe Wehmuth war. Das beunruhigte mich wohl — doch schien es mir aus der Anhänglichkeit Luigi's an mich erklärlich, und so achtete ich es nicht weiter. Der Graf ließ mir jetzt volle Freiheit. Ich begann zu arbeiten. Rascher, lebendiger, feuriger als noch je wurde von mir der Pinsel geführt. Der Graf war entzückt und bat mich, immer bei ihm zu bleiben. Hatte ich den Tag über gearbeitet, dann mußte ich ihn am Abend in seine Gesellschaften begleiten, wo ich manche herrliche Stunde verlebte. Ein engerer Kreis vornehmer und gebildeter Männer fand sich eines Tages bei ihm zum Mahl ein. Heiterkeit und Laune würzte es, und als des Rebensaftes Kräfte die Formen zertrümmert hatten und Geist und Herz fesselfrei geworden war, da gedachte man der Zeiten der letzten Revolution.

Die Neapolitaner sprachen von verschiedenen Familien, deren Unstern diese Begebenheit gewesen war, und Einer derselben sagte: „Mich schmerzt das Schicksal des Marchese Pescara und seiner Kinder tief und innig!“ — Ich horchte auf. Das war ja nebst dem Namen Carigliani die Familie, nach deren Schicksal ich forschen sollte. Ich that's. „O,“ antwortete mir Jener, „könnte ich Ihnen Kunde geben! Der Marchese ist mit seinen Kindern verschwunden. Wahrscheinlich fand er irgendwo seinen Tod, denn auch seine treuesten Freunde wissen nichts von ihm und Antonio, und seiner lieblichen Schwester!“ Ich nannte den Namen Carigliani. Der junge Mann sah mich an. „Es ist seltsam,“ sprach er, „Sie sind durchaus fremd hier, und fragen gerade nach den Familien, die mir so theuer sind! Carigliani schlummert im Schooße der Erde — aber — sein einziger Sohn — steht vor ihnen!“ Ich war sehr verlegen, denn — durfte ich Marconi's Namen nennen? Durfte ich überhaupt nur sagen, warum ich gefragt? — Carigliani drang in mich, es zu sagen, allein die Versicherung eines gebundenen Wortes erlöste mich von seinen Forschungen, erhöhte aber das Interesse an meiner Person, das er bisher mir öfters bewiesen, um Vieles. Er wurde nun mein steter Gesellschafter — mein Freund — doch nie suchte er mich auszuforschen, und ich bewahrte ein Geheimniß, das mir theuer war. Ich schrieb oft an Marconi nach A......g, erhielt aber nie eine Antwort von ihm. Auch dies meldete ich ihm, und ein anderer Freund aus A......g schrieb mir, wie tief der Eindruck meines letzten Schreibens auf Marconi gewesen, bat mich aber in seinem Namen, mein Geheimniß heilig zu bewahren. In einem heitern und schönen Verhältnisse flohen sieben Monate schnell wie ein Tag dahin. Nur in der letzten Zeit erfaßte mich eine seltsame Unruhe. Ich sprach oft davon bei dem Grafen, allein er foppte mich nur, und so schwieg ich, und beschloß zu handeln, statt zu reden.

Es war eben im Anfange des März, als ich Alles angeordnet hatte zur Rückreise nach Rom. An Luigi und Colli hatte

ich geschrieben, daß ich kommen würde. Sehr ungern sah es der Graf, daß ich ihn verlassen wollte, allein er legte mir kein Hinderniß in den Weg, nur mußte ich ihm geloben, wieder nach Neapel zu kommen. Ich flog nach Rom, denn eine unerklärliche Sehnsucht trieb mich. Es war spät in der Nacht, als ich vor meiner Wohnung ankam. Alles war todt und still. Lange stand ich unentschlossen, ob ich klopfen sollte. Nein, sprach ich dann zu mir selbst; sie schlummern jetzt ruhig und friedlich, ich will ihren Schlummer nicht stören. Ich ging in eins der ersten Gasthäuser. Noch war Alles dort in Bewegung. In einem Saale, in den ich trat, saßen zwei Männer. Mir schien's, als habe ich sie in Neapel gesehen; auch ihre Sprache machte sie mir als Neapolitaner kenntlich. Sie waren in tiefem Gespräche und achteten meiner nicht.

„Nur drei Tage früher," sagte der Eine, der neapolitanische Offizierskleidung trug, sich vor die Stirn schlagend, „so war der Vogel gefangen!" —

„Der Minister wird übel mit uns zufrieden sein," setzte der Andere hinzu.

„Aber, wer dachte auch," sprach wieder lebhaft der Erstere, „daß der alte Schelm, der so sicher saß, Wind bekommen würde." —

„Ist er noch in Rom," versetzte der Zweite triumphirend, „so entgeht er uns nicht, und wo er irgend in den oberitalienischen Staaten landen mag, wenn er etwa zur See sollte entflohen sein, da wird man ihn, nach dem untrüglichen Signalement, aufgreifen und ausliefern." —

Diese Reden der beiden Sbirren, denn dafür gaben sie sich selbst zu erkennen, bewegten mein Inneres heftig. Ich dachte unwillkürlich an Colli, doch auch schon im nächsten Moment mußte ich meiner Angst selbst spotten, denn warum mußte das gerade Colli sein? — Dennoch konnte ich nicht schlafen. Der Tag graute kaum, da stand ich schon vor meines Hauses Thür. Auf starkes Pochen öffnete man endlich. „Ach, kommen Sie endlich!" rief meine

Wirthin mir entgegen. „Wären Sie doch nur wenige Tage früher gekommen.“ — „Warum das?“ fragte ich hastig. „Colli und sein Sohn sind verschwunden!“ war die Antwort, die mich beinahe starr machte. „Kommen Sie herauf, und Sie sollen Alles erfahren,“ sagte die gute Alte, und zog mich herein. Auf meinem Zimmer war die alte Ordnung; Nichts sah anders aus. Ich warf mich tiefbewegt in einen Lehnstuhl, um der Alten Erzählung anzuhören. „Kaum waren Sie,“ hob sie tiefathmend an, „etwa acht Tage hinweg, als ein Gemurmel in der Stadt ging, man suche einen Flüchtling aus Neapel, der sich hier verborgen halte. Eingefangene Räuber sollten von ihm Manches ausgesagt haben. Das erzählte ich eines Tages in aller Unschuld. Da wird der alte Colli kreidebleich, und auch Luigi, der denn gar nicht mehr munter wurde, seid Sie weg waren, erblaßte sichtlich. Er bat mich dringend, genauere Kundschaft einzuziehen, und es ihm alsdann zu berichten. Ich that so. Als ich einst von solch einer Wanderung heimkehrte, trat eben ein Pater von den Dominikanern aus meiner Thür. Ich kreuzigte, und er gab mir den Segen und ging. Oben fand ich Colli und Luigi wehmüthig-heiter. Luigi malte eifrig, auch schrieb er viel am letzten Tag. Es war eben Samstag Abend, etwa um die achtzehnte Stunde, da bat Colli mich abermals auf Kundschaft auszugehen. Es währte lange bis ich heimkehrte. Wie groß war mein Erstaunen, als ich Alles leer fand, keinen Colli, keinen Luigi. Ich rannte alle Ecken aus — Alles todt und still — übrigens alle Ihre Sachen an ihrem Orte, und Ihre Schlüssel in diesem versiegelten Packet auf dem Tisch, und (indem sie die Staffelei aufdeckte) dies Gemälde hier!“ — Ich erstaunte — denn es war eine herrliche Rose, gerade im Erblühen herrlich gezeichnet, und mit Kraft, Wärme und viel Kunst ausgeführt. — Unten stand ein „L.“ O, du treue Seele, so wolltest du dein Andenken bei mir erhalten! Schade, ewig schade, wenn deine Talente untergehen sollten! Ich konnte meinen Blick nicht weg wenden von dem lieblichen Gemälde, bis die Thränen

es mir nicht mehr anzublicken vergönnten. Eine Weile hatte die redselige Alte geschwiegen, dann fuhr sie fort: „Mit großer Angst rannte ich zu meiner Nachbarin, der Gewürzkrämerin, die immer in ihrem Laden steht, und forschte. Sie erzählte, es seien am Abend in meiner Abwesenheit drei Mönche, eigentlich nur zwei, und einer in Novizenkleidung aus dem Hause gegangen, und nicht wieder zurückgekehrt. Das waren sie, lieber Herr, und seitdem habe ich nichts mehr von ihnen gehört. Was mag sie nur zur Flucht bestimmt haben? Manchmal dachte ich, ob Colli der Flüchtling sei, dem man nachgeforscht, aber ich konnte ihn doch für keinen Carbonaro halten, er war zu fromm und zu gut!" —

Recht zu meiner Freude wurde sie jetzt abgerufen, und ich von ihren Vermuthungen befreit. Colli's Flucht schmerzte mich tief. Ach, es mußten wichtige Gründe sein, die ihn dazu bestimmten. — Er war sicher jener gesuchte Flüchtling. — Ich empfahl ihn und den lieben Knaben dem Schutze des Höchsten, und ging gedankenvoll die Stube auf und nieder. Nicht lange hing ich meinen Gedanken nach, so kam auch die Alte schon wieder. „Ich hätte bald etwas Wichtiges vergessen," sprach sie; „auf meinem Tische lag, als ich an dem Abend von Colli's Flucht nach Hause kam, dieser Brief an Sie." — Hastig riß ich ihn aus ihrer Hand, erbrach ihn und las: „Das finstere Geschick, das mich verfolgt, ruht nicht, mein theurer Retter; ich glaubte den Frieden für mich und mein Kind gefunden zu haben, und nun ist die Gefahr so nahe. Auf unbegreifliche Weise hat man meine Spur gefunden; mein gebrandmarkter Name — ich heiße Pescara, bringt Ihnen und mir den Tod von der Hand meiner Verfolger. Ich fliehe. Gott sandte mir einen rettenden Engel in Ihnen, einen zweiten in einem Jugendfreunde. Ehe Sie zurückkehren, liegt das Meer zwischen uns. O, daß ich Sie nicht mehr sehen, Ihnen nicht mehr für Ihre Liebe danken, Ihnen den Segen eines unglücklichen Greises nicht mehr geben konnte. Luigi und ich, wir haben vor Ihrem Bette gekniet und für Sie

gebetet. Der Allgütige wird uns erhören. Ach, warum fliehe ich? Warum suche ich ein Haupt dem Henkerbeil zu entziehen, das doch bald unter der Sense des Todes fällt? Richten Sie mild, edler Mann! Mein Kind, mein armes Kind zu retten, fliehe ich. Ich durfte es Ihnen nicht allein lassen, so edel sie sind, ich durfte nicht, denn es würde entdeckt worden sein, und — ich konnte mich nicht von ihm trennen, ich konnte nicht! O, hätten Sie die Thränen gesehen, die von uns vergossen wurden, Sie ahneten, wie wir Sie lieben! Ihr Andenken kann mit dem Tode nicht erlöschen. Mein letztes Wort wird ein Segenswunsch für Sie sein! Leben Sie wohl! Möge der Himmel Ihnen vergelten für Ihre Liebe zu uns. Wohin wir fliehen — ich darf es nicht sagen — jetzt nicht — doch sollen Sie es erfahren! — Vielleicht sehen wir uns dann noch hienieden. Ist's nicht, dann wird dort meine dankbare Seele Sie wiedersehen. Gottes Segen über Sie! Pescara.

P. S. Vernichten Sie dies Schreiben."

Darunter standen Schriftzüge Luigi's. Aber Thränen hatten sie ausgelöscht. Nur einige Worte waren lesbar. Die Rose — mein Andenken — meine Liebe — nicht vergessen — das nur konnte ich lesen. So hatte ich sie denn nun verloren, verloren auf immer, sie, die ich so herzlich liebte. Warum wußte ich nicht früher, daß Colli der unglückliche Pescara war? — Ich hätte ihn leicht retten können nach Deutschland. Was wird Marconi sagen, wenn ich das ihm melde — was Carigliani? — Luigi's Rose, dieser Brief, sie waren das Theuerste, was ich besaß. Mein Leben wurde nun sehr einförmig und öde. Die alten Freunde fanden mich sehr verändert. Ich wollte nach Deutschland zurück — doch bald siegte über diesen Entschluß die Liebe zur Kunst. In ihre Arme warf ich mich jetzt wieder mit neuem Eifer, weil ich in ihr allein Zerstreuung fand. Ich ging wieder nach Neapel. Ich besuchte Sicilien, und lebte mit Carigliani lange unter den Ruinen von Syrakus und Selinunt. Unsere Freundschaft war fest und innig geworden. Wir bereisten

Calabrien und kehrten nach Neapel zurück. Zwei Jahre gingen vorüber, ehe ich Rom wiedersah. Carigliani's Tod machte mir Neapel fremd, mein Leben arm und leer dort. In Rom blieb ich noch ein Jahr, dann wollte ich nach Florenz. Ich führte den Plan aus.

In Florenz selbst konnte ich nicht lange verweilen, denn ich hatte für den Grafen L....... in Neapel den Auftrag, einen Seesturm zu malen. Ich mußte darum in der Nähe des Meeres leben. Oefters machte ich deßwegen Ausflüge an die Küste, brachte mehrere Tage in den Dörfern und Städten an der Küste zu. Nirgends aber sagte mir die Gegend so sehr zu, als bei einem kleinen Dorfe, das rings umgeben von Oliven, Pomeranzen- und Citronenbäumen, auf's reizendste dalag. Tage, ja ganze Wochen lebte ich dort.

Einst als eben von Westen her ein furchtbares Gewitter seine Schrecken entfaltete, saß ich auf einer Klippe hoch über dem Meer, um der Natur ihre Reize auch in dieser schrecklichen Gestalt abzulauschen. Fernher rollte wild der Donner, unter mir brach sich wild die furchtbare Brandung. Stärker und stärker brauste der Sturm, und hoch peitschte Welle die Welle. Lautschreiend flogen die Möven vorüber, und der Sturmvogel trillte hoch in den Lüften und konnte den sichern Port nicht gewinnen. Der weiße Gischt der Brandung flog bis zu mir empor. Das salzige Element schien innerlich zu gähren und zu kochen. Da flog weit am Saume des Gesichtskreises ein Schiff daher. Bald in die Tiefe wurde es gestürzt, bald zu schwindelnder Höhe gehoben. Nothschüsse trafen furchtbar das Ohr. „Ihr Armen, helfe euch Gott!" rief ich aus, und faltete die Hände betend, während der Schrecken mir jedes Haar emporsträubte und eine Eiskälte mir durch alle Glieder rieselte. Ich war ganz Auge. Jetzt aber stieg die Noth der Hülflosen auf's Höchste. Man gewahrte ein Licht — es nahm zu — Entsetzen! das Schiff brannte. — Der Sturm hatte es näher zur Küste geworfen. Man vernahm deutlich den Angstruf der Verzweiflung. Noch einmal flammte das Schiff auf — ein furchtbarer

Knall, und — dann bedeckte es das unendliche Grab. Während dieses entsetzlichen Schauspiels war ich aufgesprungen und rief: „Ist denn keine Menschenseele da, die retten kann?“ In diesem Augenblick hörte ich den Schall einer Mannsstimme dicht bei mir. „Kommt mit mir!“ rief ein schon bejahrter Fischer, und faßte meine Hand, mich mit sich fortziehend. Wir umgingen den Felsen, und gelangten in eine freundliche Bucht, wo, verborgen dem Auge der Welt, die Fischerwohnung, von zwei Pomeranzenbäumen beschattet, stand. Schnell war das Fischerboot abgelöst; wir stiegen ein und ruderten rüstig und muthig in die schäumenden Wellen hinein, die uns bald hoch hinauf, bald tief hinab schleuderten. Obgleich meine Seele nur von einer Vorstellung beherrscht war — so war es mir doch, als ob der süße Ton einer lieben Stimme an mein Ohr geschlagen hätte. — Doch das war Einbildung. Immer näher zu den Trümmern schleuderten uns die Wellen. — Da tauchte neben uns plötzlich eine Menschengestalt auf, dann weiter noch eine. Wir zogen mit furchtbarer Anstrengung die Gestalt in das Boot — aber es war eine Leiche — ein weibliches Wesen, von unaussprechlicher Anmuth, selbst noch im Tode. Der Andere, den wir zu retten so glücklich waren, war ein Matrose, auch dem Tode schon nahe. Wir hatten unsere Ladung. Das Boot, welches eher den Namen einer Barke verdiente, war sehr klein.

Am Ufer angelangt, trugen wir unsere Geretteten heraus und zu der Hütte hinauf. „Annunciata!“ rief der Fischer, aber nichts antwortete. Wir erreichten die Hütte und traten ein. Wer malt mein Erstaunen. Da kniet vor einem Bilde der heiligen Jungfrau ein Mädchen, gehüllt in eine einfache, aber so überaus reizende Tracht des toskanischen Volks, und ringt unter rinnenden Thränen die niedlichen Hände im Gebet — ein Mädchen — und doch Luigi's Züge ganz, ganz. „Luigi!“ rief ich aus, ganz ergriffen von der Aehnlichkeit. Das Mädchen stand in lieblicher Verwirrung da, und blickte mich fremd an. Dann aber die Unglücklichen gewahrend,

eilte sie, diese auf ein dastehendes, ärmliches, aber sehr reinliches Bett zu legen. So gut es gehen mochte, wurden alle Rettungsversuche angewendet bei der weiblichen Geretteten; allein umsonst. Die lieblichen Züge blieben starr, kalt und bleich. Der junge Matrose erholte sich bald. Unter den wehmüthigsten Empfindungen eilten wir wieder in unsere Barke, um den zweiten Rettungsversuch zu machen. Der Sturm hatte sich gelegt, die See ging noch hoch — allein jetzt hatten auch die Fischer der benachbarten Orte sich hinausgewagt. Wir kehrten, ohne unsere Absicht erreicht zu haben, zurück. Schon neigte sich der Tag. Die Ebbe hatte noch einen Leichnam auf dem Ufer liegen lassen. Der Matrose erkannte ihn für den seines Capitäns, und den Leichnam des Mädchens für den seiner Tochter. „Du Glückliche," sprach unter sanftem Weinen mit tiefem Gefühl die liebliche Annunciata, „Du konntest mit Deinem guten Vater sterben!" als wir Beide mit Rührung in ein Grab senkten. —

Die Auftritte bisher waren sich so rasch und schauderhaft gefolgt, daß ich erst spät so recht zu mir selbst kam. Ich hatte mich sehr getäuscht. Annunciata war des Fischers Tochter. Ihre Aehnlichkeit mit Luigi war außerordentlich. Ich konnte meinen Blick nicht von dem lieblichen Mädchen wenden, deren Züge mir so theuer waren. Ich sprach davon. Annunciata erröthete oft während meiner Erzählung, und oft rannen ihre Thränen, die sie nicht, auch mit aller Anstrengung, zurückhalten konnte. Auch ihre Stimme war Luigi's sanfte Flötenstimme. Durch die Auftritte, die sich an diesem Tage ereignet, stand ich den guten Seelen nahe. Unser Freundschaftsbund war bald geschlossen. Ich bat den alten Andrea, bei ihm in seiner kleinen Wohnung einige Zeit wohnen zu dürfen. Er sah es gerne. In Annunciata's Auge glühte die Freude, als sie es vernahm, und ich — ich mag es gerne gestehen, daß mein Herz in seltsamer, noch nie gefühlter Bewegung war, ich — war entzückt. Schon am andern Tag, als der gerettete Matrose unter gerührtem

Danke seine Wanderung nach Triest, woher er stammte, angetreten hatte, bezog ich mein freundliches, kleines Stübchen. Ich ließ mein Feldbett, meine Staffelei und übrigen Effecten bringen, und siedelte mich so in der Nähe des herrlichen Mädchens häuslich an. Wie seltsam war mir bei Annunciaten zu Muth! Und täglich wurde es mir seltsamer. Ich hatte kaum den Muth, sie anzureden. Sprach sie, so war ich ganz Ohr. Sah ich sie im kleinen Gärtchen arbeiten, dann flog Palette und Pinsel hinweg, und ich stand und sah. Einen Seesturm sollte ich malen, und in meinem Herzen tobte ein gewaltiger Sturm der erwachten Leidenschaft, und jener blieb bloß Skizze von Tag zu Tag. Und obgleich in Annunciaten ein wehmüthiger Ernst herrschende Stimmung war, und mich zum ersten Mal einem weiblichen Wesen gegenüber eine beinahe kindische Scheu anwandelte, so kamen wir dennoch täglich uns näher, und eine süße, mich beseligende Vertraulichkeit fand bald statt. So gingen Monate in einem wahrhaft idyllischen Leben für mich hin. Ich liebte Annunciaten, sie liebte mich, das sagte jeder Blick, jedes Wort, und dennoch konnte ich das Wort „Liebe" nicht über meine Lippen bringen. Wir waren glücklich — harmlos glücklich. Ich hatte mir es oft vorgenommen, dem alten Andrea meine Lage zu schildern, dann um Annunciata's Hand sie selbst zu bitten. Konnte ich es nicht? War ich nicht mein eigener Herr? Hatte ich nicht Vermögen genug, um, auch ohne meine Kunst, leben zu können mit Weib und Kind? — Aber ein Tag verging wie der andere in stillem Glück, und ich vergaß, was ich wollte. Die rauheren Tage des Spätherbstes kamen, wenn man sie unter diesem glücklichen Himmelsstrich rauh nennen konnte. Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, das störend in mein Glück eingriff. Ein Brief des Grafen L....... rief mich eilend nach Florenz. Ich mußte hin. Wie wehe that der Abschied! Annunciata's Thränen rannen. In diesem Moment sank sie an meine Brust in süßem Vergessen; aber bald riß sie sich los und eilte in die Hütte. Andrea sah ihr kopfschüttelnd nach, schüttelte

mir die Hand, und sprach: „So Ihr wiederkommt, will ich Euch Manches mittheilen, was ich still in meiner Brust trug." — Ich mußte fort, des Grafen Wagen wartete. — Als wir Florenz erreichten, und vor des Grafen Hôtel anhielten, kam er mir entgegen. „Wo bleiben Sie so lange?" fragte er. „Durch Sie habe ich die kostbarste Zeit eingebüßt, Sie müssen noch heute mit mir nach Rom abreisen — dort habe ich die herrliche Gemäldesammlung des Abbate R.... an mich gekauft, die müssen sie mir ordnen in meiner Villa." — Das Blut wich mir aus allen Adern, ich war einer Ohnmacht nahe. „Nur jetzt nicht," bat ich, „lassen Sie mich nur noch drei Tage hier, daß ich —"

„Nein, nein," rief er. „Ich habe schon zwei Tage auf Sie gewartet. Sie müssen mit!" Ich widerstrebte, allein es half mich nichts. Der Graf war einer von den Menschen, die sich durch ihre Bitten eine solche Uebermacht über Andere zu nehmen wissen, daß ihnen zu widerstehen unmöglich ist, und man ihnen gegenüber kaum mehr seine Selbstständigkeit behaupten kann. Er ergriff meine Hand — ein Fußtritt, die Wagenthüre flog zu, und wir wie ein Vogel in den Lüften dahin.

Ich war betäubt, erschüttert. In meinem Innern stürmte es wild. „Ach, Annunciata!" seufzte ich, und dachte daran, wie dieser Graf in seiner zudringlichen Freundschaft schon einmal mich entführt hatte nach Neapel, und ich durch diese Reise Alles verloren, was ich Liebes damals auf Erden hatte. Jetzt, jetzt, wo das Glück mir seine Paradieses-Auen öffnete, wo zum ersten Male die Liebe mein Herz mit allem ihrem unendlich süßen Zauber erfüllte, jetzt entriß er mich wieder wie ein neidischer Dämon meinem Glücke. Die Analogie dieses und jenes ersten Auftrittes mit dem Grafen und seiner Folgen erfüllte meine Seele mit einer Angst, für deren Schilderung es weder Farben noch Worte gibt. „Was ist Ihnen, Freund?" fragte der Graf, besorgt gemacht durch mein Erbleichen. Er bemühte sich, mich zu erheitern, dadurch, daß er die Wunderbilder

mir beschrieb, die er nun sein nannte. — Ach, es half nicht. Meine Seele war umflort. Sie hatte jetzt nur ein Bild, das sie beherrschte, und jeder Versuch, ein anderes unterzuschieben, war eitel.

Wir kamen in Rom an. Mit einer Anstrengung, die meine Kräfte überstieg, begann ich meine Arbeiten, in der Hoffnung, sie bald zu vollenden. Ich hatte mich getäuscht. Die Arbeit schien sich zu vermehren. Mit Widerwillen arbeitete ich, und dennoch mit Anstrengung an der Reinigung und Restauration — bis ich eines Tages meine Kräfte schwinden fühlte und endlich besinnungslos niedersank. Nach einem zehnwöchigen Krankenlager schlug ich zum ersten Male mit Bewußtsein das Auge auf. Der Graf saß mit theilnehmender Miene an meinem Bett. Er frohlockte, als ich ihm die matte Hand reichte, und eine Thräne der Wehmuth trat in mein Auge. Der Graf wurde ernst. „Sie haben mir viel geopfert," sagte er, „theurer Mann! Ihre Phantasien haben mir den Blick in Ihr Inneres geöffnet. O, wie oft habe ich meine stürmische Art bereut, mit der ich Sie aus dem schönen Verhältnisse der Liebe riß. Seien sie sorglos, theurer Freund, Sie sollen, sobald es Ihr Zustand erlauben wird, wieder von mir nach Florenz gebracht werden!" — So sprach er und noch Vieles, was mein Herz mit neuen Hoffnungen erfüllte. Auch sprach er eines Tages viel von einem Fremden, der mich aufgesucht und mit der hingebendsten Freundschaft an meinem Bett gewacht, dann aber wieder, nach seinen Worten, von einem unerbittlichen Geschicke fortgerissen, aus Rom verschwunden sei. — Er nannte den Namen Marconi. „Marconi?" fragte ich auffahrend. „Ja, ja," sagte der Graf. „Es ist ein edler Mensch, er trug Uniform, wo ich nicht irre, bayerische, und seine Papiere wiesen ihn als Hauptmann aus." „Und hat er nichts zurückgelassen für mich, kein sichtbares Zeichen seiner Gegenwart?" — „Doch," antwortete der Graf; „ich habe einen Brief für Sie." Er reichte ihn mir. Es waren Marconi's Züge. „Ich habe es gewagt, theurer Freund!" schrieb er, „mein

Heimathland zu betreten, um die mir theuren Menschen vielleicht zu finden. Meine Hoffnung hat mich nicht ganz betrogen; allein wie viele habe ich zu beweinen! — An Deinem Bette habe ich geweint. Dein Arzt und Dein edler Pfleger gaben mir die Hoffnung Deiner Rettung — da erst schied ich, um heilige Pflicht zu erfüllen und Trost einer Seele zu bringen, die auch Dir noch theuer werden wird. — — Vergib, daß ich nicht länger blieb. Ich durfte nicht. Die Gefahr ist groß. Hätte nicht großmüthige Freundschaft mir ein Opfer gebracht, ich würde Dich nicht gesehen und — ein süßes Glück entbehrt haben. Suche mich nicht mehr in A......g. Unweit Brixen in Tyrol habe ich mir ein Gütchen gekauft, dort lebe ich, dort erwarten Dich liebende Herzen. Komme! Gott gebe Dir bald Deine Gesundheit wieder!"

So räthselhaft mir dieser Brief war, so erheiterte er mich dennoch. Tagelang grübelte ich seinem Inhalte nach und konnte nichts errathen. — Meine Reconvalescenz ging schnell vor sich. Der Graf bot Alles auf, sie zu befördern. Kaum war ich so weit hergestellt, daß ich ohne Gefahr die Reise antreten konnte, so reiste der Graf mit mir nach Florenz zurück. Dort schied er von mir, um die Bäder von Pisa zu gebrauchen. Ich mußte einen Tag länger bleiben, durch meine Verhältnisse genöthigt. Als der Graf abgereist war, trat der Wirth zu mir ein. Zwei Diener trugen einen Verschlag. Er reichte mir ein Billet des Grafen. „Sie haben jeden Lohn verschmäht," schrieb er, „und mir dadurch doppelte Verpflichtung auferlegt. Möge Ihnen dann meine Liebe und Dankbarkeit der Lohn sein für Ihre Opfer, die ich nie vergessen werde. Daß aber auch mein Gedächtniß nicht bei Ihnen erlösche, diesem Wunsche durch beifolgende Bilder eine Stütze zu geben, dürfen Sie dem Freunde nicht verargen. Es sind Ihre Lieblinge gewesen. Gedenken Sie bei ihrem Anblicke dessen, der Sie nie vergißt!" —

Ich konnte nicht ohne Rührung diese Zeilen lesen. Der geöffnete Verschlag zeigte mir einen herrlichen Salvator Rosa und einen

ebenso köstlichen Tintoretto. Beide die Zierden aus des Grafen Sammlung; beide zu den schönsten Schöpfungen dieser Meister zu rechnen. Das Geschenk war fürstlich; es machte mich sehr glücklich und erhöhte meine Liebe zu dem edlen Geber.

Am andern Morgen flog ich hinaus zu den Küsten des Meeres hin, zu meiner Bucht, wo meine Annunciata lebte. O, wie malte ich mir den Empfang aus. Wie lebte jede Nerve, als ich um den Felsen bog. Noch war Alles, wie ich es verließ. Die Barke lag auf ihrem Flecke. Die Blumen im Gärtchen blühten. Ich trat zitternd in die Hütte — ich öffne die Thüre und wähne Annunciaten zu sehen — aber — wie prallte ich zurück — ein junges Weib saß in heiterer Ruhe da — ein Säugling schlummerte auf ihrem Schooß. — Es war eine Fremde. — Sie erschrack, als sie mich sah. „Sie sind der Maler, der hier wohnte?“ fragte sie mich; ich konnte nicht antworten. — Ich mußte mich halten an den Pfosten der Thüre. „Wo ist Annunciata?“ brachte ich nur mit vieler Mühe heraus. Das Weib sah mich theilnehmend an. Eine fürchterliche Ahnung beengte meine Brust. — „Sie ist nicht mehr hier,“ sprach sie dann — und ich — sank taumelnd auf einen Stuhl. „O sprich, wo ist sie?“ flehte ich. „Leider weiß ich das nicht! Doch — wollen Sie sich nur etwas fassen, so will ich Ihnen erzählen, was ich von Andrea weiß. „Und wo ist Andrea?“ fragte ich stürmisch. Sie deutete in den Garten. Ich blickte durch das Fenster — da erst gewahrte ich ein frisches Grab. „Vor drei Wochen haben wir ihn dort begraben.“ — Ich stürzte hinaus und sank auf dem Grabe nieder.

Centnerschwer lag es auf meinem Herzen, und die Thränen — ach, die fehlten mir. — Nach wenigen Augenblicken kam das junge Weib mit rothgeweinten Augen und setzte sich still neben mich nieder. „Darf ich Ihnen jetzt erzählen?“ fragte sie sanft. Ich bejahte, und sie begann: „Nicht lange nach Ihrer Abreise, so erzählte Andrea, wurde Annunciata krank. Der Kummer unglücklicher Liebe war es,

der sie niederbeugte. Alles Leben war von ihr gewichen. Tagelang saß sie träumend auf Ihrem Kämmerlein vor Ihrer Staffelei. Immer schwächer wurde sie. Da kam ein Brief an Sie aus Deutschland. Andrea trug ihn nach Florenz, und brachte dort ein Brieflein von Ihnen mit. Nun blühte sie wieder auf. Als aber nun die lange Zeit vorüberging ohne Nachricht, versank sie wieder in ihren alten Schmerz. Sie glaubte Sie todt. Andrea wollte, sie solle schreiben an Sie nach Rom, denn sie konnte gar zierlich schreiben und lesen, auch war sie Andrea's Tochter nicht, sondern eine Fremde, die er einst gerettet hatte, — das aber wollte sie durchaus nicht. — Bald darauf kam eines Tags ein Mönch und fragte nach Ihnen. In dem Mönch erkannte sie ihren Bruder. Ihre Freude war groß. Der Mönch blieb lange in der Hütte, ging weg, kam wieder, und holte endlich Annunciaten weg. Auch Andrea sollte mit ihnen, aber der Greis wollte nicht aus der Bucht weg, in der er so lange gelebt hatte. Er wurde von des Mädchens Bruder reich beschenkt. Aber wie that Annunciaten das Scheiden so weh. Sie können es gar nicht denken. Andrea konnte ihren Verlust nicht ertragen. Er kam herüber zu uns, zu mir und meinem Giovanni, und bat uns, zu ihm zu ziehen. Doch der Kummer und die Reue, Annunciaten nicht begleitet zu haben, brach ihm das Herz. Vor drei Wochen starb er, und sein letztes Wort war, Ihre Sachen heilig zu halten, bis Sie vielleicht wiederkehrten."

Welchen Eindruck diese einfache Erzählung auf mich machte — ich kann es nicht aussprechen.

„Wußte denn auch Andrea nichts von Annunciaten, nicht wohin sie mit ihrem Bruder gezogen?"

„Leider nein," erwiederte das Weib.

Sie führte mich hinauf in mein theures Kämmerlein. Noch stand Alles, wie ich es verlassen hatte. Der Flor hing noch über der Staffelei. Ich zog ihn gedankenlos weg — und — o, der Wonne! da strahlte mir das Bild der Holden herrlich entgegen. — Neue

Wonne, neue Räthsel! Das Weib ließ mich allein. Ich kniete vor dem Bild, ich bedeckte es mit meinen Küssen. Sonst fand ich nichts von ihr. Aber ich war reich, sehr reich. Ich hatte ja ihr Bild. Die Täuschung schwand. Mein Verlust trat wieder lebendiger in's Bewußtsein, mit ihm der Kummer und das Weh. — Ich lebte nur ganz meiner süßen Erinnerung. Ich konnte mich nicht trennen von der Hütte, wo ich zum ersten Male das höchste Glück des Lebens empfunden hatte. — Mit der Zeit wurde mein Zustand ruhiger. Annunciata's Bild war mein Idol, mein höchstes Gut. Ich saß halbe Tage hindurch davor, und vergaß Alles, selbst das Bedürfniß des Essens. — Aber bald fühlte ich, daß so sich meine Lebenskraft aufzehren müsse. Ich wollte zu Marconi, und dort meine Tage beschließen. Ich schrieb ihm. Mein Herz wurde erleichtert durch die Mittheilung meines Kummers. Ich schrieb ihm den Tag meiner Abreise. Bis zum 14. Juli wollte ich bei ihm sein. Meine Sachen packte ich und sandte sie nach Florenz. Aber wie wurde es mir so schwer, die Hütte zu verlassen, wo jede Stelle mir heilig war, wo Alles mir mein geschwundenes Glück zurief. Ich gehe hinweg über diese Scenen. — Meine Reise ging schnell. Doch konnte ich nicht anders, ich mußte den edlen Grafen noch einmal in Pisa aufsuchen. Ich fand ihn nicht mehr. Er war wieder nach Rom zurückgekehrt. Nun eilte ich nach Tyrol. Ich erreichte Brixen am 12. Juli sehr ermüdet. Einen Tag wollte ich rasten, dann flog ich hinaus in das liebliche Thal, wo Marconi's Gut lag. Ich erreichte ein kleines freundliches Dorf. Dort wohnte Marconi in einem freundlichen Hause, welches ein Garten umgab. Der Weg führte mich um den Garten herum; das Pförtchen stand offen, ich trat hinein. Schlangenwege durchkreuzten sich im hohen Buschwerk. Jetzt trat ich aus demselben heraus auf einen freien Platz, und Luigi flog mir entgegen. — Luigi, nur größer, schöner. — Luigi, die dunklen Haare im schwarzen Netz, in einer Kleidung, der ähnlich, die er in Rom trug, lag an meinem Herzen. — Aber ein neues Staunen ergriff

mich, ich fühlte einen jungfräulichen Busen an meiner Brust. „Um Gotteswillen — Annunciata?“ — Da rief's um mich „Victoria!“ und „Bravissimo!“ und Marconi, einen kleinen Knaben auf dem Arm, und ein liebliches junges Weib flogen auf mich zu, mich umarmend. „Nun,“ rief mir Marconi entgegen, „kennst Du Deinen Luigi nicht besser? Du treue Seele, siehst Du nicht, daß es meine Schwester Annunciata ist?“ „Annunciata Deine Schwester?“ „O gottlob, ich habe Dich wieder,“ und wieder lag sie an meiner Brust, und ihre Rosenlippe ruhte auf meinem Mund. „Aber Luigi?“ fragte ich, wie aus einem Traum erwachend — „war Niemand anders, als dieses Mädchen hier, die Du Deine Annunciata nennst, ohne mich zu fragen!“ rief mit komischer Grandezza Marconi. Mir schwindelte. „O komm, Joachim, komm in mein Haus,“ sprach Marconi. „Dort komme erst zu Dir selbst, dann sollst Du Alles erfahren.“

Annunciata entsprang, und kaum war ich Glücklicher im Haus angekommen, als sie, das holde Fischermädchen, vor mich hintrat und fragte: „Gleiche ich meinem Bilde noch, oder willst Du, Geliebter, Deinen Luigi wieder?“ Ich zog sie an meine Brust, so eng, so innig. O, nun war mein Herz frei, nun „war die Welt gewonnen für meinen Lebenslauf!“ Ich war in einem steten Taumel. Alles war mir so neu, der Wechsel so gewaltig, daß ich's nicht recht fassen konnte, nur das faßte ich, daß meine Annunciata an meiner Brust lag, und nun uns nichts mehr trennen sollte.

„Wir sind Dir Vieles aufzuklären schuldig, Bruder,“ hob endlich Marconi an. „So höre denn: Du hattest meinen Vater, den Marquis Pescara gerettet, und meine Annunciata, die der Sicherheit wegen Knabenkleidung trug; Du edle Seele ahntest nicht, wie nahe die mir waren, die Du so sehr liebtest! — Ihr lebtet still in Rom. Du gingst nach Neapel. Da kam ein Brief von mir an. Mein Vater erkennt meine Züge — aber ich hatte der Sicherheit wegen den Ort, wo ich wohnte, nicht genannt, doch wußte er, daß

ich lebte. Er harrte auf Deine Zurückkunft, um Dir sein Geheimniß zu enthüllen und nach meinem Wohnorte zu fragen. Mittlerweile wird der Hauptmann jener Bande gefangen. Er bekennt meines Vaters Anwesenheit in ihren Schlupfwinkeln. Den Namen weiß er nicht. Das Signalement des Marquis Pescara trifft zu. Es wird nach Neapel gemeldet, und Alles eingeleitet, ihn in Rom zu entdecken. Ein Mönch, in dem mein Vater einen Jugendfreund wiederfindet, hilft zur Flucht. Sie schiffen sich Beide auf einem Schiffe, das nach Venedig bestimmt war, ein, und es gelingt ihnen, glücklich der Gefahr zu entgehen. Doch an der Küste von Toskana scheitert das Schiff bei einem entsetzlichen Sturm. Der gute Vater fand in den Wellen seinen Tod, Annunciata wird gerettet von dem alten Andrea, der sie bei sich behält als sein Kind. Jahre vergingen, Du kamst nach Florenz, kamst an die Küste, zu zeichnen. Annunciata!" — rief er plötzlich, „nun erzähle Du."

Erröthend begann das theure Wesen: „Ich erkannte Dich gleich, als ich Dich zum ersten Male sah, Joachim und —"

„Ihr Herzchen schlug Dir entgegen," fiel Marconi ein.

Annunciata erröthete wieder, und fuhr fort: — „ich sah Dich öfter, Du mich nie. Ach, wie bebte ich, wie kämpfte ich. Endlich entschloß ich mich, Dir fremd zu sein, so hielt ich's meiner Lage am angemessensten. Du fandest mich an jenem Tage, wo Dein Edelmuth Dir auf's Neue, wenn es möglich gewesen wäre, Dich noch mehr zu verehren, meine ganze Seele zu eigen machte. Du riefst „Luigi!" Ach, wie mußte ich mich beherrschen, nicht in Deine Arme zu eilen! — Du zogst zu uns — — —" „Nun, warum stockst Du so?" fragte ungeduldig der Bruder, „sag' es nur — kurz. Joachim, sie liebte Dich, Du sie, und im Augenblick des Scheidens wurde es Euch klar, daß Ihr ohne Euch nicht leben könntet. Du aber kamst nicht wieder. Die liebende Jungfrau erkrankte. Ein Briefchen von Dir flößte Balsam in das wunde Herz. Du versprachst zu kommen, kamst nicht, und auch keine Kunde. Da drohte der Gram

sie zu tödten. Doch," fuhr er lachend fort, „lassen wir sie seufzen, und sehen, was Marconi in A......g macht! — Mir ging es herrlich. Mein Kunsthandel blühte. Glückliche Ankäufe von Gemäldesammlungen machten mich reich. Ich gab meinen Kunsthandel auf, heirathete mein Minchen — und zog hierher. Aber nun trieb mich die Sehnsucht nach den Meinen. Deinen Brief brachte mir ein Freund von A......g, ein Offizier. Seine Uniform zog ich an, und reiste nach Italien. In Florenz erfuhr ich Dein Studium an der Küste. Ich legte eine Mönchskutte an, um desto sicherer zu sein, und komme und finde Annunciaten. Ich eilte alsbald nach Rom, Dich aufzusuchen, und finde Dich krank. Ich bleibe bei Dir, bis Dein Arzt mir alle Hoffnung macht, dann eile ich zu Annunciaten, und gehe mit ihr eilig hierher; denn ich durfte nicht zu fest trauen, und — nun ist die Reihe an Dir, nun erzähle Du."

„Ich that's. Als ich Andrea's Tod erwähnte, brach Annunciata in Weinen aus. Selbst Marconi trocknete sich eine Thräne, und murmelte: Requiescat in pace!

Ein neues, heiteres, glückliches Leben begann für mich. Bald wurde Annunciata mein Weib, und gerade am Tage der Trauung meldete man mir von Neapel aus, daß der König die Familie des Marchese Pescara begnadigt und wieder in den Besitz ihrer Güter zu setzen befohlen habe. Da war unser Glück vollendet. Und als der Frühling in die Berge Tyrols zog, da wanderten wir nach Süden, um an Parthenope's herrlichem Gestade des Lebens Wonne zu genießen. Gottlob, noch immer sind wir Alle glücklich, und meine Knaben geben Hoffnung, daß einst tüchtige Maler aus ihnen werden."



Die Schuld.

An dem tiefblauen Himmelsbogen stand einst in ununwölkter Klarheit die Maisonne, und badete ihr strahlendes Antlitz in der Spiegelfläche des Vierwaldstättersee's, der ruhig war, und unbewegt, wie ein gut Gewissen. Die Mittagszeit hatte die fleißigen Menschen um den Herd versammelt, und nicht einmal ein Kahn glitt über den See hin. Alles athmete Frieden und Ruhe rings umher. Auf allen Seiten war der Himmel wolkenlos; nur über dem alten Riesen der Urwelt, über dem Pilatusberge, erhoben sich hellweiße, fette, tiefgrau schattirte Wolkenmassen langsam und majestätisch, verheißend ein Unwetter. Und die Luft, die fast schwüll und drückend war, ließ des Föhns wilde Wuth fürchten, ehe noch des Abends Kühle Erquickung brächte den Geschöpfen.

Gar freundlich sandte die Sonne ihre Strahlen in eine kleine Bucht, die, rings umstarrt von hohen und steilen Felswänden, geschützt war gegen des Föhnes Rasen. Ueppiges Grün deckte den Boden, und das herabhängende Geäste der Sträucher bildete fast ein schützendes Laubdach. Einzelne Bäume erhoben ihre Wipfel in dem engen Raume der Bucht, zwischen deren Stämme jetzt eben ein junger Fischer seine Netze aufhing.

Unweit der Bäume stand ein Hüttchen — ärmlich — klein — aber nett und freundlich anzusehen, und drinnen hatte treue Liebe, keusche Sitte und harmloser Frieden sich angesiedelt bei ihm

und seiner Gattin, auf deren Wangen noch der Jugend Frühling blühte. —

Diese Bucht schien so recht geschaffen zum Asyle für der Liebe Glück — oder für ein Herz, das des Leidens bitteren Kelch geleert, dem des Schmerzes Dornenkrone nicht fremd war, das nun Ruhe suchte nach des Lebens Stürmen. Jenes war sie jetzt, dieses war sie gewesen. Jenseit der Hütte lagen zwei Gräber, deren eines schon eingesunken, das andere noch frisch und mit weißen Rosen bepflanzt war. Die Schläfer in diesen Gräbern hatten hier des Lebens und des Glückes Frühlingstage, aber auch des Elendes kalte düstere Wintertage durchlebt, und dann erst, gerade da die Ruhe gefunden, wo jene sie beglückt, diese sie so tief gebeugt.

Einst blühte hier des Vierwaldstättersee's schönste Blume — Verena. Sie erheiterte ihres alten Vaters Tage, und wirkte still im häuslichen Berufe. Alle Jünglinge des Landes buhlten um ihre Gunst; keinem erschloß sie ihr Herz — bis einst ein fremder Jüngling, der Schiffbruch gelitten an des See's Felsenufern, von den Wellen hierher getragen, ihr Herz gewann und ihre Hand. Jetzt mieden die Jünglinge die Bucht; kein Kahn legte hier mehr an, da ohnedem des jungen Mannes stiller, träumerischer, oft finsterer und melancholischer Sinn keinem zusagte, und die durch ihre Liebe Beglückten freuten sich ihres Stilllebens.

Ein Jahr verstrich und noch ein halbes — da verbreitete sich eine seltsame Mähr' längs des See's Ufern: Verena's Gatte habe sie, die Mutter eines blinden Knaben geworden, in einer schrecklichen Anwandlung von Wahnsinn verlassen, und sei seitdem spurlos verschwunden. Das ging von Mund zu Mund, und der Neid freute sich rachedurstig und die gekränkte Eitelkeit — aber das bessere Herz seufzte und sprach leise und wehmüthig: „Die Arme!“

Und es mußte wohl so sein, wie die Sage ging, denn Verena's Vater alterte schneller, als es im Gange der Natur lag, und der

im Innern nagende Kummer stand mit leserlicher Schrift auf den gefurchten Wangen geschrieben. Verena's Gatte war wirklich verschwunden. Sie hatte nur Thränen und Seufzer, und von ihren Wangen schwand die Blüthe, und nur der bloße Harm lag auf ihnen. Der wahre Gang ihres finsteren Geschickes blieb ein Geheimniß, soviel auch die Neugierde forschen mochte.

Ihr Vater trug seinen Schmerz nicht lange; der nagende Herzwurm fällte die noch rüstige Eiche, und ihr Fall zerschmetterte vollends die welkende Blume. Bemitleidet von Allen, jetzt selbst von denen, die sie einst von sich gewiesen, fand endlich das arme Herz Frieden unter dem Rasen — über welchem der blinde Knabe nach der schlafenden Mutter wimmerte.

Entfernte Verwandte bezogen die Hütte (der jungen Fischerin Vater mit den Seinen) und der blinde Waise fand an den guten Menschen treue Versorger. Der von des Kummers Milch Genährte wuchs heran; allein sein Aeußeres war finster wie sein Inneres. Die Außenwelt blieb ihm unerbittlich verschlossen, so lebte er mehr in der inneren, geistigen.

Er lernte die Harfe spielen und Lieder singen, wie sie im Munde des Volkes gingen, aber keine heiteren sang er, nur ernste, wehmüthige oder wilde, finstere. Seine Weisen schuf er selbst, wie sie das Echo, das Alphorn und die Menschenstimme in ihm erregten, oder des Liedes Geist sie erheischte. Sie waren Grauen erregend, und je älter er wurde, desto seltener sich der stille Schmerz seiner Seele in eine wehmüthige Melodie aushauchte. Unstet war sein Geist, wie sein Leben. Die Bucht war ihm zu eng. Er mußte hinaus und zog des See's Ufer auf und ab, seine Lieder singend. Und ob er gleich am liebsten ein schrecklich Lied vom Königsmord und Vatermord sang, das jedes Herz mit Entsetzen erfüllte, so war er doch dem Volk ein lieber Gast. Oft sah er Jahre hindurch die Bucht nicht wieder. Sein Pfleger starb. Dessen Tochter reichte

einem biederen Manne ihre Hand, und genoß im einsamen Winkel des See's ihr ehelich Glück. Seitdem war der Blinde nicht wieder da gewesen, und mied sichtlich den Ort seiner Geburt.

Mehr wußten selbst die jetzigen Bewohner nicht von den früheren Ereignissen in dieser Bucht.

Aus des Hüttleins Thüre trat jetzt zu dem jungen Gatten die Gattin. An ihrer Brust ruhte der lachende Säugling; aus ihren Augen strahlte Heiterkeit und Glück. Sie setzte das Kind in's kühle Gras, wo es nach Blümchen haschte, die umher blüheten, und half nun dem Gatten die Netze ausbreiten, was in einer um so heiterern Stimmung geschah, da er in der Frühe des Morgens einen Fischzug gethan, so reich fast wie einst der des Apostels Petrus. Dann setzten sich Beide zum spielenden Knäblein, an seiner kindlichen Fröhlichkeit sich ergötzend.

Allmälig stiegen die Wolkenmassen gewaltiger auf und thürmten auf die schneeigen Gipfel der Alpen neue Alpen, so drohend und kühn, daß der Fischer, dessen geübtes Auge das nahende Wetter voraussah, schnell den Kahn fester fesselte und die halbtrockenen Netze wieder abnahm. Darauf ließen sie sich nahe an der Hütte auf ein Bänklein nieder und koseten traulich, doch aber still, denn ihre frommen Gemüther ließen sie nicht laut fröhlich werden in der Nähe der Gräber der Unglücklichen. Manch freundliches Wort sprachen sie hier, bis sie es endlich mit Schrecken wahrnahmen, wie vom erwachenden Winde bewegt des See's Wellen sich schon schäumend brachen an den felsigen Ufern, und das Hochgewitter schon fast über ihnen schwebte, der Sonne Licht bereits verdunkelnd.

Sie erhoben sich nun, unter das schützende Strohdach der Hütte sich zu bergen; da fiel des Weibes Blick auf die Felswand, die gerade ihnen gegenüber sich steil und nur mit wenigem Buschwerk bewachsen, erhob, und siehe, da oben in der schwindelnden Höhe gewahrte sie einen Mönch im härenen Büßergewande, der,

die dürren Hände gefaltet, den starren Blick gen Himmel gerichtet, aussah, wie ein bleiches Steinbild. Es war ein hochbetagter Greis, dessen ganzes Wesen etwas Edles hatte; aber ein Leben voll Weh und Leid schien an ihm vorübergegangen zu sein, und hatte ihm sein unverkennbares Siegel auf die Züge gedrückt. Nur wenige, dabei schneeweiße Haare deckten den Schädel. Ein schneeweißer Bart fiel bis über den Strick herab, der seine Lenden gürtete, und vollendete das Ergreifende der Erscheinung. Deutlich konnte man es wahrnehmen, wie von Zeit zu Zeit große Thränen in den weißen Bart hinabrieselten.

Das junge Weib erschrak in dem ersten Augenblick; in dem zweiten aber bewegte die innigste Wehmuth ihr Herz, wie es denn auch überhaupt ein ergreifender und erschütternder Anblick ist, wenn ein Greis weint, sonderlich für das weibliche Gemüth, das tiefer und inniger und zärter fühlt, als das männliche. Doch auch den Fischer bewegte der Anblick des weinenden Alten, als ihn sein Weib aufmerksam auf ihn gemacht. Ihm war diese Erscheinung so fremd nicht wie seinem Weibe. Der Greis war ihm in dieser Gegend öfter schon begegnet. So nahe seiner Hütte hatte er ihn jedoch selbst noch nicht gesehen, und obwohl er immer ernst und still war, hatte er ihn doch so tief bewegt noch nicht erblickt.

„Wer ist's? Kennst Du ihn?" fragte das Weib den Gatten.

„Es ist der alte Waldbruder, der in dem Eigen seine Klause hat," antwortete der Fischer.

„O, führe ihn doch herab zu uns," bat das Weib, „daß der arme Greis ein Obdach finde! Siehst Du," fuhr sie, beredt durch ihr Mitgefühl, fort, „wie sich die Blitze schlängeln? Hörst Du, wie der Donner rollt? Sagt nicht die drückende Luft den Föhn voraus?" — Das Gewitter kam immer näher.

Der Fischer schüttelte bedenklich das Haupt und sagte: „Er wird nicht mit mir gehen, denn er flieht die Menschen und will keinerlei Verkehr mit ihnen."

Aber flehender bat das Weib, und er ging den Pfad, der durch das Gebüsch sich wand, hinauf zur schwindelnden Höhe der Felswand, und stand bald vor dem Greise.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte der Fischer.

„In Ewigkeit! Amen,“ sprach mit einer zitternden Stimme der Mönch, das Haupt langsam erhebend, und sah den Fischer mit einem Blick an, der ihm durch's Herz ging, weil ein unaussprechlicher Schmerz drinnen lag. „Warum störst Du mich?“ fragte der Alte.

„Ich habe nur eine Bitte an Euch, Pater Johannes,“ entgegnete der Fischer, „daß Ihr nämlich möchtet mit mir hinabsteigen und meiner Hütte Obdach annehmen, bis das gräuliche Wetter vorüber ist und der Föhn ausgerast hat, dem Ihr hier oben unausweichlich ausgesetzt seid!“

Der Greis sah ihn mit einem wilden, durchbohrenden Blick an. „Weißt Du, was Du von mir heischest?“ fragte er rasch. „Hast Du je empfunden,“ setzte er dann etwas weicher hinzu, „was ein zerrissenes, in seinem Innersten zerrissenes Herz empfindet, wenn es dem Orte naht, wo es die Schuld vergaß, die es drückt, und noch einmal eine Weile glücklich war, dann sein Glück selbst zertrümmernd der alten Schuld die neue zugesellt? Hast Du das je empfunden? Kennst Du die Höllenqualen der eigenen Brust?“ — Die letzten Worte hatte er heftiger ausgesprochen. Der Fischer sah ihn erschrocken an — denn er verstand ihn nicht.

„Das Wetter, den Föhn und die Blitze fürchte ich nicht,“ fuhr der Greis in gleichem Tone fort. „O, es gibt einen Donner, der schrecklicher brüllt; Blitze, die feuriger zucken; einen Föhn, der fürchterlicher rast — sie verfolgen dies kahle Haupt, das sterben möchte und nicht kann!“ Er fuhr wild mit der Hand in die wenigen Haupthaare, schwieg eine Weile und fuhr dann sanfter fort: „Du, nein, Du kennst sie nicht! Geh! Laß mich!“

Der Fischer stand bebend vor ihm und hatte die Hände gefaltet. „Ich bitt' Euch noch einmal!“ sprach er sanft.

„Willst Du," fuhr der Alte auf, „daß ich des Himmels Fluch noch einmal der Hütte da unten bringe? Wohin mein Fuß tritt, da ruht der Fluch, da siedelt sich das Elend an, da haust Graus und Schrecken! Geh'!"

„Gerechter Gott! er redet irre!" seufzte der Fischer, und lauter sprach in ihm die Stimme des Mitleids: Rette ihn!

„Das Wetter wird schrecklich," sprach noch einmal der Fischer bittend, „geht doch mit mir hinab. Ich will Euch führen, damit Euer Fuß nicht ausgleite."

Der Greis warf einen Blick hinab auf die Hütte, die Gräber, und schauderte in sich zusammen. Der Donner brüllte jetzt grausiger; der Föhn tobte entsetzlich und riß Bäume in den See, die noch kurz vorher ihr stolzes Haupt in die Lüfte erhoben hatten; aber die Stelle, wo der Fischer stand und der Mönch saß, hatte er noch nicht erreicht.

„Der Föhn nahet!" rief unten das junge Weib, von Angst gefoltert, mit bittender Geberde.

„Geh' hinab," sprach der Mönch, „Dein Weib jammert. Laß mich allein hier. Um mich weint kein Auge mehr, denn der Fluch Tausender folgt mir, wie mein Schatten!" —

„Nein!" rief der Fischer entschlossen, „allein lasse ich Euch hier nicht. Wollt Ihr nicht hinab, so bleibe ich bei Euch und theile Euer Loos!"

Das Weib rang jammernd die Hände.

Der Greis sah den jungen Mann wohlwollend an. „Gott lohn's," sagte er darauf. — „Doch — Du weißt nicht, was Du thust. Und wüßtest Du es — Du würdest fliehen aus der verpesteten Nähe und Dich kreuzigen."

Der Fischer aber wich nicht. Er ergriff des alten Mannes Hand, ihm aufzuhelfen.

Jetzt versank der Mönch einen Augenblick in Nachdenken — dann erhob er sich und rief mit bitterem herzzerreißendem Ausdruck: „Ich will ja büßen!!" blickte gen Himmel und bewegte in leisem Gebete die Lippen; dann folgte er willig dem Fischer, dessen leitende Hand er jedoch abwies.

„Ich bin wohlbekannt hier," sprach er mit Wehmuth — „und — es gab eine Zeit, wo ich mit anderen Gefühlen hier herabstieg."

Als er aber nun unten angekommen war, stand er still, blickte sich um und seine Hände zitterten, seine Kniee wankten, seine Thränen flossen mild. Seine Gefühle übermannten ihn. Er sank auf die Kniee, schlug seine Brust und rief: „Mea culpa! mea maxima culpa!" —

Mit vieler Mühe brachten ihn die, durch diesen Auftritt auf's Neue erschütterten Gatten in die Hütte. Jetzt brauste der Föhn schrecklich über die Bucht hin. Nur ihre Felswände schützten die Hütte vor der Zerstörung. In des Sturmes Geheul dröhnte und prasselte der Donner. Die Blitze zuckten fürchterlich am Himmel hin und mit lautem Krachen brachen sich die Wellen des See's im weißen Gischt. Alle Elemente schienen entfesselt im wüthendsten Kampfe.

„Gott erbarme sich der Schiffenden!" sagte leise der Fischer.

Bebend schmiegte sich das Weib an den Gatten, Schutz suchend bei dem stärkeren Mann. —

Ein Blitz erhellte jetzt schrecklich das kleine Gemach, und über die Bucht rollte furchtbar der Donner.

„Rufst du endlich?" rief der Mönch jetzt dumpf. „Verena!!" rief er lauter.

Die Gatten fuhren erschrocken herum.

„Nein, nein," sagte er, „sie schläft, sie schläft den ruhigen Schlaf des Friedens, und kennt nicht die Qual der Schuld!" Er stand auf und schritt kräftig umher. Dann aber sank er wieder ermattet auf den Schemel.

„Ihr lebt über den Gräbern einst glücklicher Menschen," hob er endlich ruhiger wieder an. „Setzt Euch zu mir! Kennt Ihr ihr Geschick? — o, kommt, ich will eine Wunde aufreißen, die dennoch nie heilet, ich will büßen!" —

„Habt Ihr nie gehört von Kaiser Albrecht's Morde?" fragte er.

„Wir haben die Mähr' oft gehört," antwortete der Fischer.

„Wohlan, ich will sie noch einmal Euch genau erzählen, hört Ihr? genau sage ich; ich kann's wie Keiner."

„Wie mögt Ihr doch jetzt gerade solche Mähr' erneuen?" fragte mißbilligend der Fischer.

„Weil sie so genau mit Verena's Geschick zusammenhängt," sprach der Mönch. Er sammelte sich eine Weile, dann begann er, sichtlich erschüttert:

„Einst saß zu Baden beim frohen Mahle der Kaiser Albrecht, und war guter Dinge, denn seine Gattin kam von ferne zu ihm her, und das erfreute ihn, weil er sie lieb hatte; aber es kam auch die Rede von dem frohen Ereigniß auf der Waldstätte eigenmächtige That, die er Frevel nannte, und erglühend in wildem Zorne, sprach er, wie er den Frevel strafen wolle durch ihrer Freiheiten Verlust und harten Druck, und wolle das Land machen zu einem Lehen.

„Da erhob sich unter den Edlen Johann von Schwaben, des Kaisers Bruders-Sohn, dem er widerrechtlich sein Erbe, das Schwabenland, vorenthielt und sprach: Gebt mir das Land zu Lehen, Ohm! — Ob der Rede lächelte spöttisch der Kaiser, sah den Jüngling mit spottender Miene an und nahm das Kränzlein, das er spielend gewunden von den Blumen, die die Tafel zierten, und setzte es ihm auf's Haupt, sprechend: „Das Jüngling, ziemet Dir, das Regiment geziemet mir!" —

„Hans erbleichte und entsetzte sich fast sehr."

„Das war hart!" sagte das Weib.

Der Mönch fuhr fort, doch wankte oft seine Stimme, und man sah den Kampf, den es ihn kostete: „Eine wilde Zornesgluth loderte darob alsbald in des Jünglings ungezähmtem Herzen auf, und seine Freunde, des Kaisers bittere Feinde, schürten die Gluth und beschworen mit ihm ein Bündniß der Hölle, Hand zu legen an den Gesalbten des Herrn. — Und es begab sich, daß etliche Tage darauf der Kaiser gen Rheinfelden ritt, es war just am ersten Tage des Mai!"

„So jährt es sich heute!" rief das Weib mit Entsetzen. —

Der Mönch schauderte — doch ließ er sich nicht unterbrechen, — „und," fuhr er fort, „ein groß Gefolge von Rittern und Herren war mit ihm. Unter diesen befand sich auch Johann von Schwaben, den der Name Parricida brandmarkt, — — und seine Verbündeten Wart, Palm, Tägerfelden und Eschenbach. Heitern Sinnes ritt der Kaiser bis Windisch, wo er setzen wollte über die Reuß mit seinem Gefolge, und war doch nur ein Kahn da. Und in den Kahn trat der Kaiser, und nach ihm sprangen Johann und die vier Freunde in den Kahn. Angelangt am andern Ufer, ritten sie wacker fürbaß nach dem Stammgut in dem Eigen. Nahe der Burg Habsburg, wo in der Ebene ein reiches Kornfeld mit hohen Halmen wogte, war ein Kreuzweg. Da traf der Kaiser Herrn Walther von Castelen, und redete ihn freundlich an, zu warten auf sein ritterlich Gefolge. Da war die Stunde gekommen, wo der Teufel umstrickte Johannes Herz. Er legte seinen Speer ein und rannte in wilder Rachegluth ihn dem Kaiser in die Gurgel, rufend: „Hier ist des Unrechts Lohn!" Und Palm stieß im hohnlachend sein Schwert in's Herz, und Eschenbach spaltete sein Haupt, als ob es nicht genug gewesen wäre mit einem Todesstoß." — —

Er schwieg und sein bleiches Haupt sank auf die Brust. Nach einer Weile rief er aus: „O, der entsetzlichen That, die keine Reue tilgt, keine Buße sühnt!"

Das Weib sank mit einem Schrei des Entsetzens an des Gatten Brust. „War das nicht Vatermord?" fragte sie bebend.

„Vatermord! Ja, das ist der Name!" rief der Mönch. „Parricida! Parricida!" Der Mönch ermannte sich wieder und fuhr fort: „Eine arme Bettlerin saß am Wege. Sie nahm das Haupt des Kaisers in ihren Schooß und betete über ihm. Also gebettet — verschied er, noch ehe das Gefolge ankam. Aber der Gott, der Alles sieht, und vergilt einem Jeglichen nach seinem Thun, sandte seine Racheengel, und die Mörder flohen, von ihnen verfolgt, in die unzugänglichen Wildnisse des Landes. Und Johannes, der Vatermörder, irrte umher, unstet und flüchtig, wie Kain, und fand nicht Rast, nicht Frieden, und büßte hart — und durchirrte Italien nach allen Richtungen mit der Centnerlast auf dem Gewissen, und kam wieder in's Schweizerland nach langen, langen Jahren, und brachte zurück, was er mit sich genommen — die Hölle in der eigenen Brust! — — Schrecklich hatten derweilen Agnes, Elisabeth und Leopold Blutrache geübt und waren der Schuldlosen viel gemordet worden um des Einen willen, dem die Strafe gebührte. Solche Mähr' wurde ihm hier am Vierwaldstättersee, und sie mehrte tausendfach noch seine Qual. Die Rache des Himmels folgte ihm auf der Ferse. O, für den Bösen gibt es kein Glück. — Und doch blühte es noch einmal für Johann — aber es glich sein Leben der Umgebung des Feuerberges Vesuvius, allwo er einst lange geweilt auf seiner Flucht, wo unterirdisch Feuer wüthet und darüber Blumen blühen, bis es ausbricht und sie zerstört mit wilder Gewalt. — Von Stanzstad, allwo er geweilt, wollte er schiffen gen Alpnach. Der Himmel war klar und rein, wie die Fluth. Am ersten Tage des Maien war es. Das Schifflein schwamm ruhig auf der Spiegelfläche — da brach urplötzlich der Föhn aus den Bergschluchten hervor, und ein Hochgewitter zog pfeilschnell herauf, und des See's Spiegel wurde zur wildempörten Fluth, und die Wogen thürmten sich zu Bergen. Der Föhn zerriß das Segel.

Das Schifflein war der Wellen Spiel. Die Schiffer beteten. Aber Johannes konnte nicht beten. Er starrte finsteren Blickes in die Fluth. Nur das reine Herz kann beten! — Immer näher dieser Bucht wurde das Schifflein getrieben, und endlich zerschellte es an den Felsen." — —

Der Greis war erschöpft. Er mußte sich erholen.

Als dies geschehen, fuhr er nach einer Weile fort: „Hier in dieser Bucht wohnte damals, wie jetzt, der Friede Gottes. Ihr kanntet sie nicht, die" — — Thränen erstickten fast seine Stimme — „die — jetzt unter dem grünen Rasen schlummern — den alten Kurt und — den Engel — Verena. Sie fanden am Ufer Johannes Leichnam, trugen ihn in die Hütte, und übten christlicher Liebe Werk an ihm. Er erwachte zu einem elenden Dasein. Aber ein Engel umschwebte ihn — Verena. In der Nähe dieses reinen, heiligen Wesens schwieg seines Gewissens Donnerstimme. Er täuschte sich, meinend seine Schuld sei gebüßt, der Himmel versöhnt. Sein Herz erschloß sich der Liebe. Er wurde heimisch in der Bucht. Er träumte sich glücklich. Er theilte Kurt's Arbeit. Er wurde sein Sohn — denn Verena liebte den Verruchten. Nicht lange währte sein Glück. Verena wurde Mutter eines blinden Knaben — der — Albrecht's entsetzliche Züge hatte, als er im Todeskampfe lag. Da erwachte die Hölle in Johannes Brust auf's Neue — stärker, marternder, als je zuvor. Aber er verbarg's Verenen's Blicken so lange, bis die Stunde des Gerichtes schlug. Ein Mönch kam, das Kind zu taufen auf den Namen Lathonius. Der Mönch war aus dem Kloster Königsfelden, das Agnes und Elisabeth gestiftet hatten. Und er erzählte von seines Klosters Stiftung, von des Kaisers Mord, und fluchte furchtbar dem Mörder. Da konnte Johannes sich nicht mehr halten: „Ich bin's!" rief er wild, „ich bin Johannes Parricida!" — Und er floh, von der Hölle gepeitscht, und sah seine Verena und sein Kind nicht wieder!" — — —

Bis hierher hatte der Greis alle seine Kräfte angespannt. Jetzt

sank er, wie ohnmächtig, zusammen. Weinend eilten die Gatten ihm zu Hülfe. Es war ihnen seltsam zu Muthe. Unbeschreiblich unheimlich wurde es Ihnen in der Nähe des Gastes, und doch hatte seine Erzählung sie mit dem innigsten Mitleid erfüllt, da sie ahneten, es müsse ihn nahe angehen, was er erzählt. Nach vielen Anstrengungen erwachte er wieder. Der Föhn hatte sich gelegt. Fernhin rollte der Donner und in Strömen schoß der Regen herab. Er sah die weinenden Gatten mild an.

„Habt Ihr Mitleid mit dem Unglücklichen?“ fragte er. „Gott lohn' es Euch. Ach, die Thränen der Theilnahme sind ihm lange fremd gewesen!“ — setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Erzählt mir, ich bitte Euch, was Ihr von Verena's Ende wisset!“

Das Weib trocknete ihre Zähren und erzählte: „Sie welkte ab, wie die Blume, wie die verblühende Rose. Sie hatte nur Thränen und Weh. Ach, sie wäre längst gestorben, hätte nicht der arme Knabe sie gefesselt an die Welt, die für sie so arm geworden. Und so lebte sie still und traurig, bis ihr armes Kind heranwuchs und als er fünf Jahre alt war — da starb sie.“

„Requiescat in pace!“ sprach heftig weinend der Mönch. Er war tief erschüttert. Mit unaussprechlichem Gefühle betrachteten ihn die Gatten, und in ihrer Seele tagte ein Gedanke, den sie nicht zu hegen wagten.

„Und der blinde Knabe Lathonius?“ fragte bebend der Mönch.

„Er irrt umher und spielt die Harfe in den Häusern der Reichen,“ sagte das Weib.

„Von des Vaters Fluch belastet!!“ rief mit fürchterlichem Tone der Alte.

Da erschütterte ein furchtbarer Donnerschlag die Felsen. Das Gewitter kam wieder. Donner auf Donner, Blitz auf Blitz folgte, und der Sturm wüthete fürchterlicher noch als zuvor. Ein Schrei außerhalb der Hütte riß sie Alle von den Schemeln empor. Sie

eilten hinaus. Da stand, von Nässe triefend, ein Blinder und rief schmerzlich: „O meine Harfe!“

Das Weib und ihr Gatte starrten ihn an. „Meine Harfe!“ jammerte der Blinde.

„Lathonius! Lathonius!“ schrie jetzt verzweifelnd der Mönch auf. „O du Schrecken der Vergeltung!“

Der Blinde starrte nach ihm hin mit dem erloschenen Auge. Fürchterlicher rasselte der Donner.

„Ha!“ rief jetzt der Mönch, „Du rufst zum Gerichte!“

Krampfhaft umfaßte er den Blinden.

„Ich,“ rief er noch einmal, „ich — bin Johannes Parricida, Dein Vater,“ und sank todt neben dem Blinden nieder.

Die Eiche von Vincennes.

Novellette.

1.

In einer Entfernung von etwa einer Viertelstunde, rechts von der Heerstraße von Paris nach Vincennes, stand eine ungeheure Eiche. Jahrhunderte waren sturmbewegt an ihr vorübergerauscht und hatten ihre Krone nicht gebrochen. Frisch und grün stand sie auf einem kleinen Hügel, die ganze Gegend beherrschend, die, von Wiesen bedeckt, sich bis zu den Mauern des alten thurmreichen Vincennes hindehnte. Zu ihren Füßen quell ein Wasser, das rein wie Krystall, den erquickendsten Labetrunk bot für den müden Wanderer, der gerne hier ausruhte. — Die Eiche von Vincennes hatte ihre Geschichte, ihre hohe Wichtigkeit. Mit einer Art Ehrfurcht betrachtete sie das Volk von jeher; und wehe dem, der ein Aestlein abzubrechen sich erkühnt hätte! Sie war ein Heiligthum. Und doch hielt weder die Jugend ihre Sonntagstänze hier; noch gab ihr ein lustiger Jahrmarkt Bedeutung; noch war eine Schlacht hier entschieden worden; noch ein Mirakel in dunkler Zeit hier geschehen, von dem Allen nichts. — Aber was war es denn, was dieser Eiche eine so hohe Bedeutung lieh? Ihre Riesengröße? — Allerdings war diese außerordentlich; und schwerlich hatte Frankreich einen zweiten Baum, wie die Eiche von Vincennes; allein das hätte denn doch nichts ausgetragen. Vielmehr lag der Grund ihres Ansehens

in einer volksthümlichen Sitte, in einem uralten, geheiligten Brauche. — Hier gaben seit uralten Zeiten die Könige von Frankreich ihrem Volk öffentliche Audienzen. Unter dem Baume stand oder saß der König jährlich am ersten Mai, und die Ebene bedeckte eine zahllose Menge. Jeder durfte sich seinem Könige nahen, und ihm seine Wünsche, Klagen und Beschwerden vortragen, und war gewiß, daß schnell entschieden werden würde; denn der Kanzler schrieb, wenn der König nicht schnell das Urtheil fällte, die Sache nieder, und die Entscheidung folgte gewiß von dem Gerichtshof oder dem Parlamente. Dieser Brauch war durch Jahrhunderte geheiligt. Nur die Zeiten der Hugenottenkriege hatten ihn in Verfall gebracht. Das ausschweifende Leben des Hofes war einem Acte nicht günstig, wo so oft die losen Streiche des Adels, die Ungerechtigkeiten der Gouverneure den unwillkommenen Weg zum Ohre des Königs gefunden. Das Volk betrachtete mit Wemuth die Eiche von Vincennes, und es war nahe daran, daß die schöne Sitte der Sage anheimfiel.

Da erschallte durch's ganze Land die Kunde: „Heinrich der Vierte, der galante, ritterliche König, der Liebling des Volkes, werde am ersten Mai wieder den alten Brauch ausüben, und mit eigenen Ohren seines Volkes Klagen und Wünsche hören unter der Eiche von Vincennes." Der Jubel hatte kein Maß, den diese Kunde hervorbrachte. In den letzten Tagen des April, die nicht eben zu den freundlichsten gehörten, sah man Züge, die sich alle gegen das alte Vincennes bewegten. Da konnte man die Volkstrachten von ganz Frankreich erblicken, so malerisch von den Pyrenäen und der Grenze Italiens her, und so steif und nichtssagend aus dem Norden. Da kamen Bauern und Kaufleute, Beamte und Ritter, Mönche, Priester und hugenottische Geistliche in ihren langen, schwarzen Talaren und den schneeweißen Bäffchen, Frauen und Mädchen, Greise und Jünglinge — kurz alle Stände und alle Provinzen des Reiches waren vertreten, und die Gegend war so reich bevölkert, daß vor den Mauern der alten Stadt und Feste, selbst unter Zelten und

schnellerbauten Laubhütten Leute wohnten und schliefen. Alle voll Hoffnung, ihren König zu sehen, ihm in's offene Auge, in's freundliche Antlitz zu schauen, und ihm zu sagen, was in Angst und Qual das Herz belaste.

2.

Am dreißigsten April war die Straße von Paris wahrhaft belagert. Alle Umwohner auf mehrere Stunden Weite waren herbeigeeilt, Heinrich, den Volkskönig, zu sehen; denn es hieß, er würde mit dem Glanze seines Hofes einziehen in den Thurm von Vincennes, wie man das alte Schloß nannte. Alles hatte sich gerüstet, und harrte im besten Staate, mit grünen Zweigen geschmückt, des Königs, der da wollte, daß am Sonntag jeder seiner Unterthanen ein Huhn im Topfe habe. Die Männer erzählten von den Waffenthaten des Königs, die Mädchen und Frauen von seiner Schönheit und Galanterie, und überall tönte sein Lob. Die Hugenotten meinten, mit seinem Uebertritte zur päpstlichen Kirche sei's nicht weit her, und er habe diesen Schritt nur gethan, um Frankreich vom Bürgerkriege zu retten; die Katholiken rühmten den Glaubenseifer des gekrönten Proselyten. So hatte Jeder seine Meinung; aber darin stimmten sie Alle überein, er sei gerecht, bieder, tapfer und liebenswürdig.

Mit einer Geduld, welche die dringendsten Bedürfnisse des hungernden Magens und der durstenden Kehle selbst besiegte, harrte das Volk. Es wurde Abend. Die Nacht hüllte das Volksgewühl in ihren dunklen Mantel. Die Sterne kamen leuchtend aus der tiefen Bläue des reinen Himmels hervor und blickten liebend auf die bräutlich geschmückte Erde. — Er kam nicht. Und doch ergriff die Getäuschten keine Ungeduld, kein Unwille. Manches Herz bangte wohl, es möge seine Hoffnung bleichen; aber es sagten sich

Alle: Heinrich täuscht uns nicht! Er kommt morgen in aller Frühe. Es ist ihm etwas Wichtiges begegnet. Gebe Gott, daß es nichts Schlimmes ist!

So zog sich das Volk plaudernd, singend und jubelnd theils in seine Quartiere, theils in seine Zelte und Hütten zurück, und eine Stunde später war die Heerstraße und ihre nächste Umgebung so lautlos stille, daß der späte Wanderer nicht würde geahnt haben, daß vor Kurzem erst Tausende hier sich freudig bewegt hätten. Die zehnte Abendstunde hatte schon dumpf vom Thurme von Vincennes geklungen, als von Paris her ein Trupp Reiter sich der Gegend näherte. Sie waren im lebhaften Gespräche begriffen, zwei wenigstens, während die übrigen in einiger Entfernung hinter ihnen ritten.

„Wir sind froh, Sully," sprach der Eine dieser Beiden, sich zu dem stattlichen Reiter zu seiner Linken wendend, daß Wir dem Gewühl entgangen sind. Niemand ahnt in Vincennes Unser Kommen."
„Eure Majestät entziehen Sich doch sonst ungern dem glücklichen Volke, das seinen Liebling sehen möchte," entgegnete der Angeredete, nämlich der Herzog von Sully.

„Du hast Recht, Sully," versetzte darauf der edle Béarner (denn er war es), „allein es ist Uns heute so gar nicht zu Sinne gewesen. Ein König will auch einmal Ruhe; zumal Wir morgen einen ernsten und heißen Tag haben werden. Gott gebe Uns Einsicht und klares Urtheil!"

„Damit, Sire, hat Gottes Gnade Eure Majestät reich bedacht! Es wird sich klar zeigen am morgenden Tage."

„Sully ein Schmeichler?" fragte Heinrich der Vierte.

Sully legte die Hand auf's treue Herz. „Gott weiß, wie ich's meine!" sprach er mit Gefühl.

„Wir auch, Sully! Wir auch!" sprach der König darauf, und hielt sein Pferd an; denn die Eiche von Vincennes stand in ihren

riesenmäßigen Umrissen, noch vergrößert durch das Helldunkel des Sternenlichtes, vor den Blicken Heinrichs des Vierten. —

„Was ist das, Sully?“ fragte er.

„Das ist die Eiche von Vincennes, Sire,“ entgegnete Sully, „wo die Könige Frankreichs ihr Volk gehört und nach bestem Wissen und Gewissen gerichtet haben, wo Eure Majestät morgen die schönste Handlung des Königthums ausüben wollen und werden.“

Des Königs Blicke ruhten auf dem Baum, und er hielt sein weißes Lieblingsroß an, bis die Reiter des Gefolges näher kamen.

„Montmorency!“ rief der König und Einer des Trupps war im Moment zur Stelle.

„Nehmet Unsere Pferde und reitet bis zur Zugbrücke Vincennes' in aller Stille. Dort harret Ihr Unser.“

Ehe noch Sully eine Bedenklichkeit äußern konnte, war Heinrich aus dem Sattel und Sully folgte seinem Winke; die Reiter zogen sich zurück, und bald war der Hufschlag ihrer Rosse in der Ferne verklungen und es trat wieder die lautlose Stille der schönen Nacht in ihre Herrschaft ein.

Heinrich, von Sully begleitet, schritt langsam und still der Eiche zu. Der Platz um diesen Baum war geebnet. Grüne Zweige waren klein gehackt auf dem Boden umhergestreut, den man erhöhet hatte, damit des Herrschers Fuß nicht an die dicken Wurzeln stoße, welche sonst zu Tage sich verbreiteten und mit dicker Rinde bedeckt waren, wie der Stamm selbst.

Als Heinrich unter dem Laubgewölbe des Riesenbaumes stand, durchzuckten heilige Schauer seine Seele. Er stand einige Momente in ein lautloses Sinnen versunken; dann faltete er seine Hände, nachdem er den Hut abgenommen, und betete still.

Auch Sully war von der Macht des Moments tief ergriffen.

die Sterne hätten sich in einer Thräne seines Auges spiegeln können, wenn ihre Strahlen die dichten Laubmassen des Baumes hätten durchbrechen können. Auch er betete für den Freund seiner Seele, der Frankreichs Krone trug, und nie war sein Gebet frommer und inniger gewesen, als jetzt. —

Heinrich bedeckte nach einiger Zeit sein Haupt wieder, und wandte sich an Sully.

„Freund!“ sprach er ernst, „es hat das Gebet Unsere Seele gestärkt! Wir hoffen zu Gott, daß Wir morgen Unsere Pflicht erfüllen werden!“

„Ich glaube es,“ sagte Sully.

„Warst Du je Zeuge eines solchen Gerichts, oder besser einer solchen Audienz, Sully?“ fragte der König. —

„Nie, Sire; die Zeit, wo sie hier ertheilt wurden, liegt so weit hinter uns, daß ich nur davon erzählen hörte.“

„Und glaubst Du, daß das Erneuern des Brauchs heilsam sein wird!“ forschte Heinrich weiter. —

„Wie sollte ich nicht, Sire? Hier wird die Wahrheit schlicht und einfach, nackt und ungeschminkt Euer Ohr erreichen, und das Bollwerk des Hofes wird nicht zwischen Euch und dem Volke stehen!“ So sprach Sully.

„Wohl, Sully! aber —“

„O,“ rief Sully, „Sire, lasset kein Aber hineindringen in das, was ich zu sagen mir erlaubt! Jedes Aber ist eine Schranke, und zwischen Eurer Majestät und Eurem Volke soll keine Scheidewand stehen, die die Herzen trennt. Nur dann ist der Regent das, was er sein soll und sein kann, wenn er ein offenes Ohr für die Wahrheit hat, und dieser freien Zugang zu seinem Ohr und Herzen läßt!“ —

„Wahr, sehr wahr, Sully! Wir wollen das, und wenn Wir

ja es nicht wollen solltest, dann erinnere Uns an die Eiche von Vincennes."

„Das werde ich nie müssen!" rief mit tiefer Bewegung Sully. „Ich bitte Gott, daß er mich das wenigstens nicht möge erleben lassen!" setzte er langsamer hinzu.

„St! Sully, Wir hören Leute kommen!" sprach Heinrich. „Sie scheinen zu Uns und Unserem Standpunkte zu kommen. Der Baum ist dick genug, uns Beide den kommenden Fremdlingen zu verbergen. Vielleicht sind Wir ungebetene Zeugen in einer Sache, die morgen entschieden werden soll!"

Beide traten hinter den Stamm, und es that Noth, sich zu sputen, denn die Redenden nahten ziemlich schnell.

3.

„Seht dort, mein Fräulein," sprach eine rauhe, etwas zitternde Männerstimme, „ist der verhängnißvolle Baum, wo Ihr mit so seltener Beharrlichkeit, dem guten Rath eines alten getreuen Dieners zum Trotze, bei dem beweglichen Könige Recht suchen wollt gegen Einen der Ersten seines Hofs und seiner nächsten Umgebung. Wir Picarde sagen sprichwörtlich: Verklage den Teufel bei seiner Großmutter und du wirst schwerlich ungerupft, sicherlich ohne Recht wegkommen!"

„Mordbleu!" flüsterte leise Heinrich seinem Minister zu, „da kommen Wir zu einer Vergleichung, die wir Uns nicht haben träumen lassen. Hat der Mann Recht?"

„Vielleicht!" sagte Sully leise.

„Wie? auch Du?" fragte Heinrich nicht ohne Regung des auflodernden Zornes.

„Vergebt, gnädigster Herr!" flüsterte Sully. „Wir stehen ja unter der Eiche von Vincennes, und Ihr wolltet Wahrheit! Glaubt

Ihr nicht, daß es schwer werden dürfte, daß ein einfaches Mädchen gegen einen Eurer ersten Diener Recht behalte?"

Heinrich biß sich in die Lippen und schwieg.

„Ihr urtheilt sehr hart, Vater Lafont," versetzte eine jugendliche Stimme von herzgewinnender Milde und süßem Wohllaute. „König Heinrich ist viel zu galant, um mich nicht zu hören, und zu gerecht, um meinem Vormunde geradezu Recht zu geben." —

„Hörst Du?" flüsterte der König Sully zu. „Da gewinne ich einen Advocaten, wie er mir, Dir gegenüber, Noth thut!"

Sully lächelte in sich hinein und dachte, der Alte würde in seinem Texte schon noch weiter fortfahren. So war es auch wirklich.

„Galant! ja, das ist er wohl," fuhr der Alte, den das Fräulein mit dem Namen Lafont belegte, fort; „nur zu galant, wie man sagt, daß er über den süßen Tändeleien der Liebe manchmal die ernsteren Pflichten des Herrschers vergißt. Heinrich ist gerecht, das unterliegt selbst nicht dem leisesten Zweifel; allein er ist dem reichen und mächtigen Baron Fezensac zu sehr verpflichtet, als daß er, nehmt mir's nicht übel, Gebieterin! wenn ich rücksichtslos rede, um eines jungen und schönen Mädchens willen den Mann vor den Kopf stößt, der ihm und seiner Sache die schöne Provinz Picardie gewann! Das ist, theures Fräulein, ein Punkt von Wichtigkeit. Heinrich ist Politiker. Wer um eine Krone seinen Glauben abschwört, der ist gewiß nicht geneigt, um eines Mädchens willen einen einflußreichen, zur Bosheit geneigten Mann sich zu verfeinden, wie den Seneschall der Picardie!"

„Sully! Sully!" flüsterte Heinrich; denn die beiden Personen waren abgestiegen und der Eiche ganz nahe gekommen — „der liest mir, Ventre Saint Christ! den Text, daß ich froh über die Nacht bin; denn Du könntest vielleicht etwas von Schamröthe auf meinen Wangen sehen!"

Sully legte den Finger auf den Mund, indem er ganz leise

zurückflüsterte: „Eurer Majestät Advocat wird's schon wieder entkräften!"

Die beiden Personen waren jetzt unter die schirmenden Aeste der Eiche getreten. Wenn auch das herbe Wort Lafont's ihn zermalmend traf, so bestätigte sich doch die Wahrheit seiner Bemerkung über Heinrichs Galanterie hinlänglich; denn der König hatte an dem Fräulein so viel Interesse gewonnen, daß er nicht wiederstehen konnte, etwas hinter dem Stamme hervor zu lugen, um zu sehen, ob die, die so für ihn war, auch schön genug sei, um es zu rechtfertigen, wenn er ihre Partie nähme.

Zum Glücke wendeten Beide dem König den Rücken, und es war keine Gefahr; aber auch sein Ziel erreichte er nicht; doch sah er eine edle, schlanke Gestalt vor sich.

Sie schluchzte leise.

„Ihr nehmt mir alle meine schönen Hoffnungen, Lafont, die mich bisher oben hielten und mich vor der Verzweiflung bewahrten. Wird mir kein Recht, so nehme ich den Schleier und meine Güter fallen der Kirche zu."

„Da sei Gott vor!" sagte der Diener.

„O Gott," flüsterte halblaut das Mädchen betend, „regiere du des Königs Herz morgen, wenn er hier steht und meine Rede hört! Stärke du mich auch, daß ich nicht gänzlich erliege!"

„Ich gestehe, daß ich vor dem Augenblicke zittere," fuhr Lafont fort, „wenn Ihr reden wollt und sollt. Ich meine, es sei etwas Absonderliches, vor einem Könige zu stehen. Obwohl er um kein Haar besser ist, als ein anderes Menschenkind auch, so ist doch die Majestät, die ihn umgibt, ein Zauber, der Jeden leicht bestrickt, und ihn unendlich hoch über uns hinaushebt."

„Das glaube ich wohl auch," sagte das Fräulein, „und ich will's Euch nicht leugnen, daß mir das Herz mit jedem Augenblicke mehr zu pochen beginnt, der mich der Katastrophe näher bringt."

„Nennt's keine Katastrophe, Fräulein!"

„Nun wie Ihr wollt, Lafont; doch!“ — bei diesen Worten hob sich ihre Stimme, „meine Liebe gibt mir Muth und mein gutes Recht, Kraft. Laßt uns aber eilen, sonst möchte Eure Schwester umsonst nach uns umsehen, denn die Söldner des Béarner's dürften uns am Ende die Zugbrücke nicht mehr herablassen; und die Wittwe Desquelbec, die als betagte Frau der Ruhe bedarf, würde durch uns in ihrer gewohnten Ordnung gestört.“

Die Beiden entfernten sich und kaum waren sie weit genug dem Auge und Ohre des Königs entrückt, als er aus dem Versteck hervortrat und Sully ihm folgte.

„Ventre Saint Christ!“ rief Heinrich Sully zu, „da hab' ich mehr gelernt in einer Viertelstunde, als in einem Jahre bei den Weisesten der Erde. Wer ist dies Fräulein? Wer dieser fatale Lafont?“ —

„Sie hat es Eurer Majestät ja deutlich genug gesagt!“ entgegnete Sully, und ein Lächeln der Befriedigung zuckte um seinen wohlgeformten Mund, das jedoch der König nicht sehen konnte. „Du hast Recht, Sully, der alte bärbeißige Poltron hat mir ganz mein Concept in Verwirrung gebracht. Sagte sie nicht, sie sei Fezensac's Mündel?“

„So ist es, Sire!“

„Und was hat sie von ihrer Angelegenheit gesagt?“

„Nichts, Sire. Nur das Wörtlein „Liebe“ ist ihr entschlüpft.“ „Wahr! Ich entsinne mich: „Verklage den Teufel bei seiner Großmutter!“ Daß dich denn die Großmutter sammt dem Enkel hätte, du Poltron!“ brummte der König in den Bart, und man sah, das derbe Wort hatte ihn verwundet; allein bald siegte seine große Gutmüthigkeit und sein leichter Sinn. „Komm, Sully!“ rief er lachend, „folge der Großmutter des Teufels, wir wollen gen Vincennes, und dort dem alten Fezensac noch ein wenig auf den Zahn fühlen, um diesem Geheimniß etwas näher auf den Grund zu blicken.“

Mit diesen Worten schritt Heinrich den Hügel hinab und raschen Schrittes mußte Sully ihm folgen. Auf der Heerstraße nahm er des Freundes Arm in voller gemüthlicher Vertraulichkeit und bald waren die Reiter des Gefolges erreicht. Der König schwang sich auf's Roß. Sein silbernes Horn ließ der Seneschall erklingen und die Zugbrücke rollte keuchend herab. Unbeachtet ritt Heinrich in die alte Stadt ein. Er hätte nach Lafont's Lehre um kein Gut der Erde mit königlichem Gepränge einziehen mögen.

„Fezensac!" rief er, als er am Thore des Schlosses abstieg, „Wir wünschen noch ein Stündchen mit Euch und dem Herzog von Sully zu verplaudern. Wir erwarten Euch in einer Stunde!"

Der Seneschall beugte sich tief und Heinrich schritt in das hell erleuchtete alterthümliche Schloß, in dessen Portal die Heldengestalt des guten Königs verschwand.

4.

In ein Gemach des Schlosses, das Sully aufgenommen, trat der junge Heinrich von Rohan mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung.

„Setzt Euch zu mir, Sohn meines ältesten Freundes," begann Sully, den schönen jungen Mann zu sich niederziehend auf ein Ruhebett, das durch seine plumpe Form sein hohes Alter verrieth. „Ich muß eine Sache mit Euch besprechen, und meine Zeit ist kurz; darum schnell zum Mittelpunkte derselben. Fezensac hat einen Sohn?" —

„Ganz recht, und nur Einen!"

„Kennt Ihr ihn?"

„Allerdings!"

„Welcher Art ist er?"

„Fragt im Pré aux Clercs, gnädiger Herr, und Ihr werdet viel von ihm hören!“

„Das heißt, er ist ein Raufbold?“

„Ungefähr das!“

„Und sonst?“

„Nicht viel!“

„Schlimm! Ist er schön?“

„Das hat noch Niemand gesagt!“

„Macht er Glück bei den Frauen?“

„Bei ihrem Auswurf, ja!“

„Das ist noch schlimmer. Ihr brecht ihm aber da schonungslos den Stab?“ —

„Wollt Ihr Unwahrheit, gnädiger Herr, so dürftet Ihr keinen Rohan fragen!“

„Wahr, ich danke Euch; aber junger Freund, man sagt, dieser junge Fezensac sollte heirathen?“

„Ich habe es für Scherz gehalten!“

„Man sagt, sein Vater wünsche es!“ —

„Das mag sein! Ich möchte das Mädchen sehen, das seine Gattin werden wollte!“

„Der Arme!“

„Bedauert ihn nicht, gnädiger Herr! er ist kein Weib werth; es sei denn, daß es ist, wie er!“

„Will er sich denn des Vaters Wünschen fügen?“

„Nichts weniger, als das; denn er entsagt nur ungern dem ungebundenen Leben, das er führt!“

„Also sein Vater will ihn zwingen?“

„Vielleicht, wenn es ihm gelingt!“

„Ich danke Euch, Heinrich, für diese offene Mittheilung, aber jetzt muß ich fort!“

„Seid so gütig, mir zu sagen, warum ich dieses Verhör bestand?“ „Seid gewiß,“ sagte Sully lächelnd, „daß Euch die

genügendste Auskunft morgen unter der Eiche von Vincennes werden wird. Adieu!“

Heinrich von Rohan ging kopfschüttelnd von dannen, denn er begriff den edlen Sully nicht.

Dieser aber trat nach kurzer Frist in der rauhen Kleidung eines Picards, geleitet von einem alten Diener des Castellans von Vincennes aus dem Schloß und verschwand mit diesem in den engen und dunklen Straßen der Stadt.

5.

In einem Winkelgäßchen der alten Stadt Vincennes lag das Häuschen der Wittwe Desquelbec, der Schwester Lafont's. Sie war an einen ehrlichen Picard verheirathet gewesen, der das Gewerk eines Schwertfegers nicht ohne Erfolg in einer Zeit getrieben, wo das Schwert ein ungeheueres Gewicht in die Schale dessen legte, welcher es zu führen verstand. Von allen Parteien fern, diente er Hugenotten, Guisen und Königlichen mit gleicher Treue. Er starb. Seine Frau, geboren auf den Gütern des Marquis de Fongères, hing mit der ganzen Treue einer Picardin an ihrer Gutsherrschaft, bei der außerdem ihr Bruder als Kammerdiener gedient und bis zum wohlbetrauten Amt eines Hausmeisters gestiegen war.

Welche Wonne erfüllte das Herz der kinderlosen Wittwe, als sie durch einen Landsmann erfuhr, Jaques, der geliebte Bruder, werde kommen und seine junge schöne Herrin mitbringen, eine Ehre, die sie nie geträumt. Jetzt wurde gescheuert und gefegt, und aller Luxus, dessen ihr Stand und ihr Vermögen fähig war, concentrirte sich in dem Ehrengemache, welches die Marquise einnehmen sollte.

Die schöne Lucie wollte ganz ungekannt und unbemerkt bei Frau Desquelbec einkehren; allein ganz Vincennes wußte schon acht

Tage vorher, wer das Dach der Dame Desquelbec beehren würde. So kam es denn, daß Sully ohne große Mühe es herausbringen konnte, wer Lafont's Schwester war und wer bei ihr einkehren würde, auch wo sie wohne.

Er hatte an der Sache des Fräuleins großen Antheil genommen, zumal er ein Unrecht hier vermuthete, das von dem mit Recht verachteten Fezensac ausging, dessen große Dienste bei Gewinnung der Provinz Picardie allein in Sully's Augen den Geiz, die Habsucht und andere Laster dieses hochgestellten Mannes einigermaßen bedecken konnten. Der König Heinrich war blind für Fezensac eingenommen, und ließ sich trotz seiner Achtung und Liebe für den edelsten Minister, der je einem edlen Könige rathend zur Seite stand, von ihm oft mißleiten. Jetzt galt's den Charakter dieses Mannes zu entschleiern und Sully verschmähte es nicht, eine Maske vorzunehmen, um das Laster ohne Maske zu schauen.

Es war schon spät, die Marquise, ermüdet von der Reise, war schon in die Arme des Schlafes gesunken und nur Lafont und seine Schwester plauderten noch traulich bei der Lampe, als es leise zuerst, dann stärker an die Thüre pochte. Die Wittwe ging zu öffnen, jedoch mit der ängstlichen Vorsicht, welche ein so später Besuch erheischt, dessen Zweck sie durchaus nicht begriff.

„Guten Abend, Dame Desquelbec!“ sprach ein ehrlicher Picarde im breiten Dialecte seiner Heimath, und trat ein. Es war eine edle Gestalt; groß, gerade und fest, die etwas so Nobles hatte, daß es Lafont verdächtig vorgekommen wäre, hätte nicht der Mann mit aller Gemüthlichkeit seiner Landsleute geplaudert. Er hatte, wie er sagte, den Sieur Desquelbec genau gekannt, war ein Landsmann von ihm, das heißt, aus Einer Stadt, und wollte doch, da sein Freund nicht mehr lebe, dessen Wittwe besuchen, da er gerade nach Vincennes gekommen, um dem Könige seine Noth zu klagen, da ihm die Hirsche im Walde des Herrn von Fezensac seine ganz Ernte abgeweidet. Da habe er denn Einige erlegt, um sie zu

schmachen. Als dies Fezensac erfahren, habe er ihn heillos mißhandeln lassen.

Lafont hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Der Ton, die Art und Weise der Erzählung, die Thatsache selbst, das Alles riß ihn hin, daß er sich mit Vertrauen dem Landsmanne hingab, wie dies überhaupt den Picards eigen ist, wenn sie in der Ferne einen Landsmann finden.

„Ja, Freund Lissac“ (so nannte sich der Fremde), sprach mit Emphase Lafont, „dieser Fezensac ist ein abscheulicher Mensch, der leider bei dem guten Könige Heinrich in großer Gunst steht. Das Eine nur begreife ich nicht, man sagt: der Sully sei ebenso gescheidt, als brav und gut, und doch entlarvt er diesen Schelmen nicht!“ — „Wer weiß, wie das steht,“ sagte Lissac. „Der Sully ist ja am Ende auch so wenig allmächtig, als jeder Andere, und der gute König ist hellsehend genug, der wird ja hinter die Streiche dieses Menschen kommen — und — ich hoffe, daß ich ihm dazu leuchten werde mit dem hellsten Lichte!“

„Recht so, Compère Lissac, recht so! Glaubt mir, daß mein gnädiges Fräulein auch das Seine dazu beitragen wird,“ sagte Lafont.

„Wer ist denn das?“ fragte mit einem Gesichte, Lissac, das dummehrlicher nicht gefunden wird in der ganzen Picardie. Lafont lüpfte die Pelzmütze, die er trug, und Lissac that ehrerbietig dasselbe.

Dieser Ehrfurchtsbezeugung folgte die Nennung der Marquise Lucie de Fongères.

„Aber was hat denn diese Dame aus dem edelsten Geschlechte der Picardie mit dem alten Drachen Fezensac gemein?“ fragte der dummehrliche Lissac.

„Wohl die edelste und ruhmbekränzteste Familie unserer schönen Heimath,“ sprach Lafont — „aber dennoch abhängig von diesem Unmenschen, denn sie ist sein Mündel!“ —

„Was Ihr sagt, Sieur Lafont?“ — —

„So ist es, mein Freund," fuhr Lafont fort. „Nun denkt Euch, will er dies junge Blut, dies himmlisch=gute Wesen mit seinem Scheusale von Sohn vermählen, damit die Lehen und Allodien der Fongères seinem Stamme zufallen. Um dies zu bewirken, wandte er selbst Einsperrung des Fräuleins an; drohte ihr, sie für eine Wahnsinnige auszugeben, sie in ein Kloster zu stecken und Gott weiß, was für Seelenfoltern er anwandte, seine schändlichen Zwecke zu erreichen. Da ist denn mein Fräulein heimlich aus dem Schlosse ihrer Väter entwichen, um hier unter der Eiche von Vincennes dem König ihre Noth zu klagen, und Hülfe zu finden!"

„Aber warum will sie den jungen Baron nicht nehmen?" fragte Lissac.

„Ahnet Ihr das nicht? Einmal ist der junge Fezensac ein Katholik und mein Fräulein eine Hugenottin, deren Vater in der Sainte Barthelemy fiel, was sie nie vergessen kann; dann aber liebt sie einen Andern!"

„Ei, so soll sie ihn nehmen!"

„Närrchen," schalt Lafont, „das ist's ja eben, daß sie nicht darf, weil sie noch nicht ihre Volljährigkeit erreicht hat!"

„Wer ist denn der Beglückte?" fragte Lissac.

„Nun, wenn es Dich so sehr anspricht, so wisse, daß es der edle Herr von Clichy ist; edel, wie gewiß irgend Einer, aber auch so arm wie irgend eine Kirchenmaus in Frankreich!"

„Ist er denn nicht hier?"

„Freilich; wie konnte der seine geliebte Lucie allein ziehen lassen, ohne in einer angemessenen Ferne ihr zu folgen, um sie vor Gefahren zu schützen?"

„Das ist ja brav!"

„Gewiß; aber anders ist's auch von dem herrlichen Jungen nicht zu erwarten. Clichy ist sehr brav!"

„Clichy, Clichy?" sagte Lissac sinnend vor sich hin. „Mir ist,

als hätte ich den gekannt, oder war es sein Vater, der in dem Blutbade von Vassy umkam?"

„Richtig, der ist's. Sein Vater fiel dort unter der Hand der Guisen!"

„Der Sohn selbst hat dem Béarner gedient! Nicht so?"

„Auch das; allein seit der seinem Glauben abgeschworen, zog er sich zurück und — um dem Hasse der Fezensac's zu entgehen, die ihn überall verfolgten, da sie mächtig am Hofe sind!"

Eben schlug es die Mitternachtsstunde. Lissac nahm Abschied von seinen neuen Freunden und versprach, morgen schon wieder zu kommen. Er schied — und Frau Desquelbec erwachte durch das Geräusch des Aufstehens aus dem süßen Schlummer, in den sie während des Gesprächs der beiden Männer versunken war.

6.

Ungeduldig über das lange Ausbleiben Sully's, ging Heinrich der Vierte in dem großen Gemach auf und nieder. Es war mit alterthümlicher Pracht eingerichtet. Tapeten hingen an den Wänden, welche Venedig's kunstgeübte Weber verfertigt. In den lebhaftesten Farben prangten seltsame Vögel, welche sich auf den schönsten Blumenkelchen wiegten. Ein großer Spiegel zierte das Gemach. Ruhebette und Polstersitze liefen an den Wänden hin. Ungeheuer plumpe Mobilien standen umher. Der Boden war mit kostbaren Decken belegt.

Die Kerzen waren schon tief herabgebrannt, als endlich Sully eintrat.

„Wo bleibst Du so unendlich lange?" fragte halb unwillig der König seinen Freund und Minister. —

„Die Wahrheit kostet mitunter viel," entgegnete mit tiefer Verbeugung der Herzog von Sully. „Ich mußte die Kleidung eines

Picards anlegen und aus meinem Gedächtniß den Dialect der Provinz hervorsuchen, um über das Abenteuer mit dem Fezensac's in's Klare zu kommen!"

„Vortrefflich!" rief der König, und der Unmuth, der auf seiner Stirne lagerte, wich der lachendsten Heiterkeit. „Vortrefflich! Sully, Wir können es nur bedauern, nicht dabei gewesen zu sein! Hat der alte Bär wieder 'mal über Uns losgefahren?"

„Das gerade nicht," sagte Sully; „wir hatten Anderes zu besprechen."

„Wie gewannst Du doch sein Zutrauen?" —

Sully erzählte, wie sich das Alles gemacht habe; wie er sich introducirt, und was er denn nun von der Geschichte wußte.

Heinrich stampfte mit dem Fuße wild auf die Erde.

„Es ist wahr!" rief er aus, „der Fezensac hat Uns die Gesinnungen des armen Clichy verdächtigt, wie und wo er nur konnte, bis Wir endlich ihn entließen und durch ungnädiges Wesen ihn von Uns scheuchten. Ventre Saint Christ! Sully, ist das wieder gut zu machen?"

„Warum nicht, mein gnädigster Herr?"

„Rathe mir, wie!" —

In diesem Augenblicke meldete der Kammerdiener den alten Baron von Fezensac, und auf den bejahenden Wink des Königs trat er ein. Es war eine jener Figuren, die in sich selbst zusammengeschrumpft, gelb wie eine Citrone, mit dem allermarkirtesten Galgengesicht, einen so unaussprechlich widerlichen Eindruck auf uns machen, daß wir sie nur mit Ekel betrachten, nur mit Abscheu uns ihrer erinnern. Heinrich der Vierte schien das heute zum ersten Male zu empfinden. Es überlief ihn kalt, eiskalt, als der widrige Mensch mit den tiefsten Bücklingen, aber dennoch mit der Miene, die das Bewußtsein der Unentbehrlichkeit ausdrückt, sich nahte.

„Ah, Fezensac!" rief der König, „Ihr kommt spät, alter

Herr!" „Eure Majestät vergeben," sprach leise der Eintretende, „ein Bote aus der Heimath hat mich aufgehalten. Mein gnädigster Herr! vergebt dem Herzen des Familienvaters, das einen Augenblick von seinem Gefühle sich fesseln ließ!" —

„Aus der Picardie also, mein Lieber! Nun, was gibt's denn da Neues? — Wir bitten Euch, Uns zu erzählen!"

Der alte Baron ward verwirrt.

Heinrich bemerkte das.

„Es ist Euch, wie Uns scheint, ein Arges begegnet, Wir bedauern — doch —"

„Warum sollte ich schweigen vor meinem königlichen Herrn?" sprach endlich mit tiefer Bewegung der Alte. „Mein Mündel ist mir plötzlich mit ihrem alten Diener durchgegangen!"

Der König lächelte.

„Das ist ja sehr schlimm," sagte er; „doch, sagt, wie konnte das Mädchen sich in ihren „alten Diener", wie Ihr sagt, verlieben?"

„Nicht das, Majestät, nicht das!" rief Fezensac. „Eine edle Fongères ist solch eines Frevels unfähig. Ich habe mich unrichtig ausgedrückt, wenn Eure Majestät mich so verstehen konnten. Sie ist vielmehr entflohen unter der Begleitung und dem Schutze Lafont's."

„Entflohen?" fragte Heinrich. „Das setzt ja gewissermaßen ein Gefangensein voraus? Wer dürfte es wagen, in Unserem Lande die freie Erbin der Marquis de Fongères in Haft zu halten?" — Der Ton, womit der König diese Worte sprach, war furchtbar und drohend. Sein Auge weilte mit einem zermalmenden Ausdruck auf Fezensac.

Dieser empfand die Wirkung dieses Blickes vollkommen, und die Ahnung, der König sei nicht ohne Kenntniß der Sachlage, erschütterte ihn auf's Heftigste. Doch sagte ihm wieder seine Kenntniß der Verhältnisse, daß dies nicht wohl möglich sei. Er sammelte

sich schnell und sagte, indem er den Angstschweiß von der tiefgefurchten Stirn trocknete:

„Das wird Niemand wagen, Sire! allein Eure Majestät erkennen gewiß in Gnaden an, daß es Verhältnisse gibt, die einen wahrhaft väterlich gesinnten Vormund bestimmen können, die Freiheit seines Mündels dann einigermaßen zu beschränken, wenn der Ehre des Hauses durch ihren Leichtsinn Gefahr droht!"

„Und welche Verhältnisse könnten diesen Schritt der Willkür des Einzelnen rechtfertigen?" fragte Heinrich der Vierte.

Der Ton des Königs war dem Alten so unerwartet, daß er ihn in eine völlige Verwirrung brachte. Er stotterte und konnte kaum ein Wort hervorbringen. Sully und der König weideten sich an der Verlegenheit des alten Sünders, ohne daß sie jedoch äußerlich dies kundgaben.

„Nun?" fragte Heinrich ungeduldig. —

„Ich meine, mit Eurer Majestät Wohlnehmen — wenn — das Mündel — im Begriffe steht — eine — unstatthafte Verbindung einzugehen!" brachte endlich Fezensac heraus.

„Sagtet Ihr nicht eben erst," fuhr der König fort, „eine Fongères sei eines so unwürdigen Schrittes unfähig?"

„Das — sagte — ich, Sire, allein ich meine die Verbindung mit einem Diener!" —

„So!" dehnte der König. „Daß Wir Obervormund aller Unmündigen Unseres Reiches sind, werdet Ihr, Herr von Fezensac, wohl nicht in Abrede zu stellen geneigt sein! — Mithin haben Wir das Recht, Rechenschaft zu fordern! Die beabsichtigte Verbindung der Marquise de Fongères ist also nicht der Art, wie Wir vermuthet, und Wir dürfen weiter vermuthen, daß ihr Geliebter dem Adel Unseres Reiches angehört! Ist dem so?" —

„Allerdings!" stotterte Fezensac; „aber dem niederen Adel, dem, dessen Stammbaum wenige Jahrhunderte alt ist!"

„Wie heißt er?" fragte Heinrich.

„Guido de Clichy, Sire!"

„Was? Guido de Clichy? der brave Junge, der so wacker stritt? Sein Adel ist ächt und gut, wie der Eure, Fezensac! Doch geht jetzt zur Ruhe und bereitet Euch vor, Uns, so es nöthig, morgen unter der Eiche von Vincennes Rede zu stehen. Andernfalls erwarten Wir diese Rechenschaft morgen Abend hier!"

Diese Worte, scharf und gemessen gesprochen, vollendeten die gänzliche Verwirrung des Seneschalls der Picardie. Er ging fast betäubt hinweg, denn die Ungnade lag klar am Tag. Als er in sein Gemach kam, erwartete ihn ein neuer Schrecken, denn sein Sohn war eben angekommen. Er hatte die Spur der Entflohenen bis Vincennes verfolgt. Sie war also hier! Wollte vielleicht des Königs Hülfe anrufen! Fezensac zerraufte sich das graue Haar und häufte die heftigsten Zornreden auf seinen Sohn, daß er nicht im Stande gewesen, ein Mädchenherz zu erobern.

7.

Früh am andern Morgen erklangen alle Glocken von Vincennes. Der König ritt zur Kirche, die Messe zu hören. Volksgewühl bedeckte die Gassen, und Jubel erfüllte die Luft und übertönte das Geläute der Glocken.

Kaum war die Messe vorüber, so strömte das Volk zu dem Thore hinaus, wo schon eine zahllose Menge in weitem Kreise die Eiche umgab, an deren Stamm ein rothsammtner, reich vergoldeter alterthümlicher Lehnstuhl stand. Zu Füßen desselben lagen kostbare Teppiche. Unter dem Hügel war eine ihn kreisförmig umgebende Erhöhung von Rasen, bestimmt, daß die Kläger und Hülfesuchenden auf ihn, höher als das Volk, und tiefer als des Königs Standpunkt sich stellten.

Zwei Herolde mit kostbaren Stäben und reichen Wappenröcken,

von Lilien bedeckt, standen zur Seite des königlichen Stuhles, über welchem ein Baldachin sich erhob.

Eine lautlose Stille der Erwartung lag auf den Massen des Volkes.

Jetzt wirbelte ein Jubelruf, wie ferner Donner brausend, sich vom Thore Vincennes' her. Der König nahte.

Von einem zahlreichen Gefolge begleitet, kam der Liebling des Volkes. Sully ritt an seiner Seite.

Heinrich trug ein Wamms von weißem Atlas, reich mit goldenen Gewinden gestickt. Ein Federhut bedeckte den schönen Kopf, dessen Antlitz in einer herzgewinnenden Freundlichkeit strahlte. Zu allen Seiten grüßte der Monarch sein Volk so herzlich, als sei er seines Gleichen.

„Mortbleu!" rief Lafont zu seiner Herrin, die, weiß wie eine Leiche, neben ihm stand, „der Béarner ist ein herrlicher Mann!"

Sie nickte ihm zu, indeß ihr Auge auf dem Könige ruhte.

Plötzlich hielt der König sein Roß an. Sein Adlerauge ruhte auf einem jungen Edelmanne, der in den Reihen des Volkes zu Pferde hielt und dessen kummervoller Blick das Auge des Königs sah.

„Irren Wir nicht, so sehen Wir dort den Ritter Guido de Clichy," sprach er zum Seneschall der Picardie, Baron de Fezensac. „Eilet, Seneschall, und entbietet ihn zu Uns!"

Wie vom Donner gerührt, wandte der, an den dieser gemessene Befehl erging, sein Roß. Das Volk theilte sich und bald hielt er vor Clichy und sprach mit durchbohrendem Blicke: „Der König will Euch sprechen!"

Clichy war betroffen, allein sogleich sammelte er sich und folgte dem Rufe.

Als er vor dem König erschien, neigte er sich tief.

Heinrich reichte ihm seine Hand dar, welche Guido kaum zu berühren wagte.

Lautlose Stille herrschte. Aller Augen sahen auf den König und Clichy, der des königlichen Wortes harrte.

„Wir haben Dich lange nicht gesehen, Ritter von Clichy!" sprach der Monarch, „und ungern vermißten Wir in Unserer Nähe einen so wackern Ritter, als je die Picardie, das Land, das tapfere Männer liefert, einen erzeugte. Wir hoffen, Du verlässest Uns nicht wieder!" —

Ein Jubelruf erfüllte die Luft aus zahlreichen Kehlen der vielen Picards, welche anwesend waren. Hätte man genau beobachtet, so hätte man den Beginn des Jubelrufs, in den alles Volk einstimmte, in Lafont's Kehle suchen müssen.

Clichy vermochte vor Rührung nicht zu sprechen. Er neigte sich tief, und Sully reichte ihm seine Hand.

„Habt Ihr das gesehen, gnädiges Fräulein?" fragte Lafont das erglühende Mädchen, in dessen Herzen eine überschwengliche Seligkeit wohnte.

Clichy schloß sich an das Gefolge an und der König ritt der Eiche zu, wo er abstieg und schnell auf seinen Standpunkt trat. Das Gefolge ordnete sich hinter ihm. Sully trat zur Rechten und Fezensac zur Linken des Königs.

Die Herolde riefen: „Frankreichs großmächtigster und allerchristlichster König steht hier, unter der heiligen Eiche von Vincennes, um seinem getreuen und geliebten Volke Gehör zu geben und Recht zu verschaffen im Namen Gottes und seiner Heiligen! Wer Klage zu führen hat, der nahe und rede!" Wiederum erfüllte ein endloser Jubel die Luft.

Der König winkte mit dem Hut, als der Jubel gar nicht enden wollte. Jetzt wurde es still.

Ein Greis wankte auf die Rasenstufen. Er neigte sein schneeweißes Haupt.

„Was willst Du, mein Vater?" fragte der König mild und freundlich.

„Gerechtigkeit!" sprach der Bauer. „Mein Lehnsherr, der Baron von Fezensac, welcher hier zu Eurer Majestät Linken steht, hat mir wider Recht und Brauch unseres Landes und unserer Gesetze mein Lehensgut entzogen und es einem seiner Günstlinge gegeben. Ich darbe seitdem mit den Meinen!"

Der Boden wankte unter Fezensac's Füßen.

Heinrich sah ihn mit durchbohrendem Blick an. „Was habt Ihr zu antworten, Herr Seneschall! der Ihr das Recht Eurer Landschaft schützen sollt?"

„Der Fall ist mir unbekannt," stotterte der Seneschall.

„Es mag vielleicht sein," hob der Bauer an, „daß der alte Herr nichts davon weiß, weil es sein Sohn vielleicht that, der umsonst um Buhlschaft bei meiner Tochter warb!"

„Pfui!" rief Heinrich der Vierte. „Der Vater läßt seinem Sohn solche Gewalt! Gehe hin, Alter, ehrlicher Picard, Du bist wieder in Dein Lehen eingesetzt, und sollte Dir irgend Jemand, verstehe mich recht, irgend Jemand, ein Leid zufügen, so weißt Du mich zu finden!" Er reichte dem Greise die Hand, der, überwältigt, niedersank in die Kniee und diese Hand küßte.

Wieder wirbelte der Jubelruf des Volkes zum Himmel auf.

Fezensac war vernichtet. Er lehnte sich auf sein Schwert, um nicht umzusinken.

„Jetzt, jetzt ist der rechte Zeitpunkt!" rief Lafont seiner schönen Gebieterin zu, die aufmerksam diese Scene beobachtet hatte. Er zog sie willenlos fort.

Das Volk bildete vor der todtbleichen, in tiefe Trauer gekleideten jungen Dame eine Gasse und sie schritt wankend der Eiche zu, unter der Heinrich saß.

Kaum vermochte sie sich aufrecht zu halten.

„Muth, Muth!“ flüsterte ihr Lafont zu, und trug sie mehr, als er sie führte.

Als sich Lucie der Rasenstufe nahte, vermochte sie nicht hinaufzuschreiten, so überwältigte sie der Eindruck des Moments.

Heinrich sah das engelschöne bleiche Mädchen nahen — und schnell erkannte er sie und ihren alten Führer. Der Anblick ihrer hinreißenden Schönheit tilgte den Aerger über des alten Lafont's giftige Reden. Mit dem ganzen Wohlgefallen seines Herzens blickte er auf die volle und doch so schlanke, edelgeformte Gestalt, auf das liebreizende Antlitz, und, hingerissen von seiner Galanterie, sprang er auf, alle Würde des Königs der ritterlichen Courtoisie unterordnend, und führte sie auf die Stufe.

Die Marquise war einer Ohnmacht nahe — aber oben unter der Eiche zitterte ein Sünderherz in rathloser Verzweiflung.

„Ermannt Euch, schönes Fräulein!“ sprach der König in herzgewinnender Rede. „Wir kennen Eure Lage schon, redet frei!“

Dies Wort aus des Königs Munde gab der Marquise ihre Kraft wieder. Sie begann zwar leise, doch dem Könige verständlich und ohne ihn anzusehen, ihre Behandlung von Seiten ihres Vormundes zu erzählen.

„Wie?“ rief der König sie laut unterbrechend, „der Herr von Fezensac ist wieder der Angeklagte? — Er hat Euch zwingen wollen, seinen Sohn, den Ihr verabscheut, zu heirathen?“ —

„So ist es, Sire!“ flüsterte das Mädchen.

„Er hat Euch eingesperrt?“

„So ist es, Sire!“

„Und wirklich gefangen gehalten?“

„Zwei Monate, Sire!“

„Nein, das ist himmelschreiend!“

Der alte Lafont erhob seine Stimme.

„Willst Du den Teufel bei seiner Großmutter verklagen, alter Picard?“ fragte halblaut der König, und der alte Mann erbleichte.

„Gnade mein König und Herr!“ rief er nach einigen Minuten aus. „Ich war bethört. Ich kannte Euch nicht, wie ich Euch jetzt kenne!“

„Gut dann!“ fuhr Heinrich fort. „Was willst Du sagen?“

Und der Alte begann Fezensac's schändliches Benehmen gegen die Waise zu schildern; wie er sie, wie eine Verbrecherin bei Wasser und Brod sogar, eingesperrt, und wie sie endlich entflohen sei, um hier Hülfe bei dem Könige zu suchen, und falls diese ihr nicht würde, in's Kloster zu gehen entschlossen sei.

„Nein!“ rief Heinrich, selbst tief ergriffen von der natürlichen Beredtsamkeit des Greises, „solche Schönheit darf hinter Klostermauern nicht verblühen. Wir sind Obervormund aller Waisen Unseres Reiches. Kraft dieser Unserer Würde erklären Wir die edle Marquise de Fongères hiermit für volljährig und ihrer Verhältnisse zu dem unwürdigen Vormunde, dem Baron de Fezensac, ledig!“

Und zu diesem sich wendend, sprach er: „Baron, Wir fürchten, daß der Anklagen noch mehr sich auf Euch häufen möchten, wodurch Wir genöthigt sein würden, Euch verhaften zu lassen!

„Ihr traget schwer an diesen Anklagen. Was habt Ihr zu Eurer Rechtfertigung zu sagen?“ —

Fezensac schwieg. Seine Lippe zitterte. Sie war blau und seine Farbe erdfahl. Der Stab des Seneschalls entfiel seiner Hand.

Sully bückte sich schnell und hob ihn auf, ihn dem Könige reichend. —

„Ihr seid alt,“ hob nach einigem Sinnen der König wieder

an, „und Eure Hand kann den Stab des Seneschalls der Picardie nicht mehr halten. Geht auf Eure Güter, Baron; aber seid menschlich und vergeßt Unser Wort nicht, seid menschlich gegen Eure Unterthanen. Das Amt eines Seneschalls bedarf einer rüstigeren Kraft!"

„Guido de Clichy!" rief der König.

Der Gerufene trat vor. Es war eine Gestalt von ausnehmender Schönheit, Kraft und Würde.

„Knie nieder, Clichy!" sprach der König.

Es geschah.

„Kraft Unserer Machtvollkommenheit legen Wir," sprach jetzt feierlich der König, „den Stab des Seneschalls der Picardie in Deine Hand, Baron von Clichy. Halt ihn mit fester Hand. Schirme das Recht, die Sitte, die Freiheit der Person. Sei der Waisen Vater, des Unterthans Stütze!"

„Stehet auf, Herr Seneschall!" rief jetzt laut der König!

Clichy erhob sich und mit Thränen der Rührung im Auge blickte er seinen edlen König an.

Dieser lächelte.

„Damit Ihr aber das Recht einer Verlassenen recht schützen möget, wünsche ich, diese recht eng mit Euch zu vereinigen." Er winkte Lafont. Dieser leitete Lucien herauf, und Heinrich legte ihre schöne Hand in die des neuen Seneschalls. „Haltet fest an Lieb' und Treue!" sprach der König, „und damit nicht der edle Name der Fongères aussterbe, wollen Wir, daß Ihr Euch fortan Marquis de Fongères-Clichy nennet.

Ungemessener Jubel erfüllte die Luft weithin.

Und zu dem alten Lafont wandte sich lachend der König und sagte: „Verklagst Du noch den Teufel bei seiner Großmutter?"

Lafont sank auf seine Kniee.

„Steh' auf, Alter!“ sprach der König, „und denke fortan besser von Uns!“ —

Die Glücklichen entfernten sich auf des Königs Wunsch.

Fezensac war verschwunden.

Die Richtersprüche dauerten fort.

Am Abend beugte Sully vor Heinrich dem Vierten seine Knie und sprach tief bewegt: „Sire, Ihr seid Frankreichs Erster König! Gott segne Euch!“

Heinrich hob ihn auf und drückte ihn an sein Herz.

„Sully,“ sagte er, „ich werde die Eiche von Vincennes nie vergessen!“



Die Christfreude.

Ein Bild.

Der herzerhebende Chorgesang war eben im Dom geendet; noch brausten die festlichen, gewaltigen Orgeltöne durch das ehrwürdige, gothische Gewölbe, das von vielen Kerzen wundersam erleuchtet war, zur Vorfeier des morgenden Christfestes. Schon hatte der größte Theil der versammelten Menge in ernster und heiliger Stille den Tempel verlassen, da trat auch der alte, arme Kanzellist Rhode hinaus in die schneebedeckte Straße. Noch voll von den frommen Empfindungen und wehmüthigen Gefühlen, die des Dompastors Rede in seinem Gemüth erweckt hatte, wandelte er durch die Straße dahin. Ueberall begegnete ihm der Jubel und die Freude einer glücklichen, unschuldigen Kinderwelt. Aus jedem Fenster fiel hellerer Glanz auf die Straße, denn innen schimmerten die bunten mit Lichtern geschmückten Christbäume und die tausend Herrlichkeiten, die an diesem heiligen Abend so manches Kinderherz erfreuen. Ein Blick, den der alte Mann hin und wieder durch die hellen Fenster warf, zeigte ihm Eltern, deren Angesichter von der reinsten und heiligsten Freude leuchteten, wie das Angesicht Mosis. Aber auch dieser, jeden edlen Menschen so sehr erfreuende Anblick wirkte eine Thräne in seinem Auge. — Was weint der Greis, wo alle Welt sich freut? Was weint er, wo doch heute nur wenige Augen weinen? Es müßte denn sein, daß die innige Freude die Thränen hervorlockte? — Ist es die Armuth, die ihn drückt und hemmt, daß er nicht bescheeren kann eine gleiche Freude seinen Kindern? — Ach, er hat ja keine Kinder mehr, der Arme! Sieben

Hügel auf dem Friedhofe bergen sein Glück, und das Grab des achten liegt fern im Norden. Moskau's Brandfackel leuchtete ihm beim Hinabsteigen in die Gruft! Nein, nun will ich nicht mehr fragen: was weinst du, alter Mann? — Fragen will ich nicht mehr so, denn ich fühle dir nach, was du fühlst beim Anblick der überschwenglichen Christfreude der Eltern, Großeltern und der blühenden Kleinen. Ich fühle dein Weh. Du denkst zurück an die Tage, wo auch dir dieser Abend der festlichste des Jahres war, wenn du von dem mühsam erworbenen Golde so viel dir erübrigt, an deinem Munde dir so viel abgespart, daß du mit der treuen Gefährtin deines Lebens nun auch deinen blühenden Kindern den Christbaum putzen konntest, und die Christgeschenke ordnen nach Alter, Art und Bedürfniß der lieblichen Knaben und Mädchen, die du dein nennen zu können so glücklich warst. Daran denkst du jetzt, und dir fällt es schwer auf's Herz, daß das Alles vorüber ist, und du nun der alten Eiche gleichst, der die Elemente ihren Schmuck geraubt haben, ihre Aeste und Blätter. Ach, wie wohl muß solch eine Erinnerung thun; ich sehe es an deinen Thränen! Aber wohin gehst du, Greis? Das ist ja nicht der Weg zu der kleinen Straße, in der dein Häuschen steht? — Das ist ja nicht deine Thüre, die dort liegt, das ist ja das schwarze Thor, das zum Gottesacker führt! Er drückt es leise auf — er wankt hinein — über die Gräber hin — jetzt fällt er auf seine Kniee nieder — betet und weint. O Greis, jammere so nicht! Siehe, droben im Himmel ist auch heute Christfest, ja viel schöner und herrlicher als hier unten. Siehe, wie die Kerzen so hell und herrlich leuchten im himmlischen Saal! Aber er weinet immer mehr; und als er sich ausgeweint, da steht er auf, wankte wieder über die mit dem Leichentuche der Natur, dem Schnee, bedeckten Gräber auf einem andern Wege zu seinem Häuschen.

Wie lange schon hatte die treue Elisabeth des Gatten gewartet. Oft hatte sie gehorcht, ob es noch nicht an dem blanken, messingenen Klopfer rassle — aber Alles blieb still. Sie beneidete den Gatten,

daß er in den Tempel Gottes gehen konnte, während die Gicht sie bei der Kälte das Zimmer zu hüten nöthigte. Ach, wie wurden ihr die zwei Stunden seiner Entfernung so lang!

Die wehmüthige Erinnerung an das verlorene Elternglück durchzuckte auch sie mit all' dem ihr eigenen Schmerze. Gerade heute vor acht Jahren waren zwei ihrer Kinder an den Blattern gestorben — heute vor fünf Jahren war Leopold aus ihren Armen geschieden, um des fränkischen Zwingherrn Fahnen zu folgen, und war nicht wiedergekehrt. Und Leopold war die letzte Hoffnung, die letzte Stütze der armen betagten Eltern; Leopold war fromm und gut, war der Bräutigam von des Nachbars niedlichem Töchterlein gewesen, sollte bald ihr Gatte und des alten Vaters Amtsnachfolger sein — da erschien des Zwingherrn Befehl zur Aushebung einer Heeresmacht gegen Rußland. Auch Leopold war des Alters — er wurde zum Dienste bestimmt, erhielt jedoch die Vorgunst, länger bei den Eltern zu weilen. Aber auch er mußte folgen dem Machtgebote, das ihn zur Schlachtbank rief. Er fiel bei der Einnahme Moskau's. So weit reichte ihre Kunde. Seitdem waren sie kinderlos, die armen Eltern, und zu dem Kummer über den Verlust ihrer Kinder kam des Alters Weh und der Armuth Last, und die Theuerung der letzten beiden Jahre. Das Alles drückte schwer, und mancher Seufzer hallte in dem kleinen Stübchen seitdem. Daran dachte Mutter Elisabeth jetzt, und ihre Seele war betrübt, ihre Thränen rannen, und es war ihr in der Stille ihrer Einsamkeit, als ob die seligen Geister ihrer acht heimgegangenen Kinder sie umschwebten, und Leopold winke, auch bald hinüber zu kommen in die bessere Heimath.

Als sie noch in diesen Gedanken dasaß, klopfte es unten, und der Oeffnenden entgegen trat Vater Rhode mit rothgeweinten Augen und bleichem Angesichte.

„Hast mich ja lange warten lassen auf Dich, Vater!" sagte sanft die Mutter, und der Kanzellist, der nicht der Gattin sagen mochte von dem Todtenopfer, das er seinen Lieblingen gebracht,

schob die Weite des Weges und die Anfrage bei dem Freunde vor, die ihn abgehalten. —

„Ich habe Dich um die heutige Abendpredigt beneidet, Bernhard!“ sagte sie; „denn ich weiß, wie herrlich an solchem Tage der Dompastor spricht. — Nun mußt Du mich aber auch schadlos durch die Mittheilung halten.“

Der Kanzellist seufzte und rückte näher zum warmen Ofen. „Von der Christfreude sprach er, Elisabeth, und was er sagte, that mir wohl, aber ich dachte, wie doch uns Alten jetzt die Christfreude zu einem Christleiden wurde, und das bewegte mich recht schmerzlich, daß ich, vergebe es Gott, die höhere Christfreude darüber gänzlich vergaß, und nur meines Schmerzes gedachte.“

Da rückte die gute Alte ihren Stuhl näher, und ihr Arm lag um des Gatten Hals, und Beide weinten wieder. O ihr Armen, wie ist euch der schöne Stern untergegangen, und die Engel eurer Christnacht sind droben bei dem Herrn und singen dort ihr: Ehre sei Gott in der Höhe! Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen! aber zu euch will kein Engel treten, der da spreche: Siehe, ich verkündige euch große Freude!

Und dennoch denkt eurer ein Engel und sinnt darauf, euch eine Freude zu bereiten. Segne dich Gott dafür! — Drüben im Nachbarhause sitzt Hannchen, Leopolds trauernde Braut, und putzt den Christbaum für die kleineren Geschwister, und hinter ihr steht der Vater und sieht zu, wie die Liebe sinnt, Freude zu bereiten, und er lächelt, und in dem Lächeln liegt die Wahrheit: ich bin ein glücklicher Vater, denn ich habe gute Kinder. Aber Vater, würdest du auch lächeln, wenn du deines Hannchens Thränen sähest? — Sie gedenkt auch heute an Leopolds Scheiden, und ihr Herz ist voll Kummer, während ihre Hand für ihrer Geschwisterlein Freude wirkt!

„Bist Du fertig, Hannchen?“ fragte er endlich, und sie nickte mit dem blonden Köpfchen. „So laß uns die Kinder rufen!“

Da erhebt sie sich: „Vater,“ sagt sie, „wollen wir nicht Leo-

polds Eltern eine heitere Stunde machen und drüben den Kindern bescheeren! Das würde an diesem schmerzlichen Tage sie erheitern!"

„Ich danke Dir, Hannchen, daß Du daran dachtest. Ja, sie sollen die Freude haben! Rufe Du die Magd, daß sie Alles hinüber trage." Also spricht er, und geht hinaus, ergreift ein Licht und den Schlüssel des Kellers, wo noch zwei Flaschen des köstlichen Elfers liegen, eines Freundes Geschenk, und steckt sie in die Säcke des Oberrocks und kommt wieder. „Sieh', Hannchen," spricht heiteren Gesichts der Vater, „das will ich dem braven Alten bescheeren!" Und er zeigt die Flaschen.

Und Hannchen zieht hervor eine Haube, kunstvoll gestickt von ihrer Hand in den Stunden, wo des Hauses Versorgung sie nicht in Anspruch genommen, und zeigt sie dem Vater, der sie beifällig beschaut. Sie sagt: „Das ist mein Angebinde für die Mutter!"

Darauf tritt die Hausmagd herein und bringt den reinlichen Korb, und Hannchen legt hinein die Gaben der Liebe, und den Christbaum stellt sie oben darauf, daß er nicht verletzt werde, und Beide gehen, indeß der Vater zurückbleibt.

Schwebenden Tritts eilt Hannchen die Stiege hinab und des Nachbars Stiege hinauf, und klopft leise an die Thür, und tritt freundlich grüßend herein.

Da überglänzt die Freude die Angesichter des trauernden Paares, und mit dem Kusse der Liebe begrüßen sie die Liebliche. Als nun aber hinter ihr hereintritt die Magd mit der Kinder Geschenken, da fragt bewegt der Kanzellist: „Was ist das, mein Hannchen?" „Hier bei Ihnen wollte ich den Geschwisterchen bescheeren," sagte sie, „um Ihnen eine Freude zu machen!" Da sieht er die Mutter Elisabeth wehmüthig an. „Sieh', Mutter," spricht er mit wankender Stimme, „der Herr sendet uns doch einen Engel zur Christnacht! O, auch der Arme hat doch noch eine Christfreude, so will es der Herr!" Und die Mutter schließt in ihre Arme das blühende Mädchen. Diese nun rückt behende den

Tisch in Mitten der Stube, und stellt den Christbaum darauf. Dorthin die Puppen für die Schwesterchen, zwei Schweizerinnen; hierher den Hanswurst im bunten Gewande für das Brüderchen, die schönen Bücher, voll bunter Bilder, das Kochgeräthe von blinkendem Zinn; die neuen Kleiderchen, Säbel und Flinte von Blech, und des Marzipans duftende Häuflein auf blanken Tellern, Aepfel, Birnen und Nüsse, und was so des Herrlichen mehr war. Still erfreut sahen's die Alten, und meinten, die Pforten der Vergangenheit thäten sich auf, und die schöne Zeit ihres Elternglückes kehre zurück. O täuschet euch, ihr Guten, und seid glücklich in der Täuschung. Alles ist Täuschung hinieden! Seid glücklich, auch wenn's nur einen Augenblick dauern sollte! —

Kaum hatte Hannchen ihr Geschäft beendigt, als sie auch eilte, dem Vater das Zeichen zu geben. Sie kehrt zurück, steckt die Lichter an, und harret. Erheitert von der unerwarteten Freude stehen die beiden Alten da, und weiden sich an dem Anblicke der Gegenstände, die jetzt die einzige Hoffnung der Kleinen sind. Die Magd des Nachbars steht voll Erwartung in der Ecke. Sie kann nicht weg, sie will auch Theil nehmen an der Festfreude ihrer guten Herrschaft. Jetzt hört man Tritte auf der Stiege — die Thüre geht auf, und der Nachbar mit den Kleinen tritt herein. Ein Ach! der Bewunderung entfliegt ihrem Munde. Sie sehen erstaunt, und wissen nicht Worte zu finden. Jetzt nähern sie sich langsam dem Tische — beschauen neugierig dies und jenes, und fragen: „Ist das mein, Vater? Ist das mein, Hannchen?“ — Aber der Christbaum ist das Ziel aller Bewunderung, denn an ihm ist in buntscheckigter Herrlichkeit das schönste und nützlichste Spielzeug aufgehängt. Alle hatten nur Augen für die Kleinen. Der Nachbar hielt seine beiden Flaschen Elfer, und Hannchen die gestickte Haube.

Aber was sind das für zwei Männer in Mäntel gehüllt, die da unten von entgegengesetzten Seiten vor des Kanzellisten Thüre zusammentreffen, sich beim Laternenlicht anschauen, näher beschauen,

und dann einander in die Arme fallen, wie zwei lang getrennte Freunde, oder wie ein Vater und Sohn, denn der eine ist alt und der andere scheint jung? Ist nicht der Pastor des Kanzellisten Freund, der von der Christfreude seiner Kinder kommt zu dem alten armen Freund? Aber wer ist der Andere? „Allmächtiger Gott! stehen die Todten auf?“ -- ruft der Pastor, als er den anderen sieht. „Leopold! bist Du es wirklich?“ „Ich bin es, Herr Pastor!“ antwortete dieser, „leben die Guten noch?“ — „Sie leben, Leopold! — aber sprich, woher kommst Du?“ — „Von den Ufern des Don komm ich in die Heimath — dort war ich Gefangener, bis des Kaisers Huld mir Freiheit gab!“ — Doch er zog den Pastor mit sich. „Halt,“ sagte dieser, „droben ist Christabend. Mir scheint's, als hörte ich Kinderstimmen. Da ist sicherlich der Nachbar und Hannchen mit den Kleinen herübergekommen! Na, Leopold, zittere doch nicht so!“ Der alte treue Freund Rhode's ging jetzt mit dem wiedergekehrten, als todt betrauerten Jüngling die Stiege hinauf. Er öffnete leise die Thüre. Da schallte ihnen der Kinder Jubel entgegen, und die Alten hörten und sahen nichts, und die Beiden blieben in der Thüre stehen und Leopold zitterte und bebte, und die Thränen machten, daß er nichts sah.

Jetzt zog der Nachbar seine Flaschen Elfer hervor und stellte sie auf den Tisch, und Hannchen hing über die Flaschen die Haube für Mutter Elisabeth, und Beide nahmen der Alten Hände und führten sie zum Tisch, auch ihnen zu bescheeren. — Da aber, als Elisabeth die Haube sah, schlang sie wieder ihre Arme um das blühende Hannchen und sprach: „O, daß ich Dir auch ein Liebes an's Herz legen könnte und sagen; das sei Deine Christfreude!“ Jetzt fiel der Pastor ein: „Mutter Elisabeth, da ist eins; da ist Hannchens und Dein Leopold! Er lebt, und stehet mitten unter Euch und Ihr sehet ihn nicht und mich, der ich Euch auch ein Engel bin, der große Freude verkündigt!“ — Da fuhren Alle herum, und den Mantel abwerfend, stand Leopold vor ihnen und

breitete seine Arme aus. — Und an das Mutterherz, an dem er zuerst gelächelt und geweint, sank er zuerst, dann in des bebenden Vaters Arme, der ihn betastete, ob's nicht ein Geist sei — dann an das vor Freude und Schrecken und Seligkeit erbleichenden Hannchens Herz — zuletzt in die Arme von Hannchens Vater. O Ihr Glücklichen! wo ist nun Euer Leid? Wo Euer Kummer? Weinet Ihr wieder? Ach, das sind nicht Thränen des Schmerzes, das sind Thränen der Freude! Und als sie Alle so standen im Aufruhr unbeschreiblicher Gefühle, da hob der Pastor seine Hände auf gen Himmel, und sprach mit vor Rührung wankender Stimme: „Ehre sei Gott in der Höhe! — denn Fried' und Freude ist auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“ und wie von einem Gedanken ergriffen, sanken sie Alle nieder auf ihre Kniee und lobten Gott. — Die Magd aber trocknete mit der Schürze ihre Augen und schlich hinaus, und die Kinder standen und blickten die Gruppe an, und wußten nicht Bescheid. Als aber dies Opfer gebracht war vor dem Allerbarmer, da entkorkte der Nachbar die Elfer Flaschen, und die hervorgerufene Magd holte Gläser, und er füllte die Gläser zum fröhlichen Willkomm, und als sie überselig am Tische saßen, seliger noch wie die Kinder, ergriff der Pastor Leopolds und Hannchens Hände, und legte sie in einander, und sprach: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden!“ Und die Verlobung wurde gefeiert an diesem glücklichen Abend, und bald darauf die Vermählung, und neu auflebten die Alten; und als nach Jahren der heilige Christ erschien und sie den Enkeln den Christbaum bescheerten, da sprach der alte Freund, der Pastor: „Siehst Du, Rhode! daß Dir der Herr eine Christfreude bescheert groß und herrlich, wie ich sie Dir einst verkündigt!“ und sie drückten sich Beide die Hand, und der Christabend blieb ein Freudenfest doppelter Art für sie Alle, so lange, bis sie ihr Christfest droben im großen Vaterhause feierten und ihr Halleluja in das der Engel Gottes mischten.

Die Geschichte von den zwei Müllerskindern.

Von dem Idar, der sein Haupt so stolz über das schöne Land des Hunsrückens hinaushebt, schweift der Blick weithin über die Wälder, Fluren und Wiesen, die so wunderschön in diesem Hochland abwechseln; er ruht aus auf den Kirchthürmen, die aus den Thälern und Gründen auftauchen, und er labt sich an dem frischen Grün, das ihm überall entgegentritt. Von der Kuppe des Idar mag man leicht die Wasserscheide des Hochlandes erkennen, die von seinem Fuße gegen die Höhe der „Struth" bei Oberwesel sich hinzieht, und die Gewässer, deren Quellen hier sprudeln, theils links hinab zum Rinnsal der Mosel, theils rechtshin in das entferntere, aber unaussprechlich reizende Thal entsendet, wo die Nahe ihre Wellen dem Rheine zuwälzt, in dessen grünlicher Fluth sie verschwindet.

Die Bäche, welche dem Thale der Nahe entgegenrollen, haben durch die lieblichsten Wiesenthäler ihren schlängelnden Verlauf. Reiche Quellen mehren ihren Wasserreichthum, bis sie durch die dunkeln Schluchten, die der Soonwald krönt, sich hindurchwinden und ihre Fluth mit der der Nahe mischen. Es müssen fürchterliche Gewässer einst gewesen sein, als sie diese schwarzen Melaphyrkolosse durchbrachen und die Spalten zu Thälern auswuschen, die freilich wohl heute noch mitunter so enge sind, daß des Wanderers Fuß umsonst sich einen Pfad suchen würde, der ihn an den schwarzen Wänden vorüberleite, die himmelhoch anstehen.

Drei Bäche sind es, die sich durch Größe und zeitweise Wild-

heit auszeichnen: die Kir, welche, nahe ihrer Mündung, den Namen Hahnenbach annimmt; die Simmer und der Guldenbach. Die Erstere bricht sich durch mächtige Melaphyrberge den Weg zu ihrer Mündung, nachdem sie weither durch die Schieferberge floß in einem Thale, das so reich an bezaubernder Schönheit ist und in seinem Schooß eine uralte Raugrafenburg birgt, die eine schauerliche Einsamkeit umgibt. Sie treibt gar manches Mühlrad; grüßt die alte Burg Wartenstein auf ihrem stolzen Felsen; eilt an dem prachtvollen Felslabyrinthe vorüber, wo über dem Dörfchen Callenfels im zerklüfteten Gesteine die Mauern dreier Burgen, die von Stein-Callenfels, trauern, und strömt dann an der Kirburg vorüber, mitten durch das betriebsame Städtchen Kirn, der Nahe zu.

Die Simmer hat einen weiteren Weg zurückzulegen, ehe auch sie in der Nahe ihr Grab findet. Nachdem sie die alte Stadt Simmern durchschnitten, wo einst die Herzöge von Pfalz-Simmern Hof hielten und ihres Stammes Viele in der stillen Gruft der Kirche ruhen; nachdem sie die schöne Kirche des uralten und reichen Klosters Ravengirsburg gegrüßt, bricht sie in die schwarzen Felsen hinein und umschäumt ihren Fuß; drängt sich an den Burgen Heinzenberg und Dhaun vorüber, wird der Industrie noch dienstbar, und sucht dann den mütterlichen Schooß der Nahe im schönsten Theil ihres Thales, im Simmerer-Grunde, oberhalb Martinstein.

Der Guldenbach, gediegenes Gold führend, wenn auch nicht in californischer Fülle, schlängelt sich durch saftige Wiesengründe lange Zeit; treibt eine Menge Mühlen nebst zwei großartigen Eisenhüttenwerken; durchströmt das herrlich gelegene Städtchen Stromberg windet sich um die Höhe, auf welcher die uralte Reichsburg thront, welcher erst die neueste Zeit, ohne alles Recht, den Namen Fustenburg beigelegt; tritt dann in die mächtigen Sandsteinfelsen und eilt der Nahe zu, das Loos ihrer beiden Schwestern zu theilen.

Wild und unbändig sind diese Bäche, wenn Herbst- und Frühlingsregen ihre Fluth geschwellt, oder wenn der Schnee des

Hochlandes vor dem milden Sonnenstrahle schmilzt. Dann schäumen sie auf in wilder Lust; peitschen die Felsen, daß der weiße Gischt hochaufbraust und rollen das Gestein fort, daß es schauerlich dröhnt; aber sieht man sie in den Tagen des hohen Sommers, so ist es, als hätten die durstigen Sonnenstrahlen sie ausgetrunken und, daß sie so wild werden könnten, das klingt wie ein Mährlein. Sie schleichen dahin, und höchstens da schäumen sie einmal auf, wo ein Felsblock in ihrem Wege liegt, oder wo ihr winterlicher Zornmuth eine uralte Erle oder einen knorrigen Weidenstamm entwurzelte, der noch in ihrem Bette ruht.

In diesen Bächen steht die scheue Forelle; da streicht der gierige Hecht seiner Beute nach; da hält der Krebs seine nächtliche Wanderung. In den Büschen ihrer Ufer nistet ein Heer von Nachtigallen und an den Seiten der Felsen wohnt die Drossel in Schaaren. Häufig tritt der Hochwald bis an sie heran, wenn nicht die betriebsame Menschenhand ihn verdrängt hat und der Pflug seine Furchen zieht oder die Wiese sie beherrscht mit ihrem Blumenteppich. Meist aber umsäumen sie dunkle Erlen und bleichgrüne Weiden. Wer ihrem Laufe nachgeht, findet Landschaften von überraschender Schönheit, oft wild und schauerlich, aber von einer Einsamkeit und einem Naturfrieden überhaucht, den Worte zu schildern unfähig sind, den nur ein dichterisches Gemüth zu empfinden und zu würdigen vermag.

Es war in der Mitte der dreißiger Jahre, als ich oft und auf längere Zeit in diesen Bergen lebte, und an ihren Schönheiten meine Seele ergötzend, da gerade weilte, wo es mir gefiel. Es war ein herrlicher Sommer und gerne weilte ich an schattigen Stellen, wo ich mich dem Zuge der Gedanken und Empfindungen ungehemmt überlassen konnte.

Eines Tages war ich lange umhergewandert, und war endlich, in den Felsen umherkletternd, an einer Stelle angelangt, die einen so magischen Einfluß übte, daß ich mich auf das weiche Moos niederließ, welches sich am Fuß einer weitästigen und schattigen Buche

ausbreitete, und dort mein einfaches Mahl hielt, das ich in einer Waidmannstasche bei mir trug. Ich will es versuchen, die Stelle zu beschreiben, obwohl meine Schilderung nur annähernd das wiederzugeben vermag, was mein trunkener Blick beherrschte.

Es war ein hoher Berg, einer jener mächtigen Melaphyrkolosse, auf dem ich meinen Ruhepunkt gewählt. Er fiel fast senkrecht zum Bach ab. Nur hier und da wuchs eine Cornelkirsche oder ein Brunus Mahaleb an der Felswand, deren Gipfel den schönsten Buchwald trug. In ein einsames Thal fiel mein Blick. Drunten schäumte der Bach über Felstrümmer, aber an seiner linken Seite, da, wo der gegenüberliegende Berg weiter zurücktrat, zog sich ein Wiesengrund hin von einer unbeschreiblichen Frische und Schönheit. An beiden Ufern des Baches standen hohe Erlen, Silberpappeln und Weiden. An einem hohen Wehr brach sich seine Fluth in schäumendem Zorne. Von dem Wehr bog links ein breiter Mühlteich, dunkel von Erlen beschattet, ab und trieb die Räder zweier, malerisch liegenden Mühlen, die etwa nur fünf- bis sechshundert Schritte auseinander lagen. Ueber die obere dieser beiden Mühlen ragte eine uralte Linde, und breitete ihre schirmenden Aeste so weit aus, daß sie fast die Gebäude verdeckte, während die untere, von Obstbäumen umgeben, nicht weniger friedlich dalag.

Jenseit des Wiesengrundes stieg der gegenüberliegende Berg ziemlich jähe an; aber seine Seiten bedeckte ein dichtes Gebüsch und seine Stirne krönten die prächtigen Ruinen einer Burg, die einst ein mächtiges Geschlecht in ihren Mauern muß beherbergt haben; denn sie waren weit ausgedehnt und der stolze Thurm sah noch gebieterisch in das Thal, als wollte er die Jahrhunderte dauernde Herrschaft noch heute geltend machen, nachdem doch der Schild über dem Sarge des letzten Sprossen des Geschlechtes zerbrochen worden war und die Burg in Trümmern lag. Wandte sich mein Blick zur Seite, so öffnete sich dort ein lieblicher Thalkessel, rings von Burgen umschlossen, in dessen üppigem Schooß ein stattliches Kirchdorf lag,

von Fluren und einem Haine der schönsten Obstbäume umgürtet. An den Sonnenseiten der Berge grünte die Rebe in üppiger Fülle. Ueber diesem reizenden Landschaftsbilde wölbte sich der tiefblaue Himmel in vollster Reinheit, und die Strahlen der Mittagssonne vergoldeten die Mauern der zerstörten Feste und die Gipfel der Berge, während das Mühlenthal drunten theilweise im erquickenden Schatten lag.

Es ist hier am Ort, einen Augenblick bei mir selbst zu verweilen. Möge es der freundliche Leserkreis mir zu Gute halten! Von meiner Kindheit an trug ich eine nie vergangene Vorliebe für einsam liegende Mühlen. So als Müller dort zu leben, wo das Wasser rauscht und die Erlenwipfel sich im Winde wiegen; in solcher friedlichen Stille und Einsamkeit mein Leben verrauschen zu lassen, war ein Traum, dem ich mit seltener Vorliebe mich hingab, und — der noch heute mich fesseln kann. Wo mir auf meinem Lebensweg eine schöne Mühle begegnete, da weilte ich gern und konnte oft nur mit einem Seufzer, daß mir das Geschick des liebsten Wunsches Erfüllung versagte, den Blick davon abwenden. So war denn auch hier wieder die alte Liebe rege geworden und mein Auge hing an den beiden Mühlen mit sehnsüchtigem Verlangen. Wie glücklich würdest du dich fühlen, dachte ich, könntest du dort leben! Welch ein Paradies wollte ich mir da gründen!

Die geschäftige Einbildungskraft begann ihre Farben zu mischen und ihren Pinsel zu führen, und bald gestaltete sich das lieblichste Bild in meiner Seele, und ich versank in jene Träumereien, die mich so oft schon über rauhe Lebenswege mild und freundlich wegleiteten, die aber dann in der Regel auch die umgebende Welt ganz in den Hintergrund treten ließen.

So hatte ich denn auch jetzt nicht wahrgenommen, daß sich Jemand mir näherte.

Die entsetzlich nüchterne, unpoetische Frage! „Ob ich einen Waffenpaß habe?“ weckte mich sehr unangenehm aus meinen

Träumen auf. Ich blickte empor und sah neben mir den Flurschützen stehen, der auf meine Büchse deutete, welche am Stamme der Buche lehnte, unter deren Schirmdach ich saß.

Ich glaube, der Ausdruck meiner Züge war nicht eben sehr freundlich, als ich so an dem Manne hinaufsah; allein sie nahmen, das fühlte ich, schnell den der Freundlichkeit an, nachdem ihn mein Auge gemustert. Da war Nichts zu sehen von jener trotzigen Derbheit und Unhöflichkeit, an die der strenge Beruf Leute dieses Schlages und Amtes gewöhnt. Ein milder Ernst, aber der unverkennbare Charakter tiefer Gemüthlichkeit sprach aus dem Gesicht. Es war ein Greis von wenigstens siebenzig Jahren. Das Haar war schneeweiß, aber auf den, wenn auch tiefgefurchten und gebräunten Wangen lag noch das frische Roth der Gesundheit, welches Greise so schön erscheinen läßt. Die Gestalt war zwar gebeugt, aber noch immer kräftig. Er trug einen blauen Kittel von gefärbter Leinwand, hemdenartig gemacht; ebensolche Hosen und einen breitkrämpigen Hut mit niederem Kopf. Auf seiner Brust glänzte das Flurschützenschildlein, und in seiner Hand trug er einen langen Eisenspieß mit hölzernem Griff, auf dessen Spitze eine Holzkugel saß. Aus einer kleinen Holzpfeife blies er wallende Rauchwolken in die Luft, welche ein sanfter Windhauch kühlte.

„Gewiß," entgegnete ich ihm, und griff in die Tasche, das Geforderte ihm darzubieten. Als er die Karte geprüft und richtig befunden hatte, sagte er mit ungemein freundlichem Lächeln: „Nehmen Sie mir's nicht kraus, daß ich sie so gefragt. Es ist meine Pflicht, und um so mehr, als Sie mir fremd und unbekannt sind." Er trat einige Schritte zurück, grüßte höflich und wollte wieder in den Wald hineingehen, als ich ihn bat, sich zu mir zu setzen, wenn nicht etwa seine Berufspflicht ihn anderswohin riefe.

„Das gerade nicht," versetzte der Schütze. „Wenn ich Ihnen mit meinem Bleiben dienen kann, so soll mir's auf ein Stündchen nicht ankommen. Bedürfen doch meine alten Glieder auch der Ruhe!"

Er trat näher und setzte sich zutraulich an meine Seite. Ich will's nur ehrlich gestehen, daß mich weniger das Interesse an dem Manne zu der Bitte führte, als der Gedanke, ich habe da unmittelbar wieder eine Fundgrube in meiner Nähe, deren Schätze die Wünschelruthe freundlicher Rede aufthun könne. Habere man nicht mit mir! Wer im Volke das reiche Erzählertalent kennen gelernt hat, das in seiner Schmucklosigkeit so mächtig ergreift; in seiner tiefen Gemüthlichkeit so wunderbar anzieht und in seiner poetischen Innigkeit der Seele Tiefen so gewaltig zu rühren vermag, wird mir's vergeben, daß ein gewisser Eigennutz mich bei der Einladung beseelte. Leute meines Schlages sind davon selten frei. Bedenk' ich aber, daß ich dadurch, daß ich das Gehörte und Empfangene Anderen wieder erzähle und dadurch verwandte Empfindungen wecke, eine stille Stunde ausfülle — vielleicht dem Herzen Wohlthuendes, dem Willen Erweckendes zuführe, so setz' ich mich frisch über den Vorwurf hinaus und mache mir weder Kopfbrechen noch Grillen darüber. So war ich denn auch hier schnell mit mir einig und sagte zu dem Feldschützen, auf sein letztes Wort eingehend:

„Euer Leben ist ein stetes Wandern; da begreift sich's, daß Ihr müde werdet."

„Gewiß;" versetzte der Schütze, „dazu kommt aber noch, daß ich das Amt in der Gemeinde schon fünfzig Jahre hindurch verwalte." —

„Fünfzig Jahre!" rief ich aus — „wie ist das möglich?"

„Wundern Sie sich darüber?" fragte er lächelnd. „Ich bin nun drei und siebenzig Jahre alt, da ist's doch, denk' ich, kein Wunder?"

Ich blickte wirklich mit Erstaunen den Greis an, den ich wenigstens um ein Jahrzehnt jünger schätzte.

„Da habt Ihr Viel erlebt," sprach ich, „und könnet wohl auch Viel erzählen?"

„Warum nicht?“ erwiederte er. „In einer so langen Lebenszeit geht Manches an Einem vorüber in Freud' und Leid.“

Ich reichte ihm ein Glas goldenen Rebensaftes aus meiner Feldflasche und sagte: „Da würd' ich Euch gern einmal zuhören.“

„Sie?“ fragte er verwundert, nachdem er das Glas auf mein Wohl geleert und es mir zurückgegeben hatte. „Was könnte einem fremden Mann und einem Herrn Wichtiges in unserm armen stillen Leben aufstoßen? Doch“ — sagte er, sich besinnend, „das, was sich vor etwa dreißig und mehr Jahren da unten in den beiden Mühlen zutrug, könnte schon Etwas sein, was Ihnen anzuhören keine Langeweile machte.“

„O,“ rief ich, „erzählt mir's doch! Ihr macht mir eine große Freude.“

„Meinetwegen!“ erwiederte er; „dann aber müssen Sie die Stelle hier verlassen und mit mir gehen. Ich führe Sie an ein Plätzchen, das in meiner Geschichte zu wichtig ist, als daß Sie es nicht sehen müßten. Seien Sie unbesorgt,“ fuhr er fort, als er in meinem Gesichte das Bedenken lesen mochte, die wunderschöne schattige Stelle zu verlassen, „wo ich Sie hinführe, ist's so schattig wie hier, und Sie werden es nicht bereuen, zumal das Plätzchen, wie Sie sehen werden, eine besondere Bedeutung hat.“ Er stand auf. Nicht ganz zufrieden mit dem Vorschlage des Flurschützen folgte ich dennoch seinem Beispiele, packte meine Reste in die Ledertasche, ergriff meine Doppelflinte und folgte ihm.

Wir schritten eine Strecke in das Dunkel des Waldes zurück und bogen dann links ab, wo sich der Berg in mehrfachen Krümmungen gegen die Sohle des Thales hinabsenkte. Eine Weile waren wir auf dem abschüssigen Boden fortgeschritten, als er den Weg verließ, zwischen den Bäumen eine Weile hinschritt und dann an einer vortretenden Felswand stehen blieb.

„Hier,“ sagte er, sich zu mir zurückwendend, „gilt es aber einen kecken Schritt! Wir müssen um die scharfe Kante dieses

Felsens uns herumschwingen, um den Pfad, der auf der anderen Seite beginnt, zu erreichen. Wenn Sie schwindlich sind, so blicken Sie nicht in die Tiefe. Geben Sie genau Acht, und machen Sie es gerade wie ich."

Die Felskante trat messerscharf vor und eine Haselstaude barg nur wenig die bodenlose Tiefe, die sich senkrecht bis zum Bache hinzog. Ein Fehltritt — und Alles Leid war am Ende und jede Neugierde gestillt! — Mir wollte es blau und grün vor den Augen werden — allein der Flurschütze legte sich mit der Brust gegen die scharfe Kante, faßte mit beiden Armen an die Seiten der sich scharf zuspitzenden Felswand und gab seinem Leib einen Schwung, wodurch er den Pfad jenseits gewann, den ich hier, wo ich noch stand, durchaus nicht gewahren konnte.

Er sprach mir Muth ein und, kurzbesonnen, ahmte ich das Manövre nach, das er mir vorgemacht und — war wohlbehalten an seiner Seite.

„Uns wird's schwerer, als dem schönen Lenchen," sagte er. „Freilich, da war auch ein anderer Zug zu dem heimlichen Plätzchen, wohin ich Sie jetzt führe."

Obwohl auch jenseit der scharfvorspringenden Felswand der Berg fast senkrecht abfiel, so wuchs doch Strauchwerk genug, um meinen Schwindel nicht zu wecken. Der Pfad, den wir jetzt betraten, war schmal und steinig, aber ohne alle Gefahr. Ich folgte dem alten Flurschützen etwa fünfzig Schritte in ziemlich gleicher Höhe. Plötzlich bog er die üppig aufgeschossenen Sträucher auseinander und vor meinen überraschten Blicken lag eine grottenartige Vertiefung in dem Felsen, die ich hier niemals würde gesucht haben. Eigentlich war es ein breiter tiefer Spalt, wie er in den Melaphyren dieser Gegend bisweilen vorkommt. Oben war das Gestein wieder geschlossen und mehrere magere Stauden, aber desto reicherer Ephen bildeten ein herrliches Dach, das vollends keinem Sonnenstrahle, selbst am hohen Mittage nicht, den Zutritt

gestattete. Von Außen her ahnte man gar das Plätzchen nicht, und ich würde, wie hundert Andere, an den hohen, es gegen Außen abschließenden Stauden vorübergegangen sein, ohne sein Dasein zu vermuthen.

Als wir hineingetreten waren, fand ich den Boden eben und eine breite, ziemlich lange, von dürrem Moose und Blättern bedeckte Steinbank, die an der Rückseite hinlief und bequemen Raum für fünf bis sechs Personen darbot.

1.

Wir setzten uns und der Flurschütze hob an:

„Sehen Sie, lieber Herr, das ist ein kleiner Raum, aber er war die Wohnstätte des Glückes lange Zeit, bis er, entweiht, der Ausgangspunkt großen Jammers wurde; und ich habe Sie geplagt, mit mir hierher zu gehen, weil die Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, hier begann und lange Zeit hier ihren stillen, ungeahnten und ungekannten Verlauf hatte.

„Sie haben da unten die beiden Mühlen gesehen, die freilich von hier aus Ihr Blick nicht mehr erreicht, Sie müßten denn ganz nahe an den Rand des Abgrundes treten, der sich, mehrere hundert Fuß tief, hier öffnet. Von der oberen Mühle führt kein anderer Weg hierher, als den, welchen wir gegangen sind, und den viele Jahre hindurch kein Mensch kannte, weil ihn die Felswand verbirgt, um die wir uns haben schwingen müssen; — von der unteren Mühle leitet der lebensgefährliche Geißpfad zu der Stelle, den damals und viel später noch nur Einer kannte, der ihn aber auch desto öfter betrat.

„Die obere Mühle, welche unter dem hohen, uralten Lindenbaume halb verborgen liegt, war einst in alten Tagen die Bannmühle des Dorfes dort im Thale, welches einem anderen Herrn gehörte als dem Grafen, der dort auf dem zerstörten Felsschlosse

wohnte. Die untere Mühle aber war die Bannmühle des Dorfes neben der Burg dort oben, das Sie von hier aus, auch selbst von der Höhe, wo ich Sie antraf, nicht sehen können, und der Burg selbst. Die beiden Müller hatten zu leben; keiner verdarb dem andern die Kundschaft, da sie von dem freien Willen der Kunden nicht abhängig, sondern durch das Bannrecht genau geschieden war. So nahe bei einander wohnend, hätten die Müller in Frieden und Eintracht leben können, wenn nicht der Teufel überall sein Unkraut säete, wo des lieben Gottes schöner Waizen reifen will. Sie waren Erb- und Todfeinde, und das kam eben so. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, daß der oft so wilde Bach in sehr trockenen Sommern so seicht wird, daß das mächtige Wehr in seinem Bette nur so wenig Wasser in den Mühlenteich weiset, daß das Mahlen ein Ende hat und die Räder stille stehen. Wenn das lange anhielt, so litten die Dörfer Noth, weil das Mehl zum Brode fehlte. Dieser Umstand war der Grund, daß die reichen Bauern des Dorfes, dessen Bannmühle die Obermühle war, auf den Gedanken kamen, seitwärts vom Mühlenteich einen Weiher auszugraben, wie man sie hier „Klause" nennt. Dahinein schwellte der Müller Morgens und Mittags das Wasser, und gewann dann dessen soviel, daß er einige Malter mahlen konnte. Das „Klauswasser" mußte aber wieder in den Mühlenteich abfließen und kam dann natürlich auch der Untermühle zu Gute. Die Bauern erkannten das, und gingen die Herrschaft in der Burg und die Bauern des Banndorfes der Untermühle an, beim Graben der Klause doch auch zu helfen, da ihre Mühle auch den Gewinn theile. Das Recht zu diesem Antrage lag, wie Sie einsehen, auf der flachen Hand; aber wer ihn schnöde abwies, das waren die Bauern und die Herrschaft.

„Sie dachten: Grabet ihr nur die Klause! Ihr könnet ja doch dem Wasser nicht wehren, daß es abwärts fließt, und dann muß es die Räder unserer Mühle doch treiben, ohne daß es uns Mühe, Arbeit und Geld kostet. Das war ganz abscheulich; allein sie blieben

dabei und die Bauern gruben die Klause auf ihre Faust; schlugen aber dann einen Graben aus dem Mühlenteich ab nach dem Bache, machten in den Mühlenteich eine Schleuße und ließen ihr gestautes Wasser dadurch abfließen, ohne daß die Untermühle auch nur einen Tropfen bekam. Den Anschlag hatte der Obermüller gegeben, der ein schlitzöhriger Schelm war.

„Daraus entstand dann ein Proceß, der von dem Reichskammergericht endlich, und zwar nach langer Zeit erst, dahin entschieden wurde, daß die Schleuße im Mühlenteich entfernt und der neidische Abzugsgraben zugeworfen werden mußte. Nun lachte der Untermüller in's Fäustchen, aber der Haß und die Feindschaft hatten tiefe Wurzeln geschlagen zwischen den beiden Müllerhaushaltungen, und er wucherte fort von Geschlecht zu Geschlecht, und erbte vom Vater allemal auf den Sohn bis in die Zeit, die mir gedenkt. Nun war freilich von den Franzosen das Bannrecht längst aufgehoben und die Mühlen waren erb- und eigenthümlich geworden, aber der Grund des Haders dauerte fort. War nämlich die Klause versandet oder war Etwas an ihren Dämmen zerbrochen, so mußte der Obermüller das nun allein herstellen und der Untermüller regte sich nicht; er berief sich auf Herkommen und Rechtsentscheidung, und der Obermüller mußte mit schweren Mühen und Kosten allein für beide Mühlen das Wasser im Sommer beschaffen. Einmal proceßten sie wieder; allein der Entscheid blieb sich gleich. Hätte der Obermüller die Klause nur irgend missen und entbehren können, er hätte sie längst zugeworfen. So erwachte der alte Haß immer auf's Neue und trug unselige Früchte. Die beiden feindseligen Familien gingen nicht mit einander um, und eine mied die andere wie den bösen Feind. — Das ist schlimm, wenn man weit voneinander wohnt, und noch viel schlimmer, wenn man sich, so zu sagen, in die Fenster sieht und sich alle Tage viel hundertmal begegnen muß, auch wenn man nicht will. Nun kam's aber noch schlimmer für den Obermüller. Er hatte eine recht wackere Frau,

die auch Haare auf den Zähnen hatte und wußte, wie man das Hausregiment kräftig führt. Er war ein lüftiger Finke, der immer Durst hatte, wenn er ein Wirthshaus von Ferne sah; spielte auch gern ein Solo mit guten Kameraden, und hatte große Neigung, sich auf die flache Seite zu legen. Bei solchen Männern ist eine kernhafte, grundtüchtige Frau, was bei einem wilden Gaul ein guter Kappzaum ist. Herr! ich bin ein alter Kerl und hab' so meine Augen spazieren lassen in der Welt und mein Judicium auf meine Faust gemacht — ich sag' Euch, es ist kein Unglück, wenn die Weiber als einmal ein Bißchen die Hosen haben. Sie wissen's immer am rechten Zipfel zu fassen und, wollte Gott, die Mannsleute würden nicht so leicht kopfscheu. Es ginge besser in der lieben Welt. Diese Frau war dem Obermüller ein Zaun um's Haus und um ihn selber, daß er nicht ausbrach und hinten ausschlug, wie ein tolles Fohlen. Sie hielt ihn in Zucht und Ehren, und alle Leute hatten Respect vor ihr; denn sie war außerdem eine fromme, wackere, treue Frau; Gott hab' sie selig! Ihr Tod war ein rechtes Unglück für den Müller und sein Kind. Er ließ nun seinem Gelüsten den Zügel schießen, war halbe Tage und ganze Nächte im Wirthshaus, und daheim ging's, wie das Sprüchwort sagt: „Wenn die Katze nicht daheim ist, tanzen die Mäuse auf Tisch und Bänken.“ War dies ein Verderben für das Vermögen des Obermüllers in doppeltem Betracht, so war's ein ebenso großes für sein Kind, sein bildschönes Lenchen; denn das sah und hörte nichts Gutes bei den Mägden und Müllerburschen, und wäre nicht ein guter Kern als mütterliches Erbtheil in des Kindes Seele gewesen, es wäre in den Grund und Boden verdorben worden.

„Während so des Obermüllers Hausstand den Krebsgang zusehends ging und die Kunden sich immer mehr verloren, weil die Mahlknechte einmal für ihren Herrn und einmal für sich molterten, blühte des Untermüllers Wohlstand erst recht auf. Er

hatte drei Kinder am Leben, aber zwischen dem ältesten der Söhne und dem Zweiten waren fünf weggestorben. Daher kam es, daß der zehn oder eilf Jahr älter war, als sein zweiter Bruder, und das kleine Schwesterlein noch an der Mutter Brust ruhte. Der Untermüller war ein stiller, rühriger Mann, der wohl wußte, daß, wenn sich das Gewicht auf die eine der Wagschalen legt, die andere in die Höhe schnellt, und daß man, wenn's zwölf Uhr ist und der Tisch gedeckt ist, sich an's Essen geben muß. Die Kunden, die die Obermühle mieden, kamen zur Untermühle. Gutes Mehl und ehrlicher Molter sind eines Müllers Empfehlung. Da braucht er keinen Fürsprech. Er ist's sich selber. Er konnte nicht genug Mehl machen und, wenn in der Mühle die Schelle ging, war fluggs neues Getreide aufgeschüttet.

„Außerdem trieb er einen gewinnreichen Fruchthandel an die Mosel oder, daß ich es besser sage, einen Mehlhandel, und da kommt was heraus, zumal wenn man's ausborgen kann bis nach dem Herbste. Zuletzt noch starb eine alte Base im Dorf und vermachte ihm ein Bauerngut, auf das er zwei Gäule halten mußte. Da war dem Reichwerden Thür und Thor offen, und es säumte nicht, zeitig zuzusprechen.

„Krampanje noch einmal,*) Herr! das waren Zeiten für den Untermüller, und er hatte, wie es im Mühlspiel geht, so recht eine Fickmühle. Sein Paul war ein frischer, prächtiger Bub, und die schwarzen Augen im Kopfe flackerten und flammten. Er hatte einen erschrecklich guten Kopf, und der Schulmeister sagte: Für den ist's Jammer und Schade, daß er nicht Schulmeister wird: das gäbe Einen, der sich gewaschen hätte! Nun, ein Müller kann auch Grütz im Kopfe brauchen, und es ist gut, wenn die anderen Leute auch nicht auf die Nase gefallen sind. — Schulmeister können nicht

---

*) Krampanje, ein beliebtes Ausrufungs- und Bekräftigungswort im Lande; doch ohne Arg.

alle Leute werden. Item, es war eine ganz kuriose Geschichte! Die alte Feindschaft der Eltern sollte in den Kindern ihr Ende finden. Warum auch nicht? Es ist ja doch Gottes Wille, daß der Hader nicht fortwuchern soll, wie die Quecke. Das Lenchen und der Paul waren im Alter vielleicht zwei, drei Jahre von einander, das heißt, das Mädchen war so viel jünger, als der Paul; aber sie gingen mit einander in dieselbe Schule, und denselben Weg, und da wurden sie bald bekannt, und das schöne Lenchen fand, daß der Paul ein lieber, guter Bub sei und gar nicht so schlimm, wie ihr Vater Untermüller's machte, die er als halbe Teufel darstellte.

„Sagen Sie auch selbst, was ging die Kinder der Eltern Hader und Zwist an? In den Jahren soll man davon sich nicht regieren lassen. Das Menschenelend und das Unkraut wächst ohnehin früh genug. Auf dem Hinwege und Heimwege gingen sie mit einander; aber kamen sie an den Wald, der sich aus dem Thale zur Höhe zieht, dann sagte das Lenchen: Paul, bleib' zurück, daß mein Vater nicht gewahr wird, daß ich mit Dir rede und gehe. Du weißt schon, wie's geht. Ich müßt's entgelten und dürft' nicht mehr mit Dir plaudern. So ein klein schlitzöhrig Ding weiß gleich, wo der Has' im Pfeffer und der Hund begraben liegt! — Es steckt halt in Jeder so ein klein Evachen! Nicht wahr?" Ich bejahte seine Frage und er fuhr fort: „Auf so einem gemeinsamen Schulweg ist schon manches Zusammengehen auf dem Lebenswege fertig geworden, ohne daß Jemand daran dachte, wenn's auch nicht immer gerade so ausging, wie hier. Die Kinderherzen gewannen sich alle Tage lieber, und keins wäre ohne das Andere zur Schule oder heimgegangen. Verspätete sich Eins, so wartete gewiß im Walde das Andere, und dem Lenchen kam's recht zu Gute, daß der starke und lebhafte Paul mit ihm ging, besonders im Winter, bei Schnee und Glatteis, oder wenn der Weg kothig war. Dann trug er's oft den halben, ja den ganzen Weg auf dem Rücken, und das muthwillige kleine Ding zanselte ihn noch schalkig an dem

krausen Haare, was er sich jedoch gerne von dem Mädchen gefallen ließ. Ueberdies war er ihr Schutz und Schirm gegen die Dorfbuben, wenn's an's Schneeballenwerfen ging.

„Sie waren dabei so schlau, daß eigentlich Niemand auf ihr Zusammenhalten aufmerksam wurde, und kam einmal Jemand über's Querfeld dazu, so machten sie Gesichter, als wären sie sich spinnefeind.

„Das war schon eine unselige Frucht des elterlichen Zwiespalts, daß die Kinder sich an's Heimlichthun gewöhnten. Nun ging das so fort; aber es genügte ihnen nicht mehr, bloß auf dem Schulwege beisammen zu sein, und Mittel und Wege fanden sich bald.

„Sehen Sie, in unserer bergigen Gegend wird wenig Rindvieh, und nur so viel, als nöthig, gehalten; wohl aber desto mehr Geisen, weil die in den Bergen umherklettern und sich ihre Nahrung suchen. Nun hatten Untermüller's eine kleine Heerde Geisen und auch einige Lämmer, um sich die Strumpfwolle zu ziehen, und da zur Mühle hier der ganze Heckenberg gehört, so war's des Paul Freude und Lust, die Thiere hier zu hüten; denn, wären sie in den Wald gerathen — und so Geisen sind naschige Racker — dann hätt's Frevel und Strafen gegeben. Da ist er denn mit den Thieren hier herumgeklettert, und sie haben ihm auf den Pfiff gehorcht.

„Sie mögen sich denken, daß er da oft Viertelstage lang sich müßig herumtrieb und an's liebe Lenchen dachte, und wünschte, es möge bei ihm sein; absonderlich, als er darauf kam, das Plätzchen hier, wo wir sitzen, sich zu einer ordentlichen Wohnung einzurichten. Da hat er denn mit rechter Bubenlust gearbeitet; den Boden geebnet, mit Steinplatten belegt und die Fugen mit Moos ausgefüllt; dann hat er die Sitzbank gebaut, auf der wir hier sitzen, und so das Plätzchen wie eine Wohnstube zurecht gemacht. Daß ihm Jemand dahinter käme, war gar nicht zu

fürchten. Sein Vater hatte zu viel zu thun und zu schaffen; seine Mutter schwindelte; sein Brüderchen war noch zu klein und sonst kümmerte sich keine Seele um ihn, wenn er, sein Vieruhrbrod in der Tasche, die Geisen und Lämmer zu Berge trieb. So lebte er hier ganz ungestört. Die Vögel scheuten gar nicht vor ihm, denn er that ihnen nie Etwas zu Leide, und selbst die Eidechsen liefen ohne Scheu um ihn herum. Wie er das Lenchen hierher brächte, darauf sann er alle Tage. Endlich arbeitete er daran, den Fußpfad bis an die Felskante zu bauen, auf dem wir hierher kamen, und probirte, wie man ohne Gefahr sich über die scharfe Kante schwingen könne. Da es gefährlich war und man bei einem Fehltritte leicht in die Tiefe purzeln konnte, und dann der Schuster und Schneider Nichts mehr an einem verdiente, so flocht er mit unermüdlicher Geduld die Hecken so ineinander über der abschüssigen Tiefe, daß alle Gefahr wegfiel. Ueberdies stand damals an der Kante ein Haselbusch, der seitdem weggehauen worden sein muß, mit dessen zähem Stangenholze man einen sichern Hebel hatte, um sich leicht herüber zu schwingen. Daß von drüben Niemand den Pfad bis zum Felsen ahnte, war eine sichere Sache, da Niemand hierher kam, weil eben Jedermann wußte, daß die Stelle sehr gefährlich sei und Niemand sich in Gefahr begeben mochte, da ohnehin hier nichts zu holen war, als etwa Holz, das im Walde leichter und ohne Gefahr zu finden war.

„Erst, als Paul das Alles fertig hatte, erzählte er seinem lieben Lenchen von seinem herrlichen Felskämmerlein, und malte es ihm so schön aus, daß das Mädchen vor Neugierde zappelte, es zu sehen. Nun wissen Sie wohl auch, daß die Neugierde an den Mädchen und Frauen hängt, wie Pech am Schuster. Ist die einmal rege, so ist's aus. Sie muß befriedigt sein. Das Lenchen dachte im Wachen und im Traume an Paul's schönes Felskämmerlein und wie man da spielen und heimlich plaudern könnte, ohne daß irgend Jemand daran dächte, sie da zu suchen. Der nächste

Sonntagnachmittag war dazu bestimmt, daß Paul sie hinführe. Er hatte einen Vorrath Haselnüsse, Aepfel und Birnen dort verborgen, und sie wollte Kuchen, der Sonntags in keiner Mühle fehlt, mitbringen. Da wollten sie einmal recht ungestört spielen.

„Samstags Mittags, als sie heimgingen aus der Schule, schnitt Paul eine Kerbe in eine junge Eiche am Wege, daß sie den Ort fände, wo er sich verbergen und sie erwarten wollte. Es ist wohl kaum mit heißerem Verlangen eine Zusammenkunft erwartet worden, als diese.

„Endlich war die Kirche aus; dann das Mittagsessen vorüber, Niemand in der Untermühle fragte: Paul, wo gehst du hin? Er schlich hinter die Mühle; sprang über den Teich — dann über den Bach, der ohnehin wenig Wasser hatte, und glomm den ihm vertrauten Geispfad, hinter Hecken und Büschen verborgen, hinauf und stand bald hinter der knorrigen alten Eiche, nicht fern von dem Stämmchen, das die Kerbe trug, die als Wahrzeichen galt. Nicht lange stand er da auf der Lauer, so hörte er den Obermüller heraufkommen, der nach dem Wirthshaus im Dorf eilte, wo ihn seine Spießgesellen erwarteten, und wo er an Sonntagen bei guter Zeit eintraf, um Nichts zu versäumen.

„Jetzt kommt sie, dachte er, und zitterte vor Freude. Wirklich hörte er bald den trippelnden Gang des Mädchens, den sein scharfes Ohr wohl zu unterscheiden wußte. Sie blieb an dem Mahlzeichen stehen.

„Bst! klang's leise zu ihm herüber.

„Paul rührte sich nicht, denn die neckische Bubennatur verleugnet sich niemals.

„Bst! Bst! klang's wieder, und als es stille blieb, kam Lenchen näher, um zu spähen, ob er denn noch nicht da sei.

„Da sprang er hinter dem Eichstamme heraus und hielt ihr die Augen zu.

„Das Mädchen wollte nach Mädchenart laut aufschreien;

aber er hielt ihr den rosigen Mund zu, und als sie sich freudig losgerungen, wollte sie ihn ausschelten. Jetzt war das warnende Bst! seine Sache. Sie erkannte schnell die Nothwendigkeit des Schweigens, und eine drohende Faust war Alles, was ihm als Strafe zu Theil wurde. Da aber ein strahlendes Gesichtchen dabei war, so erschrack er nicht, nahm ihre Hand und zog sie still in den Wald bis zu der Ihnen bekannten Felskante. — Da ging aber das Elend an. Sie fürchtete sich vor dem Hinüberschwingen.

„Paul mußte es ihr erst zwei- bis dreimal vormachen, bis sie Muth gewann, es endlich auch zu versuchen. Als sie aber mit Hülfe der herabgebogenen Haselstaude sich endlich hinübergeschwungen und Paul sie in seinen Armen aufgefangen hatte, war alle Furcht vorüber; denn sie sah, wie vorsichtig der Knabe alle Gefahr entfernt hatte. Jetzt klatschte sie freudig in die flachen Hände und folgte Paul auf dem hübschen Pfade hierher, wo wir sitzen. Wie erstaunte das Mädchen, als es das hübsche Plätzchen sah! Trotz der ausgeschmückten Schilderung Paul's fand sie es noch viel schöner und heimlicher, als sie es sich vorgestellt. Und als sie nun neben ihm saß und er sich an ihrer Ueberraschung recht geweidet hatte, that er erst seine verborgenen Schätze an Nüssen und Obst auf, und die Lust wuchs mit jedem Athemzuge.

„Die ordnende Natur des Mädchens richtete nun schnell mit Schiefersteinen eine Küche zu und bereitete Nußkuchen und ausgezackte Aepfelscheiben als Torten und Kuchen, und bald war in kindlicher Lust das Mahl bereitet, das köstlicher nicht erdacht werden konnte. Dann wurde das Geräth gespült und wieder geordnet, und nun ging's an jenes selige Kindergeplauder, das an sich so leer und doch so unendlich anmuthig und seelenvoll erscheint. Paul führte sie an seine gehegten Vogelnester, von denen die brütenden Mütter nicht einmal wegflogen oder in denen die junge Brut sich nicht einmal scheu niederduckte; er machte sie mit den heimlichen Eidechsen vertraut, vor denen sie sich anfangs hatte fürchten wollen;

er erzählte ihr von seinen schwindellosen kecken Geisen, die gerade die gefährlichsten Zacken und Abgründe aufsuchten, um da einen frischen Zweig zu erhaschen; von seinen zahmen Lämmern, die auf seinen Pfiff zu ihm kämen, und all' das viele Wichtige und Merkwürdige, was er wußte, und die Stunden flohen mit Blitzesschnelle und die Abendsonne vergoldete die Thürme und Mauern der alten Berge da drüben, ehe sie es in ihrem Glücke merkten. Es mußte geschieden sein, wenn nicht die alte Lisbeth in der Obermühle Verdacht schöpfen oder gar Lunte riechen sollte. Scheiden und Meiden thut weh, und auch die beiden Kinder fühlten das tief nach dem glückseligsten Mittage, dessen sie alle Beide sich zu erinnern wußten. Die Hoffnung aber, sich recht oft hier zu finden, versüßte die Trennung, und schon morgen nach der Schule lächelte diese Freude wieder. Mit diesem Versprechen trennten sie sich, und Lenchen schwang sich so muthig über die Felskante als hätte sie das gefährliche Kunststück seit, Gott weiß, wie viel Jahren täglich geübt. Sie kamen heim mit seligen Herzen. Paul wurde nicht gefragt, wo er gewesen, und als die alte Lisbeth Lenchen examiniren wollte, fertigte sie sie mit einer so schnippischen Antwort ab, daß ihr das Fragen für immer verleidete.

„Des anderen Tages wurden auf dem Schulwege Pläne gemacht, wie sie sich die Zeit vertreiben wollten, und kaum war nach der Mittagsschule Paul mit seinen Geisen und Lämmern zu Berge gefahren, als er nach dem stillen Plätzchen eilte und — wer schon da saß und sich in der Ecke zu verbergen suchte — war Lenchen. Nun wurde noch diese und jene Verschönerung und Verbesserung angebracht, und dann wurde das Spiel von gestern wieder begonnen; später boten die lustigen Geisen und die zutraulichen Lämmer Unterhaltung. Kinder werden des Spielens nicht müde, und es gibt solche Spielratzen unter ihnen, die immer dem Spiel eine neue Seite abzugewinnen, einen neuen Reiz ihm zu geben wissen, daß es vollends gar nicht langweilen kann. Lenchen

war so eine rechte Spielratze, die es verstand, bald so, bald anders es zu machen. Dazwischen wurde dann wieder geplaudert, Stücklein und Mährchen erzählt — kurz, die Stunden hatten Flügel und die Sonne schien absichtlich immer früher untergehen zu wollen, wenn sie bei einander waren. Sie hielten ihr liebes Geheimniß verborgen, und gerade dies Geheimnißvolle übte einen unsäglichen Zauber aus und kettete die Herzen pickelfest an einander. Selbst das Regenwetter hielt sie nicht ab, sich hier zu finden; denn Sie sehen, die überwölbende Felsmasse ist ein so sicheres Dach, daß man hier gutes Muthes sitzen kann, wenn auch draußen Ströme vom Himmel herabrauschen. Erst die Kälte des Vorwinters endete die Lust; aber nun hatten sie an der Erinnerung der frohen Stunden genug zu plaudern und Pläne auf dem Schulwege für den Frühling zu machen, da sie mit ihren Gedanken und Träumen doch nur in diesen Felsen lebten.

„Endlich kam der Frühling und das alte Spiel und Leben begann wieder wie vor einem Jahr, und so ging es denn ohne Unterbrechung von Jahr zu Jahr fort, bis endlich das in die Schule Gehen ein Ende hatte. In der letzten Zeit hatte sich ohnehin Manches anders gemacht, als früher. Die Kinderschuhe wurden zu enge, und sie traten sie endlich aus. Das Spielen nahm auch ein Ende, und an seine Stelle trat ein heimliches Kosen, ein liebevolles, schuldloses Plaudern, ein stilles, seliges Anschauen, wo dann Keins sagte, was es dachte, und ihre Gedanken doch gar nicht weit auseinander lagen. Jetzt gewannen die Gespräche einen trüben, schmerzlichen Inhalt. Es war der Hader ihrer Eltern, der ihnen Kummer machte, weil er sie nöthigte, das, was sie für einander fühlten, heimlich zu halten, als ob's etwas Böses wäre. Andere, die sich lieb hatten, wie sie, gingen öffentlich mit einander und Niemand hatte Etwas dagegen. Nur sie mußten den Mantel des Geheimnißvollen darum hängen. Das war aber nun einmal so und sie konnten's nicht ändern, und eben das Geheimniß ihres

Liebhabens war doch auch schön; und wenn Paul sein Mädchen innig an sich drückte und die Worte von ihrem schönen Munde wegküßte, vergaßen sie, was sie drückte, und dachten auch nicht daran, daß sich nicht seiner Zeit der Hader würde beschwichtigen lassen. Der Himmel der Jugend ist nie lange trüb! Item, lieber Herr! es nahte doch Beiden ein Mißgeschick, dessen sie sich nicht versahen.

„Der Untermüller sagte zu seiner Frau: Ich denke, liebe Margreth, es ist nun Zeit, daß der Bub ein Bischen unter andere Leute geht. Es taugt Nichts, daß er so daheim herumleiert. Er muß fremdes Brod essen; sehen, wie Andere das Mühlhandwerk treiben, und so erst recht fähig werden, uns später zu helfen. Bleibt so ein Bub daheim, so wird selten mehr daraus, als eine Schlafhaube. Er meint, wenn ihn der Vater zurecht weise, es geschähe ihm himmelschreiendes Unrecht, und er mache es doch gar so vortrefflich. Dafür ist die Fremde ein Heilmittel. Er steht nun an der Schwelle seines siebzehnten Jahres. Es ist Zeit, daß er seine dreijährige Wanderschaft antrete, wie es vor Alters Zunftgesetz' und Ordnung war. Hab's auch gemußt, und es war mir gut.

„Dagegen hatte die Mutter Nichts, ob's ihr gleich schwer wurde, den lieben braven Sohn wandern zu sehen. Und so schrieb denn der Vater an einen guten Freund in Mainz, der eine Rheinmühle hatte, und der nahm ihn gerne.

„Mit dem Mädchen ging's gerade so.

„Obermüller, sagte die Base im Dorfe, Du läßt Dein Kind aufwachsen wie eine Zigeunerin. Das Mädel ist jetzt sechzehn Jahre alt und kann noch keinen Strumpf stricken, keinen flicken; kein Hemd machen und was sonst ein Mädchen des Alters kennen und wissen muß. Es ist hohe Zeit. Was soll's da werden, wenn Einer über Querfeld kommt und sagt: Obermüller, Euer Lenchen stünde mir schön zu Gesicht als meine Hausfrau. Gebt sie mir! Das wär' eine saubere Geschichte, wenn da das Mädel da stünde, wie die Kuh vor einem neuen Scheuerthore, wenn's hieße

Strümpfestricken, Strümpfestopfen, Hemdenschneiden und machen. Alle Krampanje! rief der Obermüller aus, da habt Ihr Recht, Bas'; aber wo soll ich's hinthun? —

„Das will ich Euch sagen, versetzte die Base; da in der Stadt, in der Langgass' Nr. 83, wohnt eine Näherin, die ihr Geschäft meisterlich versteht und es wohlfeil thut. Die nimmt solche Mädchen und schießt sie ein, daß es eine Art hat. Geht zu ihr und macht's fertig.

„Also ging der Obermüller hin und that, wie ihm die Base gesagt hatte.

„Lenchen und Paul ließen sich's nicht träumen, daß ohne ihr Mitwissen über ihr Geschick entschieden wurde. Es fuhr ein Todesschrecken durch ihre Glieder, als sie es erfuhren, und das war schier an einem und demselben Tage.

„Da war denn das erste Wiedersehen nach der Hiobspost auch ein getrübtes. Paul sah still und schmerzvoll drein und über Lenchen's rosige Wangen rannen die Thränen wie hellglänzende Perlen. Nur noch kurze Zeit war ihnen gegönnt. Die kauften sie aber auch aus, und erst jetzt wurde es ihnen klar, wie heiß sie sich liebten, und wie sie ohne einander nicht leben könnten und möchten. Da schwuren sie sich denn ewige Treue mit Herz und Mund, und ihre Küsse besiegelten den Liebesbund für immer.

„Lenchen mußte zuerst fort, und der Väter schrieb ihre Thränen dem Scheiden von der Mühle zu, die sie niemals verlassen hatte. Er wußte ja nicht, welch einen schmerzlichen Abschied da droben in den Felsen sie genommen hatte. Er lud ihre Kiste mit Kleidern und Hemden und dergleichen auf den Müllerwagen, den der weiße Spitz umbellte, hob sie selber hinauf und die raschen Pferde zogen an. Und als droben im Walde Lenchen gegen die Eiche hinsah, bemerkte er, der auf die Pferde sehen mußte, nicht, daß dorther und dorthin thränenschwere Liebesblicke wanderten. Er tröstete Lenchen, so gut er konnte, — aber ihre Thränen flossen.

Jetzt war's auch mit Pauls Dableiben am Ende. Er drängte täglich, und als endlich die Mutter mit seiner Rüstung fertig war, schied auch er aus dem Thale mit blutendem Herzen, aber nicht ohne vorher am heimlichen Verstecke seiner Liebe getrauert und auf einer Schieferplatte die Worte eingegraben zu haben: „Treu bis in den Tod!"

2.

„Es war seltsam," fuhr der Flurschütze, nachdem er sich seine kleine Holzpfeife gestopft hatte, fort, „daß drunten in der Untermühle die Eltern sich den Kopf darüber zerbrachen, woher Pauls stilles, träumerisches, ja, man könnte sagen, wehmüthiges Wesen in den letzten Tagen gekommen sei, und doch Niemand darauf kam, es sei die Liebe der Grund. Freilich — Paul sah, obgleich andere Bursche in diesem Alter fast regelmäßig schon ihr Liebchen hatten, kein Mädchen an; aber seine Vorliebe für Lenchen, als sie noch Kinder waren, konnte doch so ganz unbeachtet nicht geblieben sein. Da muß ich aber bemerken, daß man bei uns Leuten auf so Etwas gar selten achtet, und, da später gar kein Zeichen einer fortdauernden Verbindung in die Augen fiel, so wurde auch das in das Alter der Kinder Hinabweisende gänzlich vergessen. Wäre so Etwas nur Einem aufgefallen, so stehe ich Ihnen dafür, es hätte keine Woche gedauert und die Mägde und Mädchen am Brunnen, die Wäscherinnen an der Bütte, die Flachsbrecherinnen an der Brechkaut, in Summa, wie man hier sagt: Die Schulkinder und die Kirchenleute hätten das Kapitel abgehandelt in die Länge und Breite. Daß es dann die Untermüller's gehört, dafür hätten die Marketenderinnen, die Butter und Eier aufkaufen, und die Waschweiber gesorgt, oder der rothe David, der, um eine fette Suppe zu verdienen, Alles aufbot. Der hätt's auch dem Obermüller hinterbracht, denn er war der Mährchen=

träger hier wie dort, und es kam dem alten Tagedieb, der überall herumschmarotzte, nicht darauf an, sich auf die Lauer zu legen, um Etwas, was er gern wußte, herauszufingeriren.

„Die Zwei hatten ihr Spiel aber so verzwimbelt, daß es Niemand ahnete.

„Untermüller's meinten, es thue es das Heimweh bei Paul, und daß er selber auf's Fortkommen gedrungen, das liege darin, daß er den Muthigen habe spielen wollen.

„Aber, lieber Herr, gucken wir in die sonnenhelle Stube der Näheliese in der Stadt, so sehen wir ein lieblich Landmädchen dasitzen und eifrig nähen, dessen Wangen bleich, dessen Augen von Thränen trüb sind, die die Nacht heimlich fließen sah und mit ihrem dunklen Schleier verdeckte; aber so eine alte dürre Näheliese, die so gelb ist, wie eine reife Quitte und Augen hat für Alles, was sie rechtmäßiger Weise nichts angeht, und eine Zunge so spitz wie die beste ihrer englischen Nähnadeln aus einer Aachener Fabrik, läßt so Etwas nicht unbeachtet, zumal wenn sie einen Pick auf das Mädchen hat.

„Ich möchte wissen, was Du für Gedanken, Seufzer und Thränen in das Tuch hineinnähest, sagte sie spitzig. Bin doch auch jung gewesen, aber so eine Pimpel war ich nie. Man meint, Du müßtest die Jahre der ägyptischen Noth oder der babylonischen Gefangenschaft in meinem Hause verleben. So was kommt bei den Leuten auf meine Rechnung und die judiciren gleich Schlimmes. Heimweh kann's doch nicht sein, denn Dein Vater ist ja alle Amen-lang hier und sonst legt Dir Niemand einen Stein in den Weg! —

„Dann beugte sich allemal das schöne bleiche Kind tiefer auf ihr Genähe und schwieg oder sie sagte bittend: Laßt mich doch, es ist meine Art eben so.

„Was Art? keifte dann die Näheliese; lachen und singen solltest Du den ganzen Tag, wie die anderen Mädchen. — Aber

ich muß Ihnen, lieber Herr, dabei sagen, daß, wenn die Anderen lachten und sangen, die Nähelieſe auch über die Etwas wußte und klagte, sie würde noch stocktaub über alle dem Spektakel. Zu ihrer Zeit seien die Mädchen fein stille und sittsam gewesen; jetzt sei mit ihnen kein Rath mehr. Es machte es halt Keins recht, denn sie war eine alte Jungfer, für die Spiel und Tanz, gegen ihren Willen, vorbei war, und auf das arme Lenchen hatte sie einen giftigen Zorn, seit ihr Gegenübernachbar, der alte ledige Gewürzkrämer zu ihr gesagt hatte: Jungfer Liesel, wie leicht kann man doch in Irrthum verfallen! Als die vielen jungen Herren und Bursche an dem Hause vorbeigingen und nach dem Eckfenster schielten, wo Sie gewöhnlich sitzt, denk' ich, gib Acht, Alter, du erlebst noch Etwas! Die Jungfer Liesel fängt noch spät an, dem jungen Volke den Kopf zu verrücken, daß sie Gelb für Rosenroth ansehen. Ich wollt' Ihr sagen, Sie sollte den gelben Lackstock vom Fenster stellen, der werfe einen so abscheulichen Sonnenuntergangsschein auf Ihr Angesicht. Aber da sah ich das bildhübsche Müllerskind und merkte erst, wie die Pferde im Stalle stehen. Nun kann Sie den Lackstock stehen lassen; das Lenchen wird nicht gelb davon!

„Sie können sich denken, wie die zu bellen anfing; hing auch dem Gatzvogel einen Denkzettel an, daß die ganze Nachbarschaft in die Fenster kam und mitlachte, als der Schalk sich halb todt darüber lachen wollte. Sie zersprang schier vor Zorn und die Hälfte des Grimmes mußte Lenchen allein tragen, während in die andere Hälfte sich die übrigen Nähschülerinnen theilten.

„Lenchen schwieg, und das war gut. Sie hatte schon die Erfahrung an den anderen Mädchen gemacht, daß, wenn man ihr den Widerpart hielt, kein Rath und Ende war, und sie acht Tage fortbelferte. So war das arme Mädchen übel daran und trug stille, was das Herz pressen wollte. Auch keine Freundin hatte sie, der sie sich hätte können anvertrauen, da ihr die Mädchen alle nicht gefielen. Wenn sie denn so stille dasaß, dachte sie nur an

Paul und an die schönen Stunden im Felsenkämmerlein, und die Liebe senkte ihre Wurzeln immer tiefer, bis auf den Grund des Herzens.

„Wollten Sie aber glauben, der Paul habe sie im Geräusche der Stadt Mainz vergessen, Sie würden ihm Arges zutrauen. Nein, so ein Bruder Leichtfuß war Paul nicht. Als er nach Mainz kam, wollte ihn der Müller und Mehlhändler daheim behalten und verwenden; er aber sagte: Nein, Herr, ich danke; ich bin hierhergekommen, um in der Mühle thätig zu sein, so laßt mich das auch thun!

„Närrischer Kautz, sagte der Müller, Du weißt nicht, was Du da für Dich suchst. Meine Mühle ist die vierte dort im Rhein unter der Brücke. Du hast sie wohl schon gesehen. Sie ist die Neueste und Schönste von allen. Wer aber da Mahlknecht ist, der muß auf der Mühle wohnen und schlafen und kommt gar nicht an's Land.

„Das ist mir justement Recht, sagte Paul. So möcht' ich's haben.

„Nun, jedem Narren gefällt seine Kappe, sagte der Müller, Du kannst schon morgen hingehen; aber ich erleb's, daß Du das bald müde sein wirst.

„Nun, seid so gut und wartet's bis dahin ab, sagte Paul lachend, und die Sache war abgemacht; aber Röschen, die schöne Müllerstochter, die bei Osthofen zu Haus und in des Müllers Hause war, um ein Bischen gewürfelt zu werden, da die Väter Freunde waren und der Rheinmüller keine Kinder hatte, zupfte ihn und flüsterte ihm zu: „Thu's nicht!“ Paul ließ sich nicht stören, so bildschön auch das Röschen war und so lockend es ihm in die Augen sah.

„Er fuhr Morgens hinüber und löste den anderen Mahlknecht ab. Da war denn ein Kämmerlein, recht freundlich und schön, und dann das Mahlwerk und die Frucht- und Mehlkammer, die alle Tage gefüllt und wieder geleert wurde. Und vor, neben und hinter

der Mühle brauste wild der Rheinstrom, in dessen Wellen die Räder einschlugen ohne Unterlaß, und vor all' dem Brausen konnte Einem ganz wirbelig im Kopfe werden, und — meiner Treu! — es gehört eine absonderliche Liebhaberei dazu, da zu hausen und in dieser Einsamkeit seine Tage zuzubringen. Item, für Paul war's so recht gemünzt. Dem war's erdenwohl da, und er konnte so viel an sein Lenchen denken, als er wollte, und Niemand störte ihn, denn die Mahlburschen auf den anderen Mühlen, die ihn wohl einmal zu besuchen kamen, sahen bald ein, mit dem sei Nichts anzufangen, denn er ließ sich mit ihnen nicht ein.

„Das Osthofer Röschen aber hatte dem schönen Paul zu tief in die dunklen Augen gesehen, um ihn schnell vergessen zu können. Sie wußte es rund zu machen, daß sie ihm alle Tage das Mittagessen bringen durfte, denn seinen Kaffe kochte er sich selber auf einem Saarlouiser Oefchen, das in dem Stübchen stand.

„Wann sie aber auf die Mühle kam, saß er still da und blickte in die rasch vorüberwallende Fluth. Sie dachte: Der hübsche Junge hat ein Leid auf der Seele, das wollte sie ihm wegscherzen, denn sie war eine lustige Hexe, wie's so der Pfälzer Art ist; aber wenn er auch einmal lächeln mußte, sie erkannte doch bald, daß das nicht der Weg war, seine Zuneigung zu gewinnen, und das hätte sie doch gerne gemocht, zumal er auch eines Müllers Kind und sie des Vaters Erbtochter war, der ein= für allemal auch nur einen Müller zum Eidam haben wollte.

„Sie erkannte, daß sie es anders anfangen müsse. Hätte er nur einmal gesagt: Röschen, du gefällst mir! oder so Etwas nur von ferne merken lassen; aber — wart' ein Bischen! Der redete freundlich mit ihr, das war Alles. Und sie wußte doch, daß sie hübsch war, denn ihr Spiegelchen betrog sie nicht, und die österreichischen Corporäle, die in den „grünen Baum" gegenüber gingen, ihr „Seidle" tranken, wußten's auch und sahen sich doch nach ihr

fast die Augen aus dem Kopfe heraus. Nur der Paul sah's nicht, und war doch auch nicht blind.

„Da kam sie denn auf den Gedanken, er müsse schon so Etwas im Getriebe haben. Das machte sie traurig. Alle Versuche liebevoller und natürlicher Gefallsucht blieben ohne Wirkung. Nun stand's fest, so gut, als wär's vom Notär geschrieben. Sie wurde bös. Der Sauertopf! sagte sie mürrisch. Man meint, bei meiner Seele! man wäre so eine Spatzenscheuche, so eine Hirsepützel. Mit demBöswerden oder Bösbleiben ging's nicht. Röschen war zu gutmüthig; und als sie einmal unversehends auf die Mühle kam, um Schwingmehl extra zu bestellen für den Zuckerbäcker in der Quintinsgasse, und unerwartet in sein Stübchen trat, da saß er am Tischchen und die hellen Thränen standen ihm in den Augen. Das bewegte ihr Herz so, daß ihr Auge feucht wurde und sie ihm ihre Hand reichte, und sich zu ihm setzte und sagte: Paul, ich weiß, wie es um Dein Herz steht. Es ist, wie's im Liede heißt:

„Kein' Flamm' und kein Feuer brennet so heiß,
Als heimliche Lieb', von der Niemand weiß!"

„Gelt, ich hab's gefunden? Aber sag': Ist Dir denn das Mädchen abhold, oder ist's so, wie das andere Lied sagt:

„Weiß nicht dein Liebchen, wie lieb du es hast?
Das drücket das Herz, als grundschwere Last!"

„Hast Du's ihr etwa nicht gesagt? Hör', wir Mädchen sind so dumm nicht. Wir merken's um die Ecke herum, wenn uns Einer lieb hat; wenn er auch seinen Mund beherrschen mag, über die Augen ist er nicht Herr. Laß Dir keine Grillen kommen. Sie weiß es gewiß, und Du hast noch Zeit zum Reden!

„Oder ist's etwa so, wie wir daheim im Liede singen:

„Hast Du ein Liebchen fein, —
Darfst es nicht lieben?
Wehret's die Mutter sein,
Mag's dich betrüben!

Doch ist das Liebchen treu,
Lieb' es nur ohne Scheu. —
Weiß, wie die Mütter sind; —
Weinet das liebe Kind —
Gibt sie dir's gern!"

„Da faßte Paul Röschens Hand und sagte: Meinst Du, so käm's? Ach, wie irrst Du Dich da! Sein Vater ist ein stockiger Mann, der alten Haß nährt, und eher läuft der Rhein gen Worms, als daß er seine Sinnesart änderte. Ich weiß es leider besser!

„Das sagte er so tiefbewegt, so traurig, daß es in der Seele des Mädchens nachklang und in ihr schönes Auge auch so ein Tröpflein trat, das vom Mitleid Zeugniß gab. Von da an war Röschen seine Vertraute, und es ist seltsam gewesen, obgleich das arme Mädchen immer die Blumen und Blüthen ihrer Hoffnung abriß vom grünen Stengel, so flößte sie doch Hoffnung tröstend in Pauls Seele und meinte, des eigenen Kindes Leid würde am Ende doch noch des Vaters harte Seele mürbe machen, und eine Lieb', die so lange genährt, so tief gewurzelt und so treu sei, werde ihr Ziel doch noch erreichen, wenn auch jetzt keine Aussicht dazu vorhanden sei.

„Dann und wann wiegte solcher Trost sein Herz in eine gewisse Ruhe hinein; aber es erwachte allemal wieder zu erneuertem Weh und Leid. So lange er mit Lenchen zusammenlebte, war ihm so ein Gedanke gar nicht gekommen, wie er jetzt an seiner Seele nagte. Die Freude des Zusammenkommens und Zusammenseins ließ ihn nicht aufkommen. Man denkt so auch der Dornen nicht, wenn man sich der Rose in ihrer Pracht erfreut; man meint nicht, daß der Abend trübe werden könne, wenn man Morgens die Sonne so gluthig=golden aufgehen sieht. Es ist halt leider so mit dem gebrechlichen Menschen, daß er über der Lust des Augenblicks die traurigen Geschicke vergißt, die ihm folgen können, wie dem Gebete das Amen.

„War's ihm denn so leidmüthig, so kam ihm abermals das seelengute Röschen wie ein Engel, und er liebte sie wie ein Bruder die Schwester und sah gar nicht, daß es in des armen Mädchens Seele doch etwas ganz anderes war, als in der seinen.

„So sind denn ein paar Jährlein in's Land gegangen und zuerst kam das Lenchen heim. Wie schlug ihr das Herz! Aber wie war's so stille und leer da droben im Felsenkämmerlein, wohin sie zu allererst ging. Da war Alles noch so, wie sie geschieden war, nur er fehlte. Auch damals, als sie Abschied nahmen, war's Herbst gewesen und die Blätter gelbten wie jetzt, und der Wind fuhr, scharf wehend, durch die Thalschlucht, und wiegte die Kronen der Bäume und ihre Wipfel, und der Bach rauschte ein traurig Lied dazu. Sie saß da mit gefalteten Händen und dachte sein, und es rieselte sacht und leise aus ihren Augen eine Thräne nach der andern in's dürre Gras. Da sah sie den angelehnten Schieferstein, drehte ihn um und las die Schrift: „Treu bis in den Tod!" und es durchzuckte ihre Seele wie ein blendender Blitz.

„Das hat er geschrieben! rief sie aus, das ist sein Gelöbniß! Und sie las und las wieder die Inschrift und wurde nicht müde, sie zu lesen und ihre Thränen flossen darauf, und sie drückte sie an die wallende Brust und küßte den kalten Stein.

„Hätte Paul die Schrift nicht eingegraben mit der Messerspitze, ihre Thränen hätten sie ausgelöscht. Aus diesen fünf Worten quoll aber auch wieder ein Lächlein der Lust, das die Keime der Freudenblumen wieder belebte, und sie hoben ihre Köpflein und Kelche wieder empor und es wurde Lenz mitten im Scheiden der schönen Jahreszeit, der nicht mehr endete im Winter, der doch mit seinem Schnee und Frost bald genug in's Thal kam und Lenchen abhielt, das Plätzchen der glücklichen Liebe zu besuchen, weil auch so leicht die Tritte im Schnee zu Verräthern werden könnten an dem Geheimniß, an dem das ganze, so reiche Glück ihres Lebens hing.

„Aus dem Mädchen war bei der gelben Näheliese Etwas geworden, das kann ich Ihnen sagen," fuhr der Flurschütze fort. „Sie hatte sich umgesehen in der Welt; sie war verständiger geworden, wie älter. Nun sah sie ihr Hauswesen mit anderen Augen an wie früher, und erkannte, daß die Mägdewirthschaft ein rechter Unsegen sei. Sie griff nun wacker an und ein, und man konnt's des Obermüller's Hauswesen wohl ansehen, daß da eine andere Hand im Spiele war, als früher. Es gab Ordnung, geregelten Haushalt und das sogenannte Schnausen und Mausen hatte ein Ende. Der Obermüller blieb freilich, wie er war, denn einen Mohren bleicht man nicht mehr; aber das Haseliren und Zanken hörte auf; er war seelenvergnügt und sein Gläslein schmeckte ihm um zehn Procent besser, weil er nicht mehr soviel Aergerniß daheim hatte. Und trotzdem war das Mädchen nicht hart und streitsüchtig. Sie that so Alles in der Stille und Ruhe ab, und das Gesinde hatte einen absonderlichen Respect vor ihr. Es wäre ein Heil für den Obermüller gewesen, wenn es ihm nur hätte helfen können!

„Nicht bloß die verständigen, alten Leute erkannten, daß das Lenchen ein wacker Mädchen geworden, die Bursche merkten's noch früher, wenn sie auch die Sache anders ansahen.

„Krampanje! sagten sie, Obermüller's Lenchen ist schnack wie eine Tanne und geht auf ihren netten Füßchen, daß sich nicht einmal die Grashalme viel beugen, wenn sie über die Wiese geht, die muß tanzen! Andere sagten: Sie hat ein Gesichtchen wie ein leibhaftiger Engel, und wenn sie lächelt, wird's einem zu Muth, als wenn die Sonne aus dem heiteren Morgenhimmel Einen anlacht! Wenn sie den Mund aufthut, meint man, man sähe die frischaufblühende Aepfelblüthe, so schimmert's schneeweiß und roth. Blickt man ihr in die strahlenden Augen, so hält man's keine Minute aus, das ist purinziges Feuer und Flamme! Jeder wußte etwas Anderes zu sprechen, und die Mädchen wurden gelb vor Neid. Wenn sie

in die Kirche kam, so machten die Bursche auf der Orgel lange Hälse, wie die Gänse, wenn sie einen Hund kommen sehen, um sie nur sehen zu können; aber ich sage Ihnen, es war kurios, daß das Mädchen gegen das Alles wie blind war. Sie sah's nicht und merkt's nicht, und ich sagte damals zu meiner Frau, da lebte sie noch und Gott hab' sie selig! — Ursel, ich glaub', Obermüller's Lenchen kommen all' die Bursche vor wie Krautköpfe. Sie achtet gar nicht auf sie. Hochmuth ist's nicht, denn das Mädchen ist so leutselig und gesprächig mit Jedermann, Arm wie Reich, daß es eine helle Pläsir ist. Weißt Du was, Ursel, die hat einen Liebsten in der Stadt. Gib' Acht! —

„Sie sah mich spöttisch an und sagte: Kümmerst Du, alter Narr, Dich noch um die Mädchen? Das liegt mir neben einander! Hat sie Einen, so gesegne es ihr Gott; hat sie Keinen, so hat ihr Stündlein noch nicht geschlagen und der Rechte ist noch nicht dagewesen. Uebrigens meint ihr Mannsleute, ein neunzehnjährig Mädchen müsse auch gleich Einen am Bändel haben! Ich fand, daß sie Recht hatte; denn in der Stadt hatte sie gelebt, wie vor Alters die Nonnen, die der Napoleon ausgestäubt hat, und Niemand wußte Etwas von so einem Gehänge mit einem Burschen. Nun, dacht' ich, die Uhr wird ihr schon schlagen; aber das war nicht. Die Bursche kamen Sonntags auf die Mühle, besonders des reichen Schaafmeier's Jörg, und machten sich nieblich bei dem Mädchen. Sie lachte und scherzte wohl auch einmal mit ihnen, aber damit Holla. Sie verzweifelten schier, und Schaafmeier's Jörg ging ganz zurück vor Lieb' zu dem schönen Lenchen. Endlich ist die Kirchweih gekommen. Da machte er denn kurzen Prozeß und fragte sie, ob sie sein Tanzmädchen werden wolle, was ebensoviel heißt, als ob er um sie gefreit hätte; aber sie dankte und sagte kurz, sie könne gar nicht tanzen und habe auch ein Gelöbniß gethan, keinen Tanzboden zu betreten.

„Da hatten sie's!

„Es hätte ein Christenmensch das Gerede, das Judiciren hören sollen! Ueberall steckten sie die Köpfe zusammen. Der Eine sagte, es ist Hochmuth; der Andere höhnte und spottete, und der Jörg war trostlos über das Abflattern und den Schimpf dazu. Bei dem ging's wie bei dem Weine, der zu süß ist: er geht in die Essiggährung über. Seine Liebe verwandelte sich in giftigen Haß. Er lauerte ihr auf, um hinter ihre Schliche, wie er sagte, zu kommen, und als ihm das auch nicht ging, sagte er zu dem rothen David: Wenn Du mir herausspeculirst, wie's mit dem Lenchen ist, so kommt mir's auf einen, auch zwei neue Thaler nicht an; verstehst Du mich? Ich müßt' stockdumm sein, wenn ich glauben sollte, die habe einen Kieselstein, wo andere Mädchen das zappelige Herzchen haben. Da steckt etwas dahinter, so oder so.

„Da war Jörg an den Rechten gekommen! Ihr wißt, lieber Herr, es gibt überall so Kerle, die Nasen haben wie ein Hühnerhund, und schnuppern am Liebsten in anderer Leute Händel herum; Kerle, die nur darauf ausgehen, wie eine schnausige Katze, eine fette Suppe zu verdienen, und zu diesem Zwecke keine Mühe scheuen. So einer war der rothe David. Der Mensch war arm, weil er faul war. Es überlief ihn eiskalt, wenn er von Arbeit reden hörte. Und doch litt er keine Noth. Er war ein Junggeselle von etwa vierzig Jahren, aller Streiche voll; machte bei den Burschen den Hofnarren und bekam zu trinken; bei den Alten den Mährchenträger und Fuchsschwänzer, und bekam Fleisch, Eier, Butter und dergleichen geschenkt. Er war der Mäkler im Dorf, und von jedem Wein=, Frucht= oder Viehandel bekam er, wie der Jud' sagt, sein Zasseras und Trinkgeld. Er wußte Alles und kannte alle Schliche. Es kam kein Handelsjud', kein Weinhändler, kein Marketender in's Dorf, er mußte bei dem rothen David fragen, und hörte auch allemal richtig, wo das zu finden war, was er suchte. Er trieb mit allen Weibern hinter dem Rücken der Männer Kotzelhandel, und verrieth keine, wenn sie auch die Frucht vom Speicher halbmalterweis für Kaffe

und Zucker verschacherte. Dabei war er ein ausgeheckter Schmuggler, und es verging in der guten Jahreszeit keine Nacht, wo er nicht die Bündel trug oder den Schmugglern als Spion und Wegweiser diente; — in Summa, es war ein schlitzöhriger, ausgeheckter Schelm und Tagedieb. Wie gesagt, da war der Jörg an den Rechten gekommen; denn der stand gut mit den Mahlknechten, wo er sein Pfannkuchenmehl um ein Erhebliches wohlfeiler kaufte, weil die's dem Müller stahlen, und mit den Müllersleuten in der Ober= und in der Untermühle stand er gut, weil sie ihn brauchten als Mäkler, und ging hier, wie dort, aus und ein zu aller Zeit.

„Der versprach's, und was er versprach, das hielt er.

„Zuerst machte er sich an die Mahlknechte und Mägde, und lunkte so um die Ecke; aber da war er noch nicht halbwegs. Nun legte er sich auf's Aufpassen; aber das führte auch auf kein rechtes Gleis. Er wurde dadurch nur hartnäckiger und dachte: Kommt Zeit, kommt Rath! Lenchen hatte einen Aufpasser der schlimmsten Art. Sie merkte es wohl — und dachte: Fuchs, mich fängst du nicht auf dem Nest!

3.

„Ein Jahr ging hin und David wurde ganz ärgerlich. Der Jörg fragte alle Tage, aber er konnte ihm nichts sagen. Da änderte sich die Geschichte, nämlich in der Untermühle. Wenn auch der Müller noch ein Mann in seinen besten Jahren war, so hatten doch die Fahrten an die Mosel in Wind und Wetter ihre Mucken. Das war immer eine Reise von drei Tagen, wenn's gut fahren war. Aber im Frühjahr und im Herbst ging's auch viere zu. Und Naßwerden und wieder Trocknen; durch Wasser und Bruch, durch Koth und lettschigen Schnee wandern ist eine Affaire, die allemal die Gicht als Nachwinter bringt. Das ist ein schlimm Erbe! Herr,

ich hab' 'mal sieben Wochen kreuzlahm dagelegen, und wenn nicht der Gichtmann zu Windesheim Sympathie gebraucht hätte, was mich drei Gulden Geschenk kostete (denn Bezahlung dürfen so Leute nicht nehmen), den Doctor'n wär' ich durchgetrippst, so gewiß, als dem Kaufmanne Darweiler seine Frau, die superklug war und die Doctor brauchte und von den Gichtmännern nichts wissen wollte, nicht einmal einen Gichtring anthat. Nun, die vornehmen Leute wissen Alles besser wie unsereins und haben keinen Glauben an so Etwas, Nichts für ungut! —

„Der Untermüller kriegte im Frühjahre die Gicht und lag da und konnte sich nicht rühren und nicht regen. Der kleine Bub konnte noch nichts manteniren. Da lag denn die ganze Last des Geschäfts auf der guten Frau allein. Zum Glück hatten sie den Stoffel, meines Vaters Bruders Sohn, einen kreuzbraven Menschen, der den rechten Verstehtihrmich von dem Mahlen hatte; das war's aber nicht allein; denn der Ackerbau mußte auch gehörig besorgt werden. Sie hatten dafür wohl einen treuen Knecht — doch mit dem Mehlhandel an der Mosel stand's windschief. Ich hab's Ihnen schon gesagt, daß im Herbste das Mehl an der Mosel ausgeborgt wird. Da muß zu Ostern das Geld einkassirt werden, weil die Wingersleute dann in der Regel den Wein verkauft haben. Ist man da nicht auf der Schwelle, so witscht den Leuten das Geld durch die Finger, und wer das Nachsehen hat, das ist der Müller. Da brennt's an die Sohlen. Und nun lag der Untermüller kreuzlahm da und wußte nicht, wo aus, wo ein. Ich bin dazumal in die Mühle gekommen und hab' das Herzeleid angesehen. Es war justement, wie Anno Siebenzehn bei mir. Geht nach Windesheim zum Gichtmann, sag' ich, der pfeift's weg wie Staub vom Rock!

„Das leuchtete dem Untermüller ein, und er sagte zu mir: Ulerich, geh' Du hin, Du kennst den Mann!

„Ich that's, und der brauchte, aber es half nicht. Entweder der Müller hatte keinen rechten Glauben, oder es war, wie der

Gichtmann sagte. Es gibt zwei und dreißigerlei Gicht, sagt' er; ist's die eine nicht, so ist's die andere. Ich muß aber so lange brauchen, bis ich die rechte heraus habe. Da ich aber nur, wenn's Neumond ist, brauchen kann, so wird's lange dauern. Manchmal treffe man's gleich, aber nicht immer.

„Als ich diese Kundschaft brachte, weinte die Müllerin und sagte: Ach du lieber Gott, bis dahin geht Alles zu Grund!

„Ei, so ruft Euern Paul heim, sag' ich. Dann ist Euch geholfen und der Müller kann's abwarten, bis es der Gichtmann trifft!

„Ulerich, rief die Frau, da habt Ihr's getroffen. Thut mir den Gefallen und geht zum Schulmeister in's Dorf, und sagt ihm einen schönen Gruß, und er solle dem Paul einen recht dringlichen Brief schreiben, daß er käme.

„Ich gehe hin; der Schulmeister schreibt einen Brief, der Hand und Fuß hat, und ich selber trag' ihn auf die Post in die Stadt, und auf der Adreß stand dreimal: cito. — Leider Gottes kam an demselben Tag eine andere Hiobspost, nämlich die Mahnung, daß der Paul im Zuge sei, das heißt soldatenpflichtig, und der Zug sei im October, daher der Bursch herbeimüsse. Das fehlte gerade noch, um das Maß voll zu machen. Ich sag' Ihnen, es war so, daß sich ein steinern Herz über das Leid der armen Frau erbarmen mußte. —

„Als der Brief in Mainz ankam, fuhr gleich das Röschen zur Rheinmühle. Der Paul erschrack recht, als er das cito dreimal auf der Adreß sah und des Schulmeisters Hand, denn sonst hätte ihm sein Vater geschrieben, der tüchtig in der Feder war. Er riß den Brief auf und las ihn laut vor und wurde dabei weiß wie Kreide. Ach, rief er aus, mein armer Vater! Da muß ich schon morgen fort!

„Du lieber Gott! Das arme Röschen fiel schier in eine tiefe

Ohnmacht vor Schrecken. Daß das Scheiden so schnell kommen könnte, hatte sie sich niemals eingebildet.

„Es war ein tiefes, brennendes Wehe, das über das arme, heimlich liebende Mädchenherz kam; aber sie zerdrückte die Thränen und verbiß den Schmerz mit aller Macht.

„Muß es denn sein? fragte sie mit halberstickter Stimme.

„Ja, sagte Paul, lies nur selbst.

„Sie las den Brief und sagte, als sie ihn zurückgab: Es ist nicht anders! Mit dem Worte wollte ihr fast das Herz zerspringen.

„Geh' heim, lieb Röschen, sprach Paul, und sag's dem Meister, oder besser, nimm ihm den Brief mit. Er ist ja meines Vaters guter Kamerad und Freund und wird ein Einsehen haben. Der Peter kann auf die Mühle kommen und ich fahre den Abend noch hinüber.

„Röschen sah ihn lange und schmerzlich an, als wollte sie sich das liebe Bild noch recht tief in die Seele hineindrücken, und dann sprang sie schnell in den Nachen und der Schiffer stieß ab.

„Der Müller konnte nichts dawider haben, so ungern er auch den braven Paul scheiden sah, weil er einen Besseren niemals gehabt. Der Peter kam auf die Rheinmühle und Paul fuhr hinüber.

„Röschen hatte noch immer gehofft, der Müller würde ihn nicht gleich ziehen lassen, und sie könnte doch noch ein paar Tage bei ihm sein; als aber der Müller sagte: Ich kann nichts dawider haben. Geh' in Gottes Namen, da schlich sie weinend hinaus.

„Paul war zu sehr mit dem Gedanken an seiner Eltern schlimme Lage, vielleicht auch mit dem, sein Lenchen wiederzusehen, beschäftigt, als daß er hätte merken können, wie es um das arme Kind stehe.

„Er säumte nicht; empfing seinen wohlverdienten Lohn, schnallte sein Bündel und reichte dem Müller und seiner braven Frau die

Hand zum Abschiede. Röschen war nicht da. Er sah sich nach ihr um, fand sie aber nicht. Morgens wollte er in aller Frühe weg. Er wollte daher an Röschens Thüre klopfen; aber es war die Thüre verschlossen und kein Licht mehr drinnen.

„Er schlich in seine Kammer und dachte: morgen früh rufst du ihr ein Lebewohl zu.

„Kaum graute der Tag, so sprang er vom Lager auf; denn das Binger Schiff, mit dem er fahren wollte, ging früh ab. Er öffnete leise seine Kammerthür und horchte an der Röschens; aber sie schlief so gut, daß er sie nicht wecken wollte, so weh' es ihm auch that. Er schlich die Stiege des stillen Hauses hinab; aber wie erschrack er, als er in der Hausflur Jemanden stehen sah. Bald jedoch wich sein Erschrecken, denn er erkannte Röschen, die weinend an der Wand lehnte. Erst jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er erkannte im letzten Augenblicke, was er so lange Zeit nicht erkannt hatte. Es durchzuckte wie ein Blitz seine Seele.

„Er trat zu ihr und faßte ihre Hand. Es muß geschieden sein, Röschen, sagte er; leb' wohl und denke meiner im Guten! Da war das Mädchen seiner nicht mehr Meister. Sie fiel ihm um den Hals und rief: Nein, Dich vergess' ich nun und nimmermehr! Und einen Kuß drückte sie auf seinen Mund und floh dann wie ein gescheuchtes Reh die Stiege hinauf.

„Eine Weile stand Paul da wie eine Bildsäule; dann sagte er leise: Armes Kind, Gott gebe dir Glück und Frieden!

„Mit einer Thräne im Auge verließ er das Haus und schritt mit leisem Weh' im Herzen die stillen Gassen der Stadt hinab zum Rheine, wo er mit dem abwärts segelnden Schiffe den Hafen verließ.

„Er blickte noch einmal wehmüthig auf die Mühle, deren Räder die schäumenden Wellen des Rheines schlugen, wo er so manche stille, traurige Stunde verlebt, und griff mit seinem Ruder tief in die Fluth; denn er hatte versprochen, rudern zu helfen, wie das am

Rheine so Sitte ist, wenn man umsonst mit einem Schiffe fährt. Da hatte er recht Zeit und Gelegenheit, an das arme Röschen zu denken, das ihn so lieb hatte. Erst jetzt, wo er wußte, wie es ihr um's Herz stand, begriff er Manches, was er früher arglos übersehen und nicht verstanden hatte; erst jetzt wurde er gewahr, wie das, was er für Freundschaft gehalten, tief gewurzelte heiße Liebe gewesen war. Und das bekümmerte ihn recht; denn er war ja dem herzigen Mädchen von ganzer Seele gut; aber nur so, wie ein guter Bruder der lieben Schwester. Als es endlich vollends Tag wurde, sandte er seine letzten Grüße nach Mainz und ein stilles Gebet für Röschen und ihren Frieden zum Himmel.

„Erst als die rheinischen Berge sichtbar wurden da unten, wo der Mausthurm steht, und der Gedanke die Seele erfaßte, er nahe sich der Heimath, traten andere Gedanken in seine Seele, und Lenchens holdseliges Bild stellte sich vor das des weinenden Röschens, das er bis jetzt nicht hatte vor seinen Augen wegbringen können.

„Endlich landeten sie. Paul sagte den Schiffern Adjes, und wanderte durch die lebenvolle Stadt über die Brücke der Nahe und dann fürbaß der Heimath zu.

„Noch mehr bewegte es sein Herz, als endlich die blauen Berge der Heimath sichtbar wurden.

„Je näher er ihr kam, desto mehr jeder Gegenstand seine Seele berührte. Jeder Berg, jedes Dorf, jeder Bach war ihm ja ein lieber Bekannter, und so sehr er auch eilte, er mußte überall ein Bißchen verweilen, um sich wieder daran satt zu sehen und ob sie noch unverändert seien, wie sie waren, als er trüben Herzens beim Scheiden aus der Heimath vorübergekommen. Damals hatte er traurig Allen ein Lebewohl gesagt, jetzt gab er ihnen fröhlich den Willkomm. —

„Man kann Einem so etwas gar nicht recht sagen,“ sprach der alte Flurschütze nach einer kleinen Pause der Erholung, „weil

man doch so eigentlich keine Worte dafür hat; aber so viel ist gewiß, bei jedem Schritte, der Einen der Heimath näher bringt, wird das Herz weiter und das Auge freier. Man meint, es athme sich diese Luft viel würziger, als die in der Fremde, und Dinge, die Einem sonst gleichgültig mochten gewesen sein, haben jetzt den höchsten Werth."

Die richtigen Bemerkungen des schlichten Mannes berührten mich tief. Es traten Bilder der Vergangenheit vor meine Seele, die mir dasselbe Gefühl der Erinnerung zurückriefen. O, es ist gewiß wahr, die Rückkehr in die theure Heimath, wenn man lange von ihr getrennt war, weckt Empfindungen, die unbeschreiblich sind. Die Erregung wächst mit jedem Schritte, der uns der Heimath näher bringt. Der Fuß kann nicht lange weilen. Die Seele drängt vorwärts und das Gefühl der Ermüdung weicht immer mehr zurück. Alles, was hinter Einem liegt, Freude oder Leid, es ist vergessen. Jeder Baum, jeder Busch empfängt seinen Gruß, und die Bilder der früheren Tage entrollen sich an diesen Marken immer frischer und lebendiger. Ich sagte das dem Manne, zustimmend seinen tief empfundenen Worten. Er drückte mir die Hand und sagte: „Nein, es ist unmöglich, daß Einer die Stätte seines früheren Lebens wiedersehen könnte, ohne daß ihm das Herz im Leibe bewegt würde, bald von Leid und bald von Freude! Gerade so war's dem Paul. Er war reifer geworden in dem Zeitraume fast dreier Jahre an Leib und Seele. So einfach und vereinsamt auch sein Leben auf der Schiffmühle im Gebrause des Rheines gewesen war; diese Einsamkeit und das Alleinsein hatte ihm Zeit gegeben, über Manches klarer nachzudenken. Er hatte Pläne gemacht; Entschlüsse gefaßt; die Umstände geprüft, erwogen und ermessen; aber seine Liebe für Lenchen hatte auch eine Kraft und Stärke gewonnen, die für ihre Dauer Bürge waren.

„Er sah sie jetzt lebendiger vor seiner Seele stehen; aber es war seltsam, daß er sie sich nicht anders denken konnte, als wie

er sie verlassen. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß sie älter geworden sein, und daß er sie als ausgebildete, reizende Jungfrau wiederfinden könnte. Ja, je näher er der Heimath kam, desto mehr schwand selbst die Zeit. Es war ihm, als wär's eben gestern gewesen, als er von ihr schied.

„Wie wird sie dir entgegen kommen? fragte er sich voll innerer Lust. Wird sie auch die Schiefertafel gefunden haben? An die Möglichkeit, daß sie ihn könnte vergessen haben, dachte er gar nicht. Manchmal meinte er, sie sei noch in der Stadt, und er dachte mit Trauer daran, daß er sie noch gar nicht antreffen könne.

„So war er fortgeschritten in seinen Gedanken, und nur einmal hatte er sich eine Rast gegönnt, um sich durch Essen und Trinken zu neuem Ausschreiten zu stärken. Der Tag begann sich zur Rüste zu neigen. Die Sonne stand schon am Rande der Berge, die in blauem Dufte vor ihm lagen. In ihrem Schooße war das Mühlenthal, zu dem er hineilte. Allmälig säumten sich die Abendwolken goldig, und dunkler Purpur umkleidete sie. Einzelne goldene Wölkchen schwammen im glänzenden Abendhimmel daher und bald sank die Sonne hinab. Vor Nacht konnte er die Mühle der Eltern nicht mehr erreichen. An dem Bache hin wanderte er den bekannten Weg, und bei einer Wendung des Thales hallte ihm Glockengeläute des Dorfes entgegen, das die Sabbathruhe ankündigte. Er stand still, zog seine Mütze ab und betete für die Seinen und für sich, und dann schritt er rasch vorwärts. Bald erblickte er die alte Burg, an deren Fuß die Obermühle lag. Sie hob ihre Thürme und Mauern schwarz in den noch mattschimmernden Abendhimmel hinauf. Er grüßte sie aus voller Seele, und die süßesten Erinnerungen seiner Kindheit wurden wach.

„Endlich hüllte die Nacht das Thal ein, aber er war auch nun so nahe, daß er den alten Spitz schon hören konnte, dessen heiseres Gebelle ihm entgegentönte. Jetzt schimmerte das Licht

aus den Fenstern der elterlichen Mühle — er schritt über die Brücke des Mühlenteiches und stand im Hofe. Das Herz pochte stürmisch. Mit drei Sprüngen stand er in der Stube.

„Herr Jesu, der Paul! rief die Mutter und ihre Arme umschlossen den geliebten Sohn; der Vater richtete sich im Bett auf, was er bisher nicht gekonnt; die Kinder kamen, die Dienstboten. Es war eine Freude im ganzen Haus über seine Heimkehr. Draußen aber im Hofe stand Einer, der eben mit dem diebischen Mahlknecht noch einen Mehlhandel gemacht, der lachte höhnisch und rieb sich die Hände; und das war der rothe David, der Schnüffler.

4.

„Am andern Tage war Sonntag. Paul war in der Kirche, aber Lenchen fehlte; auch hatte er sie im Vorbeigehen am Mühlenteich nicht in der Obermühle gesehen. Fragen konnte und durfte er nicht, ob sie noch in der Stadt sei; aber er schloß es und, da der leidende Vater so viel mit ihm zu reden hatte, konnte er auch zum Felsenplätzchen nicht gehen, wie er doch so gerne gethan hätte. Endlich gegen vier Uhr kamen gute Freunde aus dem Dorf, um den Kranken zu besuchen, da schlich er sich weg und eilte den wohlbekannten Geisweg hinauf.

„Es gibt manchmal Octobertage, die noch so warm und schön sind, als seien es übrig gebliebene Sommertage, die, wie manche Schwalben noch schwirren, wenn auch das Heer der Schwestern schon fortgezogen ist, ihnen schnell nachziehen wollten, weil sie sich vergessen und versäumt. So war der Sonntag auch einer und die Sonne schien so gluthig in die Felsen, daß Lenchen, die früher hinaufgegangen war und nicht ahnte, daß Paul da sei, sanft einnickte und im warmen Sonnenlicht endlich recht tief in den ungestörten Schlaf sank.

„Paul nahte still. Ach, wenn ich sie doch gefunden hätte! seufzte er, bog die hochaufgeschossenen Gesträuche auseinander und stand vor dem lieblich schlafenden Mädchen. Schrecken und Freude erfüllte seine Seele. War das das Lenchen, das er verlassen hatte vor fast drei Jahren? — Damals die kaum erblühende Jungfrau, — aber jetzt — die völlig erblühte, mit allen Reizen geschmückte volle Gestalt. Er traute seinen Augen kaum. In den Jahren macht aber auch so ein Mädchen Sprünge über Jahre hinaus. Ich kann Ihnen sagen, lieber Herr, das Erstaunen Pauls war ganz gegründet. Das Lenchen war erstaunlich schön, und ein schöner gebildeter Körper war nicht zu sehen. Einen Augenblick stand er so, wie behert, an der Stelle und starrte das schlafende Mädchen an, dessen Wangen höher glühten, dann war er seiner nicht mehr Herr. Er schlich heran und küßte sie auf den schönen Mund. Lenchen fuhr empor und rief, ihn erkennend: Mein Paul! Herr, das war eine Lust und eine Freude! Man kann sich's denken, wenn man sich so lange nicht gesehen hat; aber nicht bloß Lenchen war schöner geworden, auch Paul hatte sich zu seinem Vortheil und zum Erstaunen verändert. Das sagten sie sich gegenseitig und ihre Küsse unterbrachen wieder die Worte, und dann betrachteten sie sich wieder. Dann aber gab's ein Fragen und Antworten, ein Erzählen und Wiedererzählen, daß der Tag schneller ausging, als ihr Erzählen. Sie mußten sich trennen, aber es wollte gar nicht von Statten gehen, zumal Paul schon morgen an die Mosel fahren mußte.

„Als Lenchen heimkam, erschien auch gleich darauf der rothe David in der Mühle, und da Lenchen Salat putzte, stellte er sich zu ihr an den Tisch und sagte: Weiß Sie auch schon etwas Neues, Jungfer Lenchen?

„Lenchen kannte den Bösfeind und Mährchenträger, und wußte, daß er sie belausche. Sie sammelte sich schnell und sagte schnippig: Ihr müßt Eure Neuigkeiten weiter tragen, mich fechten sie nicht an.

„Wer weiß? sagte David. Es kommt auf die Nachricht an, die man erhält.

„Mir liegt's neben einander, sagte Lenchen gleichgültig.

„Denkt Euch, fuhr David fort, des Untermüllers Paul ist gestern zurückgekommen!

„Er sah sie dabei scharf an. Lenchen aber konnte sich merkwürdig verstellen.

„Sagt's meinem Vater, David, der wird sich freuen, sagte sie lachend. Ihr wißt ja, er hat eine alte Liebe zu Untermüllers, zumal der Alte krank sein soll. Thut's doch! Ihr verdient ganz gewiß eine fette Suppe!

„David war abgetrumpft und ärgerte sich ganz abscheulich, zumal er jetzt die Fährte schier verlor. Du bist entweder eine ausgelernte Heuchlerin, — oder ich ein Esel: dachte er bei sich und ging.

„Wer aber in Lenchens Herz hätte sehen können, der hätte seine Lust gesehen. Sie sang mit lauter Stimme und das Auge leuchtete und strahlte vom Glanze, der ein Widerschein der Freude war, die im Herzen wohnte. Ja, fange Einer so Eine blindlings! —

So sehr sie aber auch nach einem neuen Zusammentreffen verlangte, sie mußte sich gedulden, bis Paul wieder kam. An dem Tage, als Paul heimkam, stand er am Pferdestall und empfahl dem Knechte die warmgewordenen Pferde angelegentlich. Da schlich David herbei und reichte ihm grüßend die Hand.

„Auch wieder da? sagte er; aber Musje Paul, wie ist er groß und schön geworden!

„Schade, daß Ihr kein Mädchen seid, sagte Paul, denn aus uns könnte ein Pärchen werden, weil ich Euch so gefalle!

„David lachte und sagte: Dafür wär' ich doch zu früh auf die Welt gekommen. Nun es gibt aber Andere, die das auch merken, und in der Nachbarschaft wissen's auch die Leute.

„Ihr macht mich stolz, David, scherzte Paul. Ich wette, Ihr

wollt mir des Obermüllers Dunzelchen freien? Mein Vater meint das auch. Er ist mit dem Obermüller vor dem Landgericht so gut Freund worden, daß er gar nicht mehr von ihm lassen kann. Da paßten die Kinder prächtig zusammen. Die Frau könnte in der Obermühle hausen und ich in der Untermühle, und die Klause bauten wir zusammen aus dem Molter. Macht's fertig, David, Ihr kriegt einen rothen Rock.

„Der paßte zu seinen Haaren! rief der Knecht aus dem Stalle, der seinen Batzen auch dazu geben wollte.

„Das war dem David zu dick. Er konnte viel ertragen, nur keinen Spott auf die Extrafarbe seiner Haare. Er machte sich grollend und brummig aus dem Staub und dachte: Da werde der Kuckuck klug!

„Dennoch gab er den Verdacht nicht auf, denn mit Paul war's ebenso, wie mit dem Lenchen. Er sah auch kein Mädchen an.

„Schaafmeier's Jörg war bitterböse auf den rothen David, und nannte ihn kurzweg einen Einfaltspinsel und eine alte Schlafhaube, den man am Narrenseile herumführen könne nach dem Gelüsten. Das wurmte dem Geschmähten und er gelobte, desto besser aufzupassen. Nun suchte er sich ein Plätzchen an dem Berge gegenüber aus und lugte da hinab in's Thal. Da sah ich ihn denn einmal, und ob ich gleich Nichts von dem wußte, was zwischen Paul und Lenchen bestand, so sagte ich in der Untermühle einmal: Ich wüßte doch gar nicht, was der rothe David im Schilde führe, weil er da oben auf der Wache sitze. Er müsse Etwas ausspioniren wollen, meinte ich.

„Das war ein Fingerzeig für die Beiden, die nun um so vorsichtiger und schlauer wurden. Er entdeckte also Nichts, und ich selbst vertrieb's ihm, indem ich ihn fragte: Ob er da die Schützen auslunke, um desto sicherer die Aepfel zu stehlen? Das diente leider den beiden jungen Leuten, die nach wie vor ihre Zusammenkünfte hielten, nur noch heimlicher, als bisher.“

„Leider, sagt Ihr?“ unterbrach ich ihn. „Hat's denn ein böses Ende genommen?“

„Lieber Herr!“ nahm er das Wort wieder, „es waren zwei Menschen, bei denen man hätte schwören mögen, sie seien für einander geschaffen, und wahrhaftig, sie waren es auch; aber der Menschen Bosheit macht Alles übel. Und es kam noch Eins hinzu, daß die Liebe nur noch heißer wurde, nämlich die Furcht, sich bald zu verlieren.

„Sie sind zu jung, Herr, um zu wissen, wie es in dem Lande stand, als die Franzosen Herr darüber waren und der Napoleon das Ruder führte. Damals hieß es: Krieg und wieder Krieg! Alle Jahre wurden die jungen Bursche fortgeschleppt, und es kam Keiner wieder, ohne daß er krumm und lahm wäre geschossen gewesen. Es war ein Herzeleid im Lande, von dem Sie sich keinen Begriff machen können.

„Kam die Zeit der Ziehung, so zitterten und bebten alle Väter und Mütter, die Söhne hatten. Zwar konnten Reiche sich einen Mann einstellen, allein so um das Jahr 1810 und 1811 herum waren keine mehr zu finden, und wenn Einer dagewesen wäre, so hätte ein wohlstehender Mann, wie der Untermüller, doch das Heidengeld nicht auftreiben können, das für solch einen Einsteher bezahlt werden mußte. Ja, desertirte etwa so ein Galgenvogel, denn nur solche ließen sich herbei, Einsteher zu werden, so mußte dennoch der, für den er eingestanden war, daran, ohne daß ihm eine Macht der Erde hätte helfen können. Wer der Trommel folgte, ging in seinen Tod, denn von Schlachtfeld zu Schlachtfeld schleppte er sie, bis sie eine Kugel in's Gras streckte.

„Paul war ja nun auch in dem Alter, und zur nächsten Ziehung mußte er. Daß ein Bursch, wie der, freikäme, der kein Unthätchen an seinem Leibe hatte, das zu hoffen wäre die größte Narrheit gewesen, die ein Menschenkopf hätte ausbrüten können.

Da galt's dem Pärchen, die Zeit auszukaufen, die ihm vielleicht nur noch kärglich zugemessen war.

„Ach, lieber Herr, wenn ich vorhin „leider" sagte, so hab' ich dazu Grund und Fug. Es ist gewiß, all' das geheime Getutschel junger Leute, das heimliche Zusammenkommen, das halbetagelang Alleinsein ist nie gut. — Jene Tage der harmlosen Kinderliebe, jene Tage des Paradieses waren vorüber, und hier in dies stille verborgene Plätzchen fand die Schlange auch ihren Weg und der Engel des Paares verhüllte sein Angesicht und weinte. — — —

„Ach," sagte er nach einer Weile trüben Schweigens, „sie waren blind in ihrer Leidenschaft, und der rothe David schlief nicht da drüben auf seiner Lauer, die er, als er die Blicke Beider auf dem Jahrmarkt in der Stadt beobachtet hatte, sorglicher als je besuchte, bis er die Gewißheit hatte, daß sie hier zusammenkämen, und war nun seiner Sache ganz gewiß.

„Das traf zusammen mit der Zeit der Ziehung, die gerade um die Zeit der Heumaht eintraf. Paul wurde natürlich gut und zur jungen Garde geschrieben, und der Jammer kam zu Hauf in die Untermühle und — in dies Plätzchen — denn die Trennung war sicher und Lenchen fühlte sich Mutter. Herr, es kommt halt in diesem Leben kein Herzeleid allein, und der Schuld folgt, nach des Herrn heiliger Ordnung und Gerechtigkeit, die Strafe auf dem Fuße.

„Lenchens Lage war schauderhaft. Angst, Scham, Verzweiflung zerriß ihr Herz. Ganze Nächte durchweinte sie, und Paul war nicht minder elend. Er wollte, getrieben von seinem Gewissen, um Lenchen werben. Als seine Frau wollte er sie zurücklassen, um wenigstens die Schmach und Schande zu mildern, die sie traf in den Augen aller Menschen. Noch einmal waren sie zusammengekommen, und der tiefste Schmerz hatte sie gebeugt, als der rothe David drüben

saß und nun endlich klar erkannte, wohin Lenchen, wohin Paul schliche. Es war Sonntag Nachmittag.

„Jubelnd in seinem Herzen, eilte der abscheuliche Spürhund in die Obermühle, dem Müller das Nöthige zu hinterbringen und ihm endlich die Binde von den Augen zu reißen. Er wollte ihn an die Stelle führen, damit er sie zusammen fände, damit auch er eine rechte Rache an denen nehmen könne, die ihn so lange gehänselt und gehöhnt; damit er einen recht hohen Lohn von dem Müller empfange. Hastig stürmte er in die Mühle.

„Der Müller war schon weggegangen, ehe Lenchen zu Paul schlich. Er rannte nach dem Dorf, um es seinem Auftraggeber, Schaafmeier's Peter, zu hinterbringen, und dann in das Wirthshaus. Auch dort war heute der Obermüller nicht, gegen seine Gewohnheit. Man sagte aber dem rothen David, er sei auf einen der zum Dorfe gehörenden Höfe gegangen, wo heute eine Verlobung sei, bei der es höchlich hergehe. Der rothe David war Keiner von denen, die sich zurückschrecken ließen, oder die eine Mühe scheuten, ein Ziel zu erreichen, das so lohnend zu sein verhieß.

„Er gönnte sich keine Ruhe, wies die Fragenden an Schaafmeier's Peter, der ihnen das, was er dem Obermüller zu sagen habe, genau zur Kenntniß bringen würde, wenn er käme, und lief eilfertig den Weg nach dem Hofe hin.

„Er traf den Obermüller in dem Zustande, den er erwartet hatte, in dem seine Rohheit und Wildheit bei der geringsten Reizung zügellos und wahrhaft verheerend hervorbrach, in dem der Halbtrunkenheit.

„Nachdem er hastig gegrüßt, sagte er mit dem Ausdrucke der Bosheit und des Triumphs im Gesicht: Obermüller, brecht schnell auf. Ihr könnt einen Fang thun, wie Ihr ihn schöner Euch nicht träumen laßt; aber Ihr müßt gleich mit.

„An der Miene des rothen Spitzbuben sah der Müller, daß es sich um Etwas handle, das ihm wichtig sei und ihn nahe

angehe; ja, es war, als flüstere ihm Jemand zu, daß es sich auf Lenchen beziehe. Er stand hastig auf, grüßte die Gäste und Angehörigen des Brautpaares flüchtig und folgte dem Unglücksraben.

„Kaum waren sie vom Hof entfernt genug, um sicher reden zu können, so fragte der Obermüller, der vom genossenen Monzinger glühte: Was ist's, David, was Du bringst? Gutes ist's nicht, ich seh's an Deinem Nachteulengesichte! —

„Wie Ihr wollt, sagte David, vielleicht ist's noch ein Glück, ob ich gleich meinen Kopf nicht dafür einsetze, denn heimliche Zusammenkünfte tragen selten gute Frucht!

„Was? schrie der Obermüller — Du wirst doch —

„Obermüller, sagte der Rothe, Ihr wißt, ich bin Euer Freund, und hab' es allzeit gut mit Euch und Eurer Familie gemeint. —

„Ja, ja, schrie der Obermüller — aber wozu das lange Präambel?

„Habt Geduld, fuhr David fort, Ihr erfahrt's immer noch früh genug. Ihr reichen Leute wollt Alles gleich ganz haben. —

„Rede! Du bringst mich zur Raserei! Du sollst einen Baum Weißmehl haben!

„Ich wette, sagte mit teuflischer Ruhe der rothe David, wenn ich dem Untermüller so Etwas hinterbrächte, er knickerte nicht so mit einem treuen Freunde. —

„Du sollst einen halben Sack haben, schrie der Müller, aber nun martere mich nicht. Betrifft's mein Lenchen?

„Ich halt' Euch beim Worte, versetzte David, und ich weiß, Ihr seid ein Ehrenmann, der treue Dienste zu belohnen weiß. Ja, es betrifft Euer Lenchen! Nun, Obermüller, Ihr selbst und, wie Ihr wißt, alle Welt zerbricht sich den Kopf darüber, warum Lenchen mit keinem Burschen geht und alle Heirathsanträge zurückweist. Euch ist's schon oft ein Aergerniß gewesen, da Ihr gern

einen braven Schwiegersohn hättet. Wißt Ihr, wie viel Uhr es da ist? Ich weiß es!

„Du, und Du sagst mir's nicht? —

„Heute war ich drüben im Berge, hinter Eurer Mühle, und da hab' ich gesehen, was ich nicht sehen sollte.

„Was? Was hast Du gesehen? schrie der Obermüller, und faßte den rothen David an den Schultern mit solcher Wuth, daß er ihn schier zu Boden riß.

„Nun, macht mich nur nicht todt! rief David, und wand sich los. Ich habe die heimlichen Zusammenkünfte nicht mit ihr!

„Wer ist's? rief bebend vor Zorn der Müller.

„Rathet einmal!

„Mensch, Du machst mich rasend! Rede endlich, ich kann nicht rathen!

„Rathet das, was Euch das Allerschlimmste, das Allerbitterste, was Euch Gift und Galle wäre!

„Der Obermüller stand still. Er war wie eine Bildsäule. Seine Augen traten schier aus der Höhle. Er konnte kaum reden. Das Allerschlimmste? schrie er endlich; weißt Du, was das wäre? — Eine heimliche Liebschaft mit dem Sohne meines Todfeindes!

„Jetzt habt Ihr's gerathen! sagte langsam der rothe David.

„Des Obermüllers Arme sanken schlaff herab. Alles Blut trat aus seinem Gesicht, aber es war, als ob Alles, was jetzt in ihm gohr, in seine Augen träte und dort zu Feuer und Flamme würde. Reden konnte er eine Weile gar nicht. Seine Gedanken verwirrten sich. Endlich schlug er sich mit der Hand gegen die Stirn, als wolle er sich einen herben Selbstvorwurf machen, daß er gehegten Vermuthungen nicht Raum gegeben habe. Er stampfte die Erde, daß sie dröhnte; dann aber war's, als glaube er's nicht; als wolle er das höllische Blendwerk von sich weisen.

„David, weißt Du, daß ich Dich todtschieße wie einen räudigen

Hund, wenn Du gelogen hättest? sprach er mit einer Stimme, die wie grollender Donner klang.

„David, den des Müllers greulicher Zustand nicht im Mindesten anzufechten schien, sah ihn lächelnd an und sagte: Paßt auf, Obermüller, ich brenn' Euch was auf! Haltet den David für pfiffiger, als daß er nicht wissen sollte, was er thut, und wann habt Ihr mich auf falscher Fährte gefunden? Eure Waldine, die Krone aller Bracken, führt Euch eher irre als ich. Wollt Ihr nicht alle fünf Minuten stehen bleiben und wacker zufußeln, so könnt Ihr sie noch treffen und die Vögel auf dem Neste fangen.

„Ohne ein Wort zu erwiedern, faßte der Obermüller den rothen David am Kamisollappen und riß ihn fort.

„Sie griffen ungemein aus und David kam schier hinter den Athem, als er bei solchem raschen Gange dem Obermüller erzählte, wie er die Vermuthung, daß Paul und Lenchen sich lieb und heimliche Zusammenkünfte hätten, schon lange gehegt, und Alles aufgeboten habe, hinter die Schliche zu kommen; wie sie ihn aber am Narrenseil herumgeführt, daß er am Ende selber gezweifelt habe; allein auf dem Jahrmarkt in der Stadt habe er ihre Augen beobachtet, und gesehen, wo Barthel den Most hole, da habe er denn auch nicht geruht, bis er heute die volle Gewißheit gewonnen habe.

„Und mir hast Du Nichts gesagt, Hallunke? rief der Obermüller.

„Gebt Acht, ich verbrenne mir den Mund, ohne daß ich Etwas von der Suppe weiß! Ich hätt' 'mal sehen wollen, was Ihr gethan hättet? Nein, David salvirt seinen Pelz, wenn's zu regnen droht, und geht dem Gewitter fein aus dem Wege.

„Die Erzählung Davids hatte die Wuth des Müllers wieder furchtbar gesteigert. Er hätte die Welt zerreißen und zertreten mögen. Es war die größte Schmach, der größte Schabernack, der ihm konnte angethan werden. Sein Gesicht war braunroth. Oft

rang er nach Luft und mußte eine Secunde stillstehen, um nur weiter gehen zu können.

„Sie hatten sich jetzt dem Wäldchen genähert, das sich links den Abhang zur Mühle hinab und rechts sich gegen das Dorf hinzieht, durch das wir Beide eben hierhergekommen sind. Bei einer dicken Eiche am Wege sagte David zu dem Obermüller: Bleibt nur hier einmal ein Bischen stehen, ich will einmal lauern, ob sie noch bei einander sind. Der Obermüller lehnte sich an den knorrigen Stamm. Seine Brust arbeitete schrecklich. Das Blut kochte in seinen Adern. Seine dicken Fäuste ballten sich unwillkürlich. Er war in dem Zustande des wildesten, an Wuth grenzenden Zornes, wo kein Ueberlegen mehr ist, und wo allemal der Mensch thut, was Gott leid ist. War es aber auch nicht arg für einen Menschen, wie der Obermüller einer war? Sein Kind hatte eine Liebschaft mit dem Sohne des Menschen, den er mit aller Macht seiner verwilderten Seele haßte; hatte schon, wer weiß wie lange, heimliche Zusammenkünfte mit ihm! Und er, der sich so klug dünkte, der in seinem Dünkel sich weiser hielt als alle Welt, er tappt im Finstern und weiß Nichts davon? — Und nun entdeckt's der David, dieser Allerweltsschwätzer, bei dem ein Geheimniß keine Minute bleibt; der lieber eine Stunde Wegs läuft, wenn er Niemand in der Nähe hat, um es nur an den Mann zu bringen. Wie mußten seine Feinde jubeln; wie mußte Spott und Hohn ihn treffen; wie mußte sich der Schaafmeier kitzeln! Seine Wuth warf sich in fast eben dem Grad auf den rothen David, der ihn nun in der Hand hatte, wie auf das Mädchen, das ihm solche Schmach angethan.

„Der rothe David war in's Holz geschlichen und sein Herz pochte doch ein wenig, wenn er dachte, er könnte des Müllers Zweifel anregen, wenn Lenchen nicht mehr bei Paul wäre. Zudem wußte er gar nicht, wie und auf welchem Wege sie aus dem Wald in die Felsen kommen könne, da er die scharfe Felskante und den

Abgrund darunter wohl kannte. Er war jetzt an der Kante angelangt und horchte. Da vernahm er eine weinende Stimme, und erkannte die Lenchens; dann auch die Pauls, und seine Brust athmete leichter. Er lief eiligst zu dem Müller zurück und sagte mit teuflischem Lächeln: Es ist zu spät, sie zu erwischen; aber geduldet Euch nur ein paar Amenlang, so kommt sie, denn ich habe sie weinen gehört. Wie sie aber über den scharfen Fels kommt, weiß ich nicht.

„Wär' sie nur beim ersten Mal hinabgestürzt! stieß der Müller im dumpfen Wuthtone hervor. Pst! warnte David und stille harrte der Müller, aber er zitterte an allen Gliedern und glich dem wüthenden Raubthiere, das seine nahende Beute erwartet. —

„Länger als je waren Paul und Lenchen bei einander gewesen, denn sie wußte, daß heute ihr Vater spät heim kommen würde und — daß es vielleicht das letzte Mal sein würde, daß sie sich sehen könnten, da Paul noch in dieser Woche zum Heere mußte oder doch in das Depot seines Regiments, das in Straßburg lag.

„Ach, lieber Herr, wenn man sich in des Mädchens Lage denkt, so möchte man verzweifeln! Darüber waren sie einig geworden, daß Paul bald freien wollte um sie. Seine Eltern gaben gewiß es zu; aber der Obermüller sicherlich nicht. Und was dann? Da standen sie rathlos und verzweifelten schier, und das arme Mädchen rang die Hände wie eine Wahnsinnige. Und Paul konnte sie doch nicht trösten! — Die Qual der Schuld und Schande zerriß ihre Herzen. —

„Endlich schieden sie. Lenchen stand diesseit des scharfkantigen Felsens und raufte ihr Haar und rang jammernd die Hände. Dann lief sie, wie außer sich, durch das Wäldchen, dem Wege zu.

„Jetzt nahte sie der Eiche, hinter der ihr Vater stand. Es begann schon zu dämmern, aber er erkannte sie sogleich und stürzte

wie ein Tiger auf sie mit einem entsetzlichen Fluch und Schimpfnamen, die ich vor Ihnen nicht aussprechen kann.

„Ein Faustschlag traf sie. Ein entsetzlicher Schrei wurde gehört und leblos sank das Mädchen nieder. —

„Der Obermüller war in einem Zustande, der nicht beschrieben werden kann. Er schlug, er trat auf sein Kind. Er würde sie getödtet haben, hätte sich nicht in des rothen Davids Seele das Menschliche geregt, und wäre er nicht hingeeilt und hätte den Müller von ihr weggerissen.

„Was? schrie der Obermüller, Du willst meinen Zorn hemmen und hast ihn angeregt? — Und, wie wenn er in diesem Augenblicke ganz Lenchen vergessen hätte, so warf sich sein Ingrimm auf den Rothen.

„David war ein kleiner Knirps, aber das Knochengebälke seines Leibes war wehrhaft, und, war er auch dem Obermüller nicht gewachsen, so war er doch auch nicht ohne die Kraft, ihm einen Widerstand entgegenzusetzen, der nicht mit Einem Ruck zu überwinden war.

„Ihr seid ein Rabenvater! rief er dem Müller zornig zu.

„Ei, Dich soll ja —! schrie dieser und zog mit dem rechten Arme zu einem Schlage, der den rothen David ohne Zweifel würde niedergestreckt haben, wenn der schlaue Rothe, der hier gegen den Wüthenden im Vortheile der Besonnenheit war, ihm nicht ausgewichen und drei Schritte zurückgesprungen wäre.

„Das reizte den Müller noch viel mehr. Er war blitzschnell bei ihm, und würde ihn jetzt ergriffen haben, wäre nicht der Rothe abermals zurückgewichen. Jetzt war's aber aus. Der Müller ihm nach, und nun ihn fassend, schrie: Du willst meinen Zorn hemmen, Du rothe Schlange? Da hast Du Deinen Lohn!

„Er hieb hageldicht auf den rothen David, dessen Kopf indessen gut gehärtet war. Er unterlief den Müller und warf ihn zur Erde. Im Nu kniete er auf ihm. Indessen war doch seine

Gewandtheit der Kraft des Müllers nicht gleich. Dieser rang und gewann. David mochte sich wehren, wie er wollte, der Müller drosch so erbarmungslos auf ihn, daß auch sein Hülferuf endlich verstummte und er ohne Lebenszeichen dalag.

„Lenchen war während dieser Geschichte erwacht. Sie starrte wild um sich. Als sie aber die dumpfen Wuthtöne ihres Vaters hörte, kehrte ihr Gedächtniß zurück. Voll Entsetzen raffte sie sich auf und eilte hinab nach der Mühle und dort in ihr Kämmerlein. Da aber brach sie zusammen und lag ohnmächtig am Boden.

„Erst als sie ihres Vaters schreckliche Stimme hörte, kam sie aus der Betäubung zu sich.

„Margreth, rief er mit einem Tone, der Mark und Bein durchdrang: Ist das Mädel daheim?

„Ja in ihrer Kammer! sagte die alte Magd.

„Wo ist meine Flinte? fragte er wieder.

„Herr, was wollt Ihr thun? fragte mit zitternder Stimme die Alte, die seinen furchtbaren Ingrimm erkannte.

„Sie todtschießen, versetzte mit einer fürchterlichen Ruhe der Müller.

„Er ging in die Stube, wo die Flinte hing, und kam schnell wieder heraus.

„Die alte Margreth warf sich ihm in den Weg, aber er schleuderte sie weg und eilte die Treppe herauf, zur Kammer Lenchens.

„Todesangst durchbebte ihr Herz. Sie kannte ihren Vater. Sie glaubte nicht anders, als das entsetzliche Geheimniß sei ihm offenbar. Voll Entsetzen irrte ihr Blick umher. Es war kein Ausweg. Da fiel ihr Auge auf das offene Fenster, unter dem der Garten lag, und die Höhe war nicht bedeutend. Sollte sie hinausspringen?

„Schon war er nahe der Thüre. Herr! Herr! erbarme dich! rief sie leise und sprang hinab. Durch die offene Thüre

des Gartens gelangte sie auf die Wiese, die am rauschenden, wasserreichen Bache hinlief. Sie horchte einen Augenblick. Die Thüre brach krachend unter seinem Tritte zusammen. Einen Augenblick war's stille, dann lehnte er sich fluchend zum Fenster hinaus und schoß in den Garten hinab, ohne sie zu treffen.

„Das Mädchen sank mit einem Schrei in die Kniee.

„Dieser Schuß hatte das Band gelöst, welches das Kind mit dem Vater verband. — Lenchen rang die Hände in rathloser Verzweiflung. Die Rückkehr in's Vaterhaus war für ewig abgeschnitten. Sie hatte keinen Vater mehr. Sie war hinausgestoßen in die Welt, bedeckt mit Schmach und Schande, belastet mit dem fürchterlichen Vaterfluch. — Ihr Herz war kalt, ihre Gedanken verwirrt. — Da rauschte das Wasser neben ihr, als wollt' es ihr sagen: In meinem Schooß ist Ruhe, ist deines Jammers Ende. Komm', ich decke mit meinen Wellen deinen Jammer, deine Schande zu! —

„Der Wind heulte in den hohen Erlen und rauschte in den Weiden. Es war ihr, als rufe ihr jeder Windstoß zu! Was zögerst du? Was soll aus dir werden? Was aus dem schuldbelasteten Wesen, das du unter deinem Herzen trägst? Säume nicht! —

„Sie sprang auf und raufte das schöne Haar. Der Wind riß das Halstuch von ihrer Schulter, und trug es, ihr unbewußt, an den Fuß einer Weidenstaude. Sie stürzte zum Ufer des Baches mit dem schauerlichen Entschluß, ihr zerrüttetes Leben zu enden.

„Da stand sie einen Augenblick still. Gegen ihr über brach der Mond durch die Wolken, und sein Licht vergoldete Alles umher. Da war's ihr, als sei das der warnende Ruf Gottes an ihre Seele. Sie schauderte vor dem Abgrund, an dessen jähem Rande sie stand, und — die besseren Gedanken siegten in ihrem Herzen. Sie schauderte vor sich selbst. —

„Aber jetzt hörte sie, wie die Knechte, die alte Margreth

mit lautem Jammergeschrei in den Garten eilten. Sie hörte des Vaters Stimme, wie er ausrief: Ich hab' sie nicht getroffen! Wo ist sie? Und wie im Flug eilte sie am Bache hinab, über die Brücke hinüber, den Weg hinauf, den sie erst herabgekommen war, und verschwand im Walde."

5.

Des Flurschützen Erzählung hatte mich tief erschüttert. Er selbst war so bewegt, daß er eine lange Weile schwieg. Mir standen die Bilder so lebendig vor dem Auge der Seele, als hätte ich sie mitgelebt. Mein Athem stockte, als er den Seelenkampf des Mädchens am Ufer des Baches schilderte. „So war aus der holden Blüthe eine giftige Frucht gewachsen!" sagte ich halblaut und ein tiefer Seufzer rang sich aus meiner Brust empor. Er hatte die Worte gehört.

„Ach ja," sagte er, „und die giftige Frucht säete eine Saat, aus der nur neues Elend hervorbrach. Hören Sie nur weiter! Des Obermüllers Wuth war noch nicht gebrochen. Er lud, als er aus Lenchens Kammer herabkam, mit entsetzlicher Ruhe seine Flinte wieder mit zwei Kugeln. Die beiden Mahlknechte standen zitternd da. Margreth flehte für das Kind. Der Müller aber redete kein Wort. Als die Flinte geladen war, eilte er in den Garten, und nun folgten die Anderen mit lautem Jammern und Flehen.

„Stille! rief er, und blieb stehen. Ich schieße Euch Alle nieder, wenn Ihr mich aufhalten wollt!

„Und fort rannte er. Durch den Garten, zur Thüre hinaus; auf die Wiese lief er, sie zu suchen. Die Anderen folgten in einiger Entfernung mit Bangen und Zagen. Da erblickte er ihr weißes Halstuch an der Weide. Der Mond beleuchtete die Wiese. Sie war nirgends zu sehen. Er stand still.

„Margreth erblickte jetzt das Halstuch.

„Heiliger Gott, sie hat sich ersäuft! schrie die alte Magd.

„Der Müller war wie vom Donner getroffen. Das Wort der Margreth traf ihn so und weckte ihn, und riß ihn aus den Banden seines Zornes. Das Gewehr entsank seinen Händen und der Schuß ging los. Er bebte zusammen, und wäre schier zusammengebrochen. Vor dem Morde seines Kindes war der greuliche Mensch nicht zurückgeschaudert; aber daß er sein Kind zum Selbstmorde getrieben, das machte seine Seele beben.

„Er fuhr mit beiden Händen in die ergrauenden Haare und stieß einen Schrei aus, der zum Entsetzen war. Holt Haken und Heugabeln, daß wir sie suchen, vielleicht ist sie noch zu retten! schrie er und die Knechte flogen zur Mühle, wie er selbst.

„Die alte Margreth sank laut weinend auf ihre Kniee und betete für das arme Kind. Sie leuchtete dann nach dem Bache, der seine gelben Wogen wild dahin wälzte, aber sie sah Nichts.

„Endlich kamen sie wieder und nun wurde der Bach durchsucht bis unter die Untermühle hinab, bis gegen Morgen. Dann erst kehrten sie trostlos heim."

„Ich will Ihnen nicht sagen, wie es um des Obermüllers Seele stand," sprach der Flurschütze. „Sie mögen es sich denken. Kein Schlaf kam in sein Auge und die Stimme des Gewissens ließ ihn nicht ruhen, nicht rasten. Er ging umher wie ein gescheuchtes Huhn; sah keinen Menschen mehr an; kam in kein Wirthshaus mehr, weil ihn die Schmach niederdrückte und die innere Qual. So trug er's ein Jahr lang. Da kamen seine Gläubiger zu Hauf über ihn und stülpten ihn. Es begab sich, daß er mehr Schulden hatte, als seine Habe tilgen konnte. Die Obermühle wurde versteigert und der Müller von Haus und Hof getrieben. Er trieb sich noch eine Weile als Vagabund und Bettler im Laude herum, verachtet und gemieden von Jedermann.

„In einer Nacht, es war gerade an dem Tage jährig, daß

er sein Kind so mißhandelt hatte, bellten die Hunde des Müllers in der Obermühle, der sie ersteigert hatte, auf eine greuliche Art. Sie heulten und tobten wie rasend. Der Müller meinte, es seien Räuber da und machte Licht und weckte seine Leute. Sie leuchteten im ganzen Gebäude umher — aber es war auch nirgends etwas Verdächtiges zu bemerken. Dennoch ließen die Hunde nicht nach. Es kam Allen Furcht an, und Keiner wagte es, vor die Thüre zu leuchten. In's Bett gingen sie nicht. Es war auch eine greuliche Nacht. Es krächzte der Todtenvogel um die Mühle herum; der Sturm tobte und heulte; der Bach brauste wild und schäumte in seinen Ufern, und selbst das Vieh im Stalle wurde unruhig. Eine solche grauenvolle Nacht hatte der neue Müller noch nie erlebt. Und der Tag wollte gar nicht kommen. Sie froren vor Angst so, daß die Müllerin Feuer in den Ofen machte, obwohl es noch früh im Jahre war. Der Müller sagte: Sollt' ich noch Eine Nacht so hier erleben, so verkauf' ich stracks die vermaledeite Mühle! Es geht gewiß der Geist des Mädchens um, das der Unmensch in das Wasser getrieben! Da wurde ihr Schrecken noch größer.

„Endlich kam der Tag. Die Hunde hatten sich heiser geheult. Die Leute in der Mühle dankten Gott, als sie die ersten Streifen des Frühroths am Morgenhimmel sahen. Und als es denn heller Tag geworden war, da wagten sie es, vor die Mühle herauszugehen und sich umzusehen; aber, wie erschracken sie, als sie an den breiten Aesten der Hoflinde einen Menschen hängen sahen, der in Lumpen gekleidet war!" —

„Und wer meinen Sie, Herr, der es gewesen?" fragte mich der Flurschütze.

„Der Obermüller!" sagte ich, und es überlief mich eiskalt.

„Sie haben's errathen," fuhr er fort. „Sie schnitten ihn ab, aber er war todt, und in der Ecke des Kirchhofs, wo das alte Beinhäusel ist, da liegt er begraben, und der Pfarrer hat damals

eine Rede gethan, die mir nicht vergißt, so lang' ich lebe; aber ein Anderer vergaß sie auch nicht, das war der rothe David.

„Von den Schlägen des Obermüllers konnte er gar nicht genesen, und seine alte Schwester hatte recht seiner zu pflegen und ihre Last mit ihm. Sein Mehl hat er nicht geholt, und hätt's auch nicht gekriegt; ja, ich glaub', wenn er sich hätte können vor dem Obermüller sehen lassen, er hätte ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt; denn ihn klagte er an als Urheber seiner Frevelthaten. Dem rothen Schelm ist's auch nachgegangen, und er ist umhergeschlichen wie ein Schatten. In das Mühlenthal da drunten hätte ihn keine Macht der Erde mehr gebracht.

„Um diese Zeit hab' ich in der Stadt als Hausknecht im Wirthshause zum goldenen Apfel gedient, wo unsere Dorfleute alle einkehrten. Da hab' ich denn immer so die Geschichten aus unserem Dorf und so da herum genau gehört. Da haben sie mir denn erzählt, daß der rothe David krank geworden sei und schrecklich gefabelt habe in der Hitze der Krankheit. Da habe er Schaafmeier's Peter immer laut angeklagt, weil der ihn gedungen habe, das arme Lenchen auszuspioniren. Seine irren Reden seien alle Tage schauderhafter geworden, und endlich sei er gestorben.

„Der Peter Schaafmeier hat auch nicht viel Seide gesponnen, und man hat's ihm all' sein Lebtag angesehen, daß er Etwas auf dem Herzen hatte, das nicht herunter wollte. Gesagt hat er Niemanden, was ihn drückte. Er ist in hohem Alter gestorben, allein glücklich und froh ist er nie gewesen."

„Aber wie ging's mit Lenchen?" fragte ich.

„Lassen Sie mich Ihnen erst erzählen, wie es dem armen Paul ging," sprach der Flurschütze, in dessen Gesicht sich sein Seelenzustand spiegelte.

„Der war an jenem Abend mit Schmerz und Qual heimgegangen. Die Schuld drückte ihm schier das Herz ab; aber es

stand sein Entschluß fest, seinen Eltern Alles zu bekennen. Und das that er unter heißen Thränen.

„Er hatte erwartet, es würde ein arg Unwetter über ihn hereinbrechen, wie er es verdient hätte, allein es ging doch gnädiger ab.

„Sie können sich denken, wie das Bekenntniß den Untermüller traf; denn seines Todfeindes Kind als seine Schwiegertochter aufnehmen zu müssen, war ihm schlimmer als Gift und Poppernent. Der Untermüller war aber ein christlicher Mann. Herbe Strafworte fielen hageldicht auf Paul's Haupt, und die Mutter saß weinend in der Ecke. Sie wußte, wie hart das Alles ihrem lieben Manne war. Das Lenchen wär' ihr als Tochter schon recht gewesen, aber daß es so gekommen, das wollte ihr das Herz schier abdrücken, denn sie war ein Muster einer ehrbaren Frau.

„Was ist nun zu thun? sagte der Untermüller und schritt in der Stube auf und nieder, und trat auf, daß die Dielen ordentlich krachten. Du mußt morgen in die Obermühle freien gehen, und ich will den schwersten Gang meines Lebens thun — ich will mit Dir gehen. Mußt Du fort, so ist doch das arme Mädchen sicher gestellt, und ich will's als mein Kind in's Haus nehmen. Wird's aber auch der alte Bosfeind zugeben? Paul, Paul, wie hast Du Herzeleid Deinen armen Eltern bereitet! — Geh', sagte er nach einer Weile, geh' schlafen!

„Das Schlafen war leicht gesagt und schwer gethan. Um so weniger konnte er schlafen, da er zwei Schüsse hörte gegen die Obermühle hin, die er sich gar nicht deuten konnte; denn von dem, was jenseit der Felskante geschah, kam keine Ahnung in sein Herz. Endlich siegte jedoch die Macht der Natur. Er schlief ein, und das Hundegebell weckte ihn so wenig wie seine Eltern.

„Am andern Morgen, als sie aufstanden, kam einer der Mahlknechte zu seinem Genossen aus der Obermühle, und dieser theilte ihm die erschreckliche Geschichte der letzten Nacht und die

Nachricht mit, daß das Lenchen, um den Mißhandlungen oder gar der Ermordung durch ihren eigenen Vater zu entgehen, sich diese Nacht ersäuft habe. Sie hätten die ganze Nacht gesucht, allein da der Bach so entsetzlich viel Wasser habe, möge der Leichnam längst die Nahe hinab getrieben sein. Die Wehre hätten ihn nicht aufhalten können.

„Das arme Mädchen! seufzte der Knecht. Mein Herr war unbändig im Zorn, und Du weißt, wie der ist, wenn die bösen Geister bei ihm los sind.

„Was ist denn geschehen? fragte Untermüller's Knecht.

„Gott weiß es, versetzte der Gefragte. Eine Frau aus dem Dorfe, die heute früh einen Stümmel Frucht brachte, erzählte mir, im Dorfe gehe das Gespräch, das Lenchen habe mit Eurem Paul heimlichen Umgang. Das habe ihm der rothe David hinterbracht. Dafür habe **der** eine Tracht Prügel von meinem Herrn als Trinkgeld gekriegt, an denen er noch lange werde zu krächzen haben. Sein Kind aber habe er schon auf dem Wege wie ein Unmensch mißhandelt, und es dann todtschießen wollen. Er hat wirklich auf sie geschossen. Ob er sie getroffen, ich weiß es nicht, aber einen aufgellenden Schrei haben wir gehört, und als wir herauskamen, war sie in's Wasser gesprungen, denn ihr Halstuch lag am Ufer, ganz am Rand, und das Gras war da stark zertreten. Blut sieht man im Garten nicht, in den sie aus dem Fenster ihrer Kammer gesprungen, als sie der Alte dort suchte. Vielleicht hat sie eben nur aus Schrecken über die greuliche Absicht ihres Vaters geschrieen, und hat denn durch ihren Selbstmord die schreckliche Schuld von ihm abhalten wollen.

„So erzählte der Mahlknecht aus der Obermühle. Der Andere stand starr vor Schrecken.

„Ist aber der Müller nicht dennoch seines Kindes Mörder? fragte er.

„Der Andere schauderte zusammen, zuckte die Achseln und

sagte: Sei still; wir wollen nicht richten. Seinem Richter entgeht er nicht, und damit deutete er nach Oben.

„Was macht er denn? fragte Untermüller's Knecht.

„Was macht er? entgegnete der Andere. Daheim sitzt er bleich, wie eine Leiche, und redet kein Wort und guckt starr in eine Ecke. Was wird das noch geben? sprach er und ging weg, zur Mühle zurück.

„Des Untermüller's Knecht eilte heim, die schauderhafte Mähr dort mitzutheilen, obwohl er das nicht zu sagen beschloß, was der andere Mahlknecht von der Ursache der Wuth des Obermüller's ihm vertraut.

„Der Erste, welcher ihm begegnete, war Paul. Er sah so traurig, so verstört aus, daß der Knecht fast zauderte, es ihm zu sagen. Indessen war er selber zu sehr ergriffen von der Geschichte, als daß er's hätte verschweigen können.

„Er hob denn an, es ihm zu erzählen, so ausführlich, als er es selber von dem Mahlknechte gehört.

„Paul war ganz starr vor Schrecken, als der Knecht anhob. Mit jedem Worte wurde er bleicher und zitterte am ganzen Leib, und als endlich der Bursche das Letzte sagte, vom Ersäufen nämlich, — da stieß Paul einen Schrei aus, den man bis in's Haus hineinhörte, hielt die Hände vor die Augen und taumelte gegen die Wand, wo er zusammenbrach wie ein Seckelmesser, das man zumacht.

„Man kann sich's wohl denken," sagte der Flurschütze, dem ich es wohl anmerken konnte, wie ihn die Erinnerung an diese Vorfälle und Ereignisse im Innersten ergriff und erschütterte, — „man kann sich's wohl denken, wie es ihm zu Muthe war. Von dem, was geschehen, wußte er ja kein Wort, und nun sieht er, daß Alles offenkundig sei; denkt sich, daß die Wuth des Müllers nur daher könne entsprungen sein, daß ihm Lenchens Zustand bekannt geworden; er sieht alle Schmach auf das arme Mädchen

gehäuft; denkt sich ihre Verzweiflung und die Beweggründe ihres Selbstmords, und muß sich anklagen, sich selbst, als die alleinige Schuld. — Herr, wenn man sich das so recht lebendig denkt — man könnte schnurstracks ein Narr werden, und es ist ein Wunder, daß Paul nicht verrückt wurde!

„Als seine Eltern aus der Mühle auf den Schrei herausstürzten, da lag er, steif, ohnmächtig auf der Erde, und der Mahlknecht war an ihm, ihn aufzuheben, bracht's aber allein nicht fertig.

„Sie können es sich denken, was da ein Lamento war; wie die Mutter jammerte, wie der Vater wehklagte: Muß denn alles Elend zu Hauf über mich kommen! Es ging dem Gesinde durch Mark und Bein.

„Sie trugen ihn auf's Bett und wuschen ihn an. Während dem erzählte dem Vater der Mahlknecht Alles, was er wußte, und der Müller rang seine Hände.

„Als Paul nach vielen Mühen endlich wieder zu sich kam, richtete er sich rasch vom Bett auf und fragte: Ist's wahr? Und als die Mutter laut zu weinen anfing, und dies Weinen ihm eine Antwort war, da legte er sich herum mit dem Gesicht in die Kissen und regte sich nicht. Nur an dem Schluchzen hörte man, daß er lebe.

„Die Folge des Schreckens und Leides war, daß er in eine schwere Krankheit verfiel, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Das war ein rechtes Herzeleid. Er klagte sich, wenn er fabelte, als Mörder Lenchens an, und diese Vorstellung brachte ihn dahin, daß er so heftig in's Rasen kam, daß ihn stets zwei, auch drei Männer bewachen mußten. Er wollte zu Lenchen in's Wasser, und er sähe, sagte er, wo ihr schöner Leib auf dem tiefen Boden des Wassers liege; dort müsse er ihn holen.

„Außer dem maßlosen Leide der Eltern durch des Sohnes gefährliche Krankheit suchte sie jetzt noch ein anderes heim. Als Paul nicht kam, um zum Regimente zu gehen, dem er zugetheilt war, wollten ihn die Franzosen als Deserteur behandeln. Das

wär' ein neues Unglück gewesen. Sie kamen mit Soldaten in die Mühle, und erst, als ein Militärdoctor zu Protokoll gab, er sei gefährlich krank, wurde die Geschichte niedergeschlagen.

„Herr,“ sagte der Flurschütze, „wie bald hatte sich in den beiden Mühlen Alles verändert; wie bald war der breite Strom des Elends in sie gekommen und hatte sie die schwere Hand des Unglücks betroffen!

„Wie es in der Obermühle stand, hab' ich Ihnen schon gesagt; aber wenn man damals in die Untermühle kam, wo das Glück so lange ungestört gewohnt hatte, so wurde es Einem ordentlich schauerlich, und man konnte nicht leicht ein erschreckenderes Beispiel des Unbestandes alles menschlichen Glückes finden als dort. Der Müller ging gebeugt wie ein Mann von sechzig Jahren, und aus dem Gesichte der Müllerin, die eine gar schöne und blühende Frau gewesen, war alles Leben, alle Farbe gewichen; ihre Augen lagen tief im Kopf, und man hätte darauf schwören mögen, es werde kein Lächeln mehr in ihrem Gesichte sichtbar. Ist auch so gekommen!“ —

„Ist Paul gestorben?“ fragte ich rasch und mit vollster Theilnahme.

„Das nicht, Herr!“ sagte mein Erzähler; „aber es dauerte bis in den folgenden Sommer hinein, ehe er wieder ganz hergestellt war, und da hieß es: Fort zum Heere, zur Schlachtbank! Das beugte die armen Eltern vollends; aber Paul ist gerne gegangen. Er war ein ganz anderer Mensch seit dem Unglück. Es kam keine heitere Miene mehr in sein Gesicht. Eine tiefe Schwermuth lag vielmehr darauf. Hierher, an das Felsenplätzchen, kam er nicht mehr. Es hielt ihn eine innere Macht davon zurück. Ich, meines Orts, kann mir das recht gut zusammenreimen. Du lieber Gott, welche Erinnerungen müßten da ihn übermannt haben! —

„Endlich ist er fort. Ich war damals gerade in der Untermühle, wo ich Korn mahlen ließ. Herr, solch ein Leid hab' ich

nicht wieder erlebt! Und Paul hätten sie sehen müssen! Keine Thräne kam in sein Auge, ja es war mir, als sei er heiterer als sonst, gleichsam als freue er sich, dem Tod entgegenzugehen, nach dem er ein ordentliches Verlangen zu haben schien. Als er fort war, schien die Mühle ausgestorben. Man sah kein frohes Gesicht mehr, und selbst das junge Volk, aus dem doch das Gesinde bestand, hatte ordentlich den Muth nicht, einmal zu lachen oder herzlich froh zu sein.

„Paul kam in sein Depot nach Straßburg, wie es die Franzosen nannten, und als er einexercirt war, mußte er zu seinem Regimente nach Spanien, wo eben der Krieg mit den Spaniolen recht im Brennen war. Da ist er geblieben und hat die tausend Kreuz- und Querzüge der Franzosen, die zahlreichen Schlachten und Gefechte mitgemacht, welche die Armee zu bestehen gehabt hat.

„Er erzählte mir später oft, er habe sich überall in das rechte Treffen hineingestürzt; habe, wenn es einen kühnen, halsbrechenden Streich auszuführen gegolten, sich immer als Freiwilliger gemeldet, weil er auf eine Kugel gehofft, die seinem brennenden Leid im Herzen, seiner Qual im Gewissen ein Ende machen möchte, aber es kam keine, und er mußte die Last tragen ohne Hoffnung. Nicht die leiseste Wunde hat er erhalten in allen den blutigen Schlachten. Da habe er erkannt, sagte er, der liebe Gott wolle ihn recht lange büßen lassen, und da habe er sich denn auch still gebeugt unter den Rath und Willen Gottes.

„Seinen Eltern schrieb er oft und sie auch ihm; aber vom Obermüller und seinem Schicksal und Ende schrieben sie ihm Nichts, um nicht auf's Neue die alte Wunde aufzureißen.

„Zuletzt ist er von den Engländern gefangen worden. Lange haben sie ihn auf dem Meere herumgeschleppt, bis sie ihn mit vielen Anderen auf die Insel Jersey brachten. Hier nahm er, um dem harten Loos zu entgehen, das die Gefangenen zu erdulden hatten, in der deutschen Legion Dienst, und mußte mit dieser, als der

Napoleon von Elba wieder nach Paris kam, in die Niederlande, wo er an der Schlacht von Waterloo Theil nahm und an dem Feldzuge bis zur Einnahme von Paris. Da erhielt er seinen Abschied und kam in die Heimath zurück.

„Da hatte sich auch Vieles verändert. Sein Vater war gestorben und sein zweiter Bruder war herangewachsen, hatte sich verheirathet und die Mühle übernommen.

„Die Mutter lebte bei ihm.

„Ach, wie kam er so traurig zurück! Er war ein bildschöner Mann, das mußte man sagen, aber wie fiel alle die Erinnerung auf ihn! Wie eine Zentnerlast lag sie auf seinem Herzen, und ein trüber, finsterer Ernst ließ kein Lächeln aufkommen.

„Er war mit der Einrichtung, die sein Vater gemacht hatte, wohl zufrieden, und ließ gerne seinem Bruder die Untermühle und das Bauerngut im Dorfe dem jüngsten; denn er hätte es hier nicht aushalten können, wo ihn jeder Ort an sein schweres Leid gemahnte.

„Gerade damals wurde eine schöne Mühle in einem Dorfe in den Rheinthälern feil. Die Kaufsumme konnte er wohl aufbringen, denn der Vater hatte ein schönes Vermögen erworben. Man sah es ihm an, wie es ihm so wohl war, als er aus dem Thale da unten fortzog. Die Mutter ging mit ihm an seinen neuen Wohnort, ihm die Haushaltung einzurichten; aber das Alter drückte die vielgeprüfte Frau, und ihr sehnlichster Wunsch war, daß Paul sich eine Frau wählte.

„Es hat ihn viele Ueberwindung gekostet, bis er auf den Wunsch der betagten Mutter einging.

„Es lebt noch Eine in der Welt, sagte er, mit der ich leben möchte, und das ist das Röschen, das in Mainz mit mir war; aber die wird nun schon lange ihre Kindlein auf dem Schooße wiegen, sagte er traurig.

„Die Mutter ließ ihm keine Ruhe, bis er endlich sich aufmachte

und nach Osthofen ging. Dort kehrte er in einem Wirthshaus ein und erkundigte sich, da er den Namen des Vaters von Röschen wohl kannte, nach diesem und seiner Familie. Die Wirthsleute waren redsprächig und die Frau war eine Kamerädin von Röschen, mit ihr in die Schule gegangen und mit ihr confirmirt worden. Die gab gerne Auskunft.

„Ja, sagte sie, mit dem Röschen war's eine eigene Sache und Geschichte. Als es von Mainz zurückkam, war's lange nicht mehr so heiter und fröhlich wie früher, da es sang wie eine Lerche, wo es ging und stand. Ich war damals Braut mit meinem Mann und kam oft auf die Mühle, und fragte es frisch weg, was ihm sei. Da hat's mir gesagt, es habe einen Burschen lieb, der bei dem Rheinmüller in Dienst gewesen, als es auch im Hause war. Es beschrieb ihn als einen gar braven und schönen Burschen, aber der habe ein Liebchen und die Eltern wollten's nicht leiden. Darum sei er immer so traurig gewesen, und da hab' es ihn aus Mitleid nur noch lieber gehabt, und dem hänge sein Herz an und es könne ihn gar nicht vergessen. Da habe sie ihm vorgestellt, wie das doch so thöricht wäre, der Lieb' zu einem Menschen Raum zu geben, der es doch niemals heirathen könne und es gar nicht lieb habe. Es hat's auch eingesehen, aber es konnte gar nicht Herr werden über sein Herz, und viel hundertmal hat's an meinem Halse bittere Thränen vergossen, sagte die Wirthsfrau treuherzig, daß mir auch das Herz recht schwer geworden ist. Immer hat das arme, treuliebende Mädchen gehofft, der Paul, so hieß sein Schatz, käme, um es zu werben; aber der hat wohl doch sein Mädchen gekriegt, und ist nicht gekommen, da hat's denn endlich die Hoffnung aufgegeben, und da gerade ein braver Müller aus dem Münsterthal kam, um es zu freien, und er ein schöner und recht braver Mensch war, hat es ihn geheirathet.

„Voriges Jahr, setzte sie hinzu, kam das liebe Röschen mit seinem Mann und seinen vier Kinderchen hierher, da hab' ich mich

recht gefreut, daß es blühte wie eine frische Rose und so vergnügt und glücklich war, wie ich es bin, und es wurde doch gar nicht fertig, zu rühmen, was es für einen lieben, guten Mann habe. Man konnt' auch sehen, daß er es recht auf den Händen trug und es so lieb hatte wie ein Jungbursch sein Mädchen und bei dem Röschen war's justement gerade so.

„Als ich es an Paul erinnerte, hat es gesagt: Ach, Käthchen, ich hatte ihn recht, recht lieb, und es ist mir schwer geworden, die Gedanken an ihn mir aus dem Kopfe zu schlagen; aber ich sage Dir, ich habe meinen Fritz ebenso lieb, wie ich einst ihn hatte.

„Das ist's, was ich Euch von Röschen sagen kann. Darauf sah ihn die Frau scharf an, und als sie bemerkte, daß es ihm in den Augen feucht war, da hat sie seine Hand ergriffen und gesagt: Gelt, ihr seid der Paul?

„Paul aber hat's nicht eingestanden und ist früh am andern Morgen heimgegangen. Er ist seitdem noch viel stiller und trauriger geworden. Die gute alte Mutter ist auch bald darauf gestorben. Nun nahm Paul eine alte Person zu sich, die bei seinen Eltern lange Jahre treu gedient und Wittwe geworden war. Sie hatte keine Kinder und es ging ihr kratzig. So ist's eine Wohlthat für Beide gewesen, daß sie zu Paul kam. Sie hat ihm seine Haushaltung geführt, und er hat ein stilles, trauriges, einsames Leben geführt, obwohl er recht gut noch hätte heirathen können, und kein Mädchen sich besonnen hätte, dem schönen Manne seine Hand zu reichen, dessen Mühle gut ging, der das schönste Weingut im Dorfe hatte, und von Alt und Jung geliebt und geachtet war. Später nahm er den Sohn seines Bruders zu sich, einen blühenden, prächtigen Burschen von achtzehn Jahren, dem er Alles einmal vererben wollte."

6.

Der Flurschütze ruhte eine Weile aus von seiner Erzählung, der ich mit großer Theilnahme gefolgt war. Ich goß ihm den Rest aus meiner Jagdflasche ein, was ihm herrlich mundete. Darauf klopfte er seine kurze Pfeife aus und stopfte frisch.

„Ich habe Euch nicht unterbrechen wollen," sagte ich, „aber es liegt mir die Frage nach Lenchen wie ein Stein auf dem Herzen."

„Kann mir's wohl denken," sagte er, mit einem Ausdrucke von Wehmuth. „Ich hab' mir das bis zuletzt aufgespart," sagte er, „weil mir's allemal recht an die Seele geht, wenn es mir in die Erinnerung kommt. Doch ich will Sie nicht länger aufhalten!" — Er fuhr fort: „Von dem Hunsrücken senken sich tiefe Thaleinschnitte herab nach dem Rheine. Bald sind sie enger, bald weiter, und je nachdem sie von längerer oder kürzerer Ausdehnung sind, liegen ein oder zwei Dörfer in ihrem Schooße, durch den in der Regel ein Bach strömt, der sich in den Rhein ergießt.

„Das sind sonnige, warme Thäler, und an den Bergen, die gegen Süden liegen, ziehen sich die Weinreben bis zum Gipfel hinauf. Da wächst ein herrlich Tröpfchen, lieber Herr, und in den Thälern ist's gar heimlich und schön. In so einem Thale lag Pauls Mühle, ganz nah' an dem Pfarrdorfe. Der Bach war wasserreich und um die schöne neue Mühle herum breiteten sich saftige Wiesen aus, die ein Kranz von Erlen und Weiden einschloß, und die zur Mühle gehörten. Ein prächtiger Garten voll köstlicher Obstbäume lag vor der Mühle. Die Lage der Mühle war ungemein schön. Ein weiter Hof, an den der Garten sich anschloß, lag vor dem großen neuen Hause, und diesen Hof überschattete fast ganz ein außerordentlich großer, weitästiger Nußbaum, der, hätte er erzählen können, was er hier erlebt, manchen Winterabend Einem hätte verkürzen können; denn mehr als einhundert Jährchen hatte

der Wind durch seine Aeste gepfiffen, und die Meisten, die seine Nüsse gekracht, hatten längst das Krachen darangegeben. Neben dem Hofhause standen das Kelterhaus und die Ställe und Schuppen, und der alten guten Lisbeth mußte man's nachsagen, sie selbst und die ihr untergebenen Knechte und Mägde hielten das Alles so sauber und rein, daß es eine Lust war. Im Hause selbst ging's gar still und ordentlich her. Da hörte man kein Zanken und Haseliren. Alle Befehle wurden vom Müllerpaul, wie er im Dorfe nach dem Landesgebrauch hieß, der allemal den Rufnamen hinter das Handwerk oder den Schreibnamen setzt, still und bestimmt gegeben und pünktlich ausgeführt. Darauf hielt er, und gerade so machte es die Lisbeth. Der Müllerpaul aß kein besonderes Bischen, sondern mit seinen Leuten aus Einer Schüssel. Er sprach wenig, weil er immer so still und ernst war, und daran gewöhnten sich auch seine Leute, und der junge Jörg, den er halb und halb an Kindesstatt angenommen, gewöhnte sich auch daran. Es ist am Ende Alles eine Gewohnheit, Herr, und ist auch so gut; denn das viele Pappeln thut's nicht, und das Sprüchwort hat Recht: „Wenn die Zunge drischt, gibt's keine Frucht für die Mühle.“ —

„Nur einmal im Jahre wurde es lebendiger und lauter in der Mühle. Das war allemal im Herbst, wenn gelesen und gekeltert wurde; denn alsdann kamen die Hunsrücker Leser und Leserinnen in die Thäler, und die sind heiter und lieben es nicht, motzig einherzugehen.

„Es war am Sonntage vor der Lese im Jahre vier und dreißig. Ich weiß aber nicht, Herr, ob Sie sich dessen erinnern, nämlich des Jahres, mein' ich. Das war ein Weinjahr! Krampanje, noch einmal! Man wurde von dem Moste toll und voll, und ich sag' Ihnen, die Rieslingtrauben waren alle braun wie Rulãnder, und die Finger klebten Einem beim Lesen, wie wenn man Honig ausläßt, und einen Wein gab's, der war süß wie Zuckerwein und warf seinen Mann, daß er krachte. Seit Menschen-

gedenken war so keiner gewachsen. Auch hingen die Trauben an den Reben, wie wenn sie hineingeschüttet wären. Die Kaufleute schnüffelten schon herum, als die Trauben noch an den Reben hingen. In solchen Herbsten sollten Sie die Gesichter der Weinbauern (die Herrenleute sagen: Winzer, wir aber nicht, denn es ist nicht landesüblich) sehen! Die lachen mit dem ganzen Gesicht, und die Sorgenfalten, die die Mißjahre gemacht, sind alle, wie wenn sie mit dem Bügeleisen glatt gebügelt wären. Sie athmen wieder frei und frisch, die armen Schelmen, die so schwer gedrückt sind und so selten ihrer schweren Mühen Lohn ernten.

„Ueberall stehen dann vor den Hausthüren die Mostbütten voll Wasser, daß sie aufquellen, und die sauber gescheuerten Legel und Lesebüttchen aufgeschichtet. Es sieht Ihnen gar nett und sauber aus! Neue Fässer stehen umher, die noch zu verkaufen sind; denn solche, die gefüllt werden sollen, liegen schon auf dem Lager.

„Wie gesagt, es war am Sonntag vor der Lese im Jahre vier und dreißig. Die Mittagskirche war aus und vor ihren Thüren auf den Bänken oder dem Bauholz saßen die Männer hemdsärmelig, wie die Frauen und Mädchen, Alter bei Alter und Art bei Art.

„Die Männer dampften ihr Pfeifchen und sprachen vom Herbste, der noch so sonnenklar und warm war, als hätten sich die Kalendermacher um zwei Monde verrechnet.

„Hast Du Deine Leser schon? fragte Einer den Andern. Der Eine sagte: Bei dem schönen Wetter eilt's nicht; ich komme mit meinen eigenen Leuten zurecht. Der Andere sagte: 's ist Herbst; es kann leicht umschlagen und Regen geben. Ich will mir Hunsrücker nehmen, wenn sie kommen. Der Dritte lachte und meinte: Wenn's nur Regen gebe! Das Wasser, das der liebe Herrgott vom Himmel in den Wein regnen läßt, das macht nur mehr Brühe, aber verschlechtert den Wein nicht.

„Die Frauen plauderten allerlei gleichgültige Dinge und die Bursche neckten die Mädchen, wenn jetzt die schönen Hunsrückerinnen kämen, schafften sie sich andere Schätze an, wobei denn die Mädchen entgegenredeten, es kämen ja auch Legelträger und Büttensammler vom Hunsrück; sie würden's dann gerade so machen.

„Zu den Männern unter der Dorflinde trat jetzt auch grüßend der Müllerpaul. Die Männer standen auf und lüfteten die Strümpfkappen oder Pelzmützchen, woran man sehen konnte, daß sie einen Respect vor ihm hatten, was sie ihm auch dadurch bewiesen, daß sie ihn zum ersten Schöffen gewählt hatten, was er aber mit Dank für die gute Meinung von der Hand wies.

„Alles schon in der Ordnung, Herr Nachbar? fragte der ihm zunächst wohnende Wingertsmann. — Doch — verbesserte er sich selber, bei Ihm braucht man nicht zu fragen! —

„Warum denn nicht, Kämmerspeter, sprach der Müller. Bei mir ist auch nicht immer Alles, wie's sein soll.

„Nu, nu, sagte der Nachbar, das muß ich doch auch wissen. Bei Ihm kann man lernen, wie man den Sack anhängen muß, damit Alles pünktlich geht. Auch schon Leser?

„Da findet Ihr mich schon im Schlafwamms, sagte der Müller. Ich muß sagen, ich weiß es nicht gewiß. Vergangene Woche schick' ich meinen Jörg auf den Hunsrück, er solle mir Leserinnen ausmachen; aber der bleibt mir auf der Binnenberger Mühle hocken und überläßt es der Müllersche (Müllerin sagen wir hier zu Lande), sie auszumachen, und bleibt doch bis zum Dienstag in der Mühle zu Gast. Nun ist die Müllersche eine alte Frau und, wie mir Jörg sagt, noch von Siebensuppenschnitten oder Adam's und Eva's Zeiten her mit uns verwandt. —

„Es wird so eine Verwandtschaft sein, wie meine Frau als sagt: Meines Urgroßvaters Kellerloch ging in den Hof und das Deines Urgroßvaters auch, daher sind wir Vetter und Bas, lachte der Kämmerspeter.

„So mag's sein, sagte der Müller und die Bauern lachten. Ich glaub' auch, daß es ein Irrthum ist und sie eine andere Mühle meint, die nicht weit von der meines Vaters lag. (Die Obermühle wollte er nicht nennen, weil er den Namen nie aussprach, auch nie genannt wissen wollte, auch kam er nie mehr in's Mühlenthal, seit er es verlassen.)

„Nun, was thut's, sagte der Kämmerspeter, wenn sie nur für ordentliche Leser sorgt, und für deren genug. Ihr braucht schon ein Häuflein, daß es eine Art hat.

„Das ist's eben und deßwegen bin ich in Sorgen. So eine alte Frau hat kurze Gedanken, sprach der Müller.

„Seid guten Muthes, s' ist ja eine Kellerlochsbas, tröstet der Kämmerspeter, und als er eben noch etwas hinzusetzen wollte, kam ein Trupp von etwa zehn bis zwölf Leuten aus dem Oberdorfe herunter. Sie hatten kleine Büttchen und große Henkelkörbe (um nach der Lese Trauben mit heim zu nehmen) unter den Armen, gingen bloßärmelig und hatten, was die Weibsleute betrifft, tärtene Röcke an. Voran ging eine alte Frau mit schneeweißen Haaren, die aber für ihr hohes Alter noch recht wacker daherkam, und die Anderen folgten ihr wie die Küchlein der Henne oder der Glucke, wie wir sagen.

„Aha, da kommen Eure Leser, sagte der Kämmerspeter, denn ich merk's an der alten Glucke, der Kellerlochsbas!

„Das Häuflein kam unterdessen heran, und die Alte fragte, wo die Mühle sei.

„Seht Ihr's? rief der Kämmerspeter und sah dabei den Müllerpaul an, aber er erschrack, als er ihn ansah, denn sein Gesicht war bleich wie Kreide, und es schien, als zitterten ihm die Hände und Füße.

„Ist's Euch nicht recht? fragte besorgt der Kämmerspeter und faßte des Müllers Arm.

„Ein Anderer lief in sein Haus und holte ein Glas Wein, das er ihm reichte.

„Auf des Müllers Stirn standen dicke Schweißtropfen, die aber eiskalt waren, und er mußte sich an den Stamm der Linde lehnen. Peter, sagte er leise, weiset den Leuten meine Mühle! Peter ging mit ihnen hinweg. Niemand aus dem Haufen sah sich nach dem Müller um, als ein junges wunderschönes Mädchen. Es folgte zögernd der Alten und sah, so lange es konnte, mehrmals nach ihm mit großer Theilnahme hin.

„Der Kämmerspeter kam schnell zurück, denn es waren bis zur Mühle kaum hundert Schritt von der Linde aus.

„Er trat wieder zum Müller, der indessen das Glas Wein getrunken hatte.

„Ist's besser, Herr Nachbar? fragte er theilnehmend.

„Der Müller nickte bejahend, und man konnte es wahrnehmen, daß das Uebel vorüberging.

„Was war das doch? fragte der Peter wieder. Habt Ihr vielleicht einen neuen starken Tabak geraucht? Da kann's dem besten Raucher passiren, daß es ihm noch einmal geht wie den Buben, wenn sie sich das Rauchen anquälen. Ich weiß das aus Erfahrung; denn als ich neulich eine Pfeife A B Reiter Willem Stein rauchte, alle Krampanje! da meint' ich, mein Namenstag wär'!

„Es muß so Etwas gewesen sein, sagte der Müller, dankte für die Theilnahme und ging mit dem Kämmerspeter das Dorf langsam hinab. Der Peter, dem das Maul ging wie ein Weberschifflein, erzählte noch ausführlich, wie es ihm damals gewesen, als er den A B Reiter von Willem Stein (das war ein Erzdreimännertabak!) geraucht; aber der Müller ging in so tiefen Gedanken dahin, daß er gar nicht hörte, was der pappelte, und erst wieder aus seinem Sinnen erwachte, als Peter ihm an seiner Thüre: Gute Nacht! sagte.

„Der Müller ging aber nicht in die Mühle, sondern in seinen Garten, wo er sich in das niedliche Häuschen setzte, das mit

rothen Frühtrauben, Burgunderreben heißt man sie, bezogen war, und seinen Gedanken nachhing.

„Sie werden mich fragen: Was dem Paul doch eigentlich zugestoßen sei?“ sprach, den Gang seiner Erzählung unterbrechend, der Flurschütze. „Das kann ich Ihnen ganz genau sagen.

„Hinter der alten Frau, die Niemand anders als die Müllerswittib aus der Binnenberger Mühle war, ging ein Mädchen, das höchstens achtzehn bis neunzehn Jahre alt war. Das Mädchen war gewachsen wie eine Tanne, und in einem Ebenmaß der Glieder, wie man's selten findet; aber nichts kam der Schönheit ihres Gesichtchens gleich, um das ein dunkles, kastanienbraunes Haar vom seltensten Reichthume wallte, und aus dem ein großes, dunkles Augenpaar, wie zwei Sterne, hervorglänzte, dabei war das Gesichtchen, wie Milch und Blut. Unter dem Haufen der Leserinnen waren prächtige Mädchen, aber meist blondhaarig, wie es auf dem Hunsrück gefunden wird; aber diese Eine wirkte so auf den Müller, weil — sie Lenchens lebendiges Ebenbild, wie aus dem Gesichte geschnitten war. —

„Da ist denn bei ihrem Anblick dem Armen Alles lebendig geworden, was er nun schon seit Jahren mühsam und schwer überwunden und in's Grab gelegt hatte, die Zeit des seligen Glücks und die Zeit eines Elendes, das er im reichsten Maß erduldet hatte. Sehen Sie, lieber Herr, es geht dem Menschen mit den Erinnerungen gerade so, wie mit dem, was ihm bevorsteht. Man sieht's kommen und meint, man wäre darauf gerüstet; aber wenn es nun da ist, wenn's heranbricht, so drückt's Einen doch zusammen. Als mir meine Martha starb, da ging mir's so. Sie war lange Zeit im Bett und ich sah's voraus, daß sie nur mit dem Tode daraus herauskäme; ich sah sie so langsam hinsterben, was sie selber gar nicht merkte, und ich meinte, ich wär' vorbereitet; aber, aber — als sie mir starb, da meint' ich, mein Herz müßte zerspringen und bersten!“ —

Er wischte eine Thräne weg.

„Nun," sagte er, „Gott half's tragen; aber wenn ich so am Kirchhofe vorbeigehe und hinüberblicke auf die Stelle, wo ich den weißen Rosenstock hingesetzt, dann ist mir's allemal, als wär's heute gewesen, und die alte Pein wird wieder wach. Dann kann ich mich nur trösten, daß ich zu mir selber sage: Alter, deine Beine tragen dich nicht mehr weit! — Und mit dem Todtengräber hab' ich's schon lange abgemacht. Ich komme gerade neben sie! — Und droben find' ich sie ja wieder!" Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit der Hand über die Stirn, als wolle er den Gedankenkreis entfernen, in den er gerathen war.

„Nehmen Sie mir's doch ja nicht für ungut," sagte er mit einer Stimme, in der noch der Nachhall seiner Empfindungen klang, „daß ich von dem armen Paul auf mich gekommen bin. Es geht dem Alter so.

„Ich wollte bloß damit sagen, daß Paul gemeint hatte, er könne, da er den Schmerz um sein Lenchen überwunden und durch eine schwere Buße seine Schuld gemildert habe, gar nicht mehr so lebendig in jene Tage zurückversetzt werden, wo er den bittersten Kelch seiner Leiden geleert hatte. Wie betrog er sich damit selbst! Ein Blick in das engelsliebe, herzige Gesicht des Mädchens hatte eingerissen, was er gebaut in vielen Jahren.

„Da saß er nun im Garten, im Traubenhäuschen, und die Thränen liefen ihm in Strömen über die Wangen, und er konnte gar nicht Herr seiner selber werden. Die Dämmerung kam und er saß noch da. Die Dunkelheit, die ohnehin in dieser Jahreszeit frühe, und in dem tiefen Thale noch früher, als auf den Höhen kommt, brach herein und deckte Freude und Leid, — aber er saß noch und stützte den Kopf auf den Schieferstein des Tisches, der im Hüttchen stand.

„Wo doch nur der Vetter bleibt? hörte er seinen Jörg, den Bruderssohn, sagen. Es ist doch sonst so gar seine Art nicht, auszubleiben!

„Die alte Lisbeth trat zu ihm und sagte: Jörg, ich weiß gar nicht, was wir machen sollen. Die Leser sind weit gegangen und hungrig. Meinst Du nicht, daß wir essen sollten?

„Wartet noch ein Bißchen, sprach Jörg. Er kann nicht mehr lange bleiben. Beide gingen darauf in's Haus.

„Paul fühlte, er müsse sich ermannen, und er bracht' es fertig. Er ging an den Mühlteich und wusch sich Gesicht und Augen, blickte hinauf zum Himmel, an dem viel tausend Sterne flimmerten, und betete leise um Kraft. Das wirkte beruhigend auf sein Herz, und er ging dem Hause zu.

„Als er in die helle Stube trat, wo alle die Fremden umher auf den Bänken saßen und sie nun grüßend aufstanden, war wieder die Erste, die er sah, das Mädchen, das lebendige Lenchen, und — bald wäre es ihm wieder gegangen, wie an der Linde, aber er faßte sich und sagte, er bedauere es, daß sie heute auf ihn hätten warten müssen.

„Das Mädchen sah ihn so mitleidvoll an. Man sah es ihr an, sie hätte ihn gerne gefragt: Ist's Euch wieder wohl? — aber das schickte sich doch nicht. Er sah den Blick, und mußte mit aller Macht den seinigen abwenden. Sie setzten sich zu Tische. Das Mädchen kam zufällig neben ihn zu sitzen. Er legte ihr die besten Bissen vor, und er mußte nun mit ihr reden.

„Jetzt faßte sie sich ein Herz und fragte: ob es ihm denn wieder gut sei?

„Ach, schier sprang ihm das Herz entzwei, als er diese Stimme hörte! Es war ihm, als rede Lenchen zu ihm. Das war ja ihr Ton, der so tief in die Seele hineindrang, der gerade klang, wie eine Nachtigall singt.

„Niemals ist ihm die Ueberwindung schwerer geworden, als an jenem Abend, und fast war's ihm aus den Augen gebrochen das Leid in hellen Thränen, als das Mädchen bei'm Schlafengehen von Allen ganz allein ihm die Hand reichte und sagte: Schlaft gut; ich denke, morgen werdet Ihr wieder auf dem Damme sein!

„Es war recht gut, daß er nur einen Schritt in seine Schlafkammer hatte, die gerade neben der Wohnstube war! — Jörg sah die alte Lisbeth an, schüttelte den Kopf und sagte: der liebe Gott weiß, was dem Vetter ist! — Er hat geweint. —

„O geh' doch, sagte besorgt die treue Alte. Ach, wenn nur die Zeit nicht wiederkommt, die ich mit ihm durchlebt habe. Jörg, Gott behüte ihn und uns davor! —

„Der Junge kannte seines Oheims Schicksal aus den Erzählungen in der Familie, und die alte Lisbeth kannte es noch genauer, und Beide gingen mit schweren Herzen in ihr Bett. Die Alte lag noch lange wach, und der Jüngling auch; aber vor seine Seele trat bald ein wunderholdes Bild und verdrängte das seines trauernden Oheims, ein Bild, das er, seit er in der Binnenberger Mühle gewesen war, gar nicht mehr vor seinen Augen weg hatte bringen können, wenn es ihm auch damit ein Ernst gewesen wäre, wie es nicht war.

„Als er nämlich von seinem Oheim auf den Hunsrücken geschickt worden war, Leser und Leserinnen auszumachen, da waren Viele schon an die Nahe und an die Mosel bestellt. In Pleizenhausen aber sagte ihm die Wirthsfrau, er solle einmal in die Binnenberger Mühle gehen, die Müllersch habe neulich zu ihr gesagt, sie möchte einmal gern in den Herbst gehen, um ihres Lenchens willen, das wolle aber ohne sie nicht gehen. Er ließ sich den Weg sagen und ging. Es war Sonntag und die Mühle lag so still da in ihrem dunklen Baumkranz, als er eintrat, daß es ihn ordentlich anheimelte. Da fuhr ihm aber ein weißer Pommer in die Beine, als wolle er ihn zerreißen. Jörg wehrte ihn mit seinem Stock ab, aber das eiderbissige Stück Fleisch wurde nur noch wilder. Da rief auf einmal eine glockenhelle Stimme ihm zu: „Spitz, kusch dich!" Und knurrend kroch der Unhold in seine Hütte. Als Jörg aufblickte, stand das Mädchen, das auf den Müller so heftig gewirkt, in der Thüre.

„Gelt, sagte sie lächelnd und wies dabei hinter den kirschrothen Lippen die Reihen schneeweißer Zähne, das ist ein rechter Bisser!

„Freilich, entgegnete Jörg. Der soll alle Krampanse kriegen! Aber er thut doch nur seine Schuldigkeit. Nur hätte er mich nicht für einen Spitzbuben halten sollen. Gelt, so seh' ich doch nicht aus?

„Das Mädchen maß den bildhübschen, sehr gut gekleideten Burschen, der ohnehin die helle Müllerfarbe an seinen Kleidern trug, und schüttelte dann lachend den schönen Kopf.

„Also Du bist nicht so unfreundlich gegen mich, als Euer Spitz? fragte er.

„Bei Leibe, nein! sagte sie erröthend. Du siehst auch gar nicht aus, wie Einer, der Böses im Sinne hat.

„Behüte Gott, sagte Jörg, ich komme in der besten Absicht, ich möchte Dich als Leserin für uns in den Herbst dingen!

„O geh? rief das Mädchen und klatschte die Hände freudig zusammen. Aber dann mußt Du auch die Bas dazu nehmen.

„Freilich! entgegnete Jörg. Wo ist sie denn?

„In der Kirche, versetzte das Mädchen.

„Darf ich denn bei Dir auf sie warten?

„Warum denn nicht? entgegnete sie und er trat ein. Si setzte ihm Butter, Käse und Brod vor, auch Birnlatwerg, und er ließ es sich schon schmecken, denn das schöne Mädchen gefiel ihm alle Minuten besser, und es konnte so lieb und herzig plaudern, daß man ihr gar nicht zu antworten müde wurde.

„Sie konnte aber auch fragen wie ein Grenzwächter. Es war noch keine Viertelstunde herum, so wußte sie schon, wie er hieß; woher er war; daß er bei seinem Vetter sei, der ihn an Kindesstatt angenommen; daß der Vetter die schönste Mühle weit und breit und das größte und beste Weingut im Thale habe, und Tausenderlei, was ihr der kirre gemachte Jörg schon gebeichtet hatte. Sie erzählte ihm dagegen, daß die Bas gar so gut sei; sie groß

gezogen habe, da sie ihre Eltern gar nicht gekannt habe, und daß sie wie das Kind im Hause sei und gar nicht wisse, daß sie keine Mutter und keinen Vater mehr habe.

„Und wie sie so plauderten, sahen sie sich einander immer in die Augen und gefielen sich gegenseitig immer besser.

„Endlich kam die Bas. Lenchen, so hieß das Mädchen, lief ihr eilings entgegen und erzählte ihr Alles, was der Bursch gesagt, und er sei etwas hübsch und scheine gar brav und lieb zu sein.

„Als die Bas den Namen hörte, freute sie sich und eilte so schnell herein, als sie konnte, begrüßte Jörg wie einen uralten Bekannten und sagte: Ei, das freut mich doch, daß ich noch einmal Jemand von der Familie sehe, ehe ich sterbe. Wir sind nämlich noch entfernte Verwandte.

„Wie so? fragte Jörg und freute sich, dem schönen Lenchen etwas näher zu kommen. Die Alte erzählte nun, daß des Obermüller's Großvater, und ihr Großvater, was weiß ich? — verwandt gewesen, und ihr Großvater habe eine Bas in der Untermühle als Müllerin gehabt, sie wisse aber nicht, woher die Verwandtschaft gestammt habe; das thue aber Nichts, er sei eben doch noch ein Freund, und so freue sie sich, daß er sie besuche. Geh', Lenchen, sagte sie, schneide Speck in die Pfanne und backe die Eier!

„Wie der Wind war das Mädel fort und bald drang der köstliche Duft aus der Küche in Jörgs Nase.

„Während des Essens trug er denn sein Anliegen vor und klagte, daß er keine Leser mehr habe kriegen können und sie brauchten doch gerade zwölf, darunter müßten aber drei Legelträger sein.

„Die Alte lachte. Ei, rief sie, wer hat Dir denn gesagt, daß Niemand mehr in den Herbst gehen wollte? Darauf freut sich ja der Hunsrücker ein ganzes Jahr!

„Du kannst ganz ruhig sein und brauchst nicht mehr herum zu laufen, ich besorge Dir die Zwölf so sicher, als heut' die Sonne am Himmel steht.

„Da wurde dem guten Jörg das Herz federleicht. Als er aber fortgehen wollte, nach dem Essen, machte das schöne Lenchen ordentlich ein traurig Gesicht. Die Alte ließ aber auch nicht nach mit ihren Bitten, bis er blieb, und auch noch den Montag dablieb, und ihnen half die Aepfel abthun.

„Niemand ließ sich lieber halten, als Jörg; denn das Mädchen hatte es ihm mit seinen großen blitzenden Augen völlig angethan. Und als er endlich dennoch fort mußte, war es ihm, als hätt' ihm sein Lebtag kein Abschied mehr anne gethan, als dieser, zumal ihn das Lenchen noch ein Stück Weges begleitete, und dann so treuherzig sagte: Wenn ich Dich in acht Tagen nicht wiedersähe, thät mir das Abschiednehmen noch leider! —

„Seitdem konnt' er das Mädchen wachend und im Traume vor seinen Augen stehen sehen, und mußte immer an es denken und schnitt sogar ein L in einen jungen Erlenbaum am Mühlteich. Und wie hatte des Lenchens Auge gelacht, als es ihm die Hand beim Willkomm reichte! Sie hatte gesagt: Gelt, Jörg, nun sind wir schon wieder beisammen und bleiben's den ganzen Herbst!

„Da hätte er ihr um den Hals fallen und sie küssen mögen, wenn es sich nur geschickt hätte.

„So sehr ihm auch seines Oheims Trauer nahe ging, das Mädchen, die Hexe, verdrängte doch den Gedanken schnell, und die Freude, bei ihr zu sein, erfüllte sein Herz mit lauter Lust. Als er endlich in den Schlaf sank, träumte er fort und fort nur von ihr, wie's so den verliebten Leuten zu gehen pflegt.

„Paul lag noch wach da, als der Wächter Zwei blies. War's anders möglich? Durch den Anblick des Mädchens war ja Alles wieder lebendig geworden, was hinter ihm lag. Gerade so war Lenchen, als er von Mainz zurück kam, gerade so schön, wie sie, und das Mädchen hieß auch Lenchen! — Endlich sank er doch in einen kaum erquickenden Schlaf, und als die Unruhe im Hofe begann, war er schon wieder da. Jörg blickte besorgt nach des

Oheims Antlitz, aber er sah es so traurig wie gestern. Beim Frühstück sah er Lenchen wieder und sein Herz pochte fast hörbar.

„Als um sechs Uhr die Glocke läutete, zogen unter fröhlichem Gesange die Leser zu den Weinbergen. Voran die Legelträger und Bursche und hinter ihnen die Mädchen.

„Paul folgte langsam. Er sah, wie Jörg mit dem schönen Lenchen scherzte und bedeutsame Blicke wechselte, und der Gedanke ging durch seine Seele, wie glücklich er sich fühlen könnte, wenn dies Abbild seines Lenchens einst als Gattin seines Jörg ihn umschwebe! — Im Weinberge hatte er nicht Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen, aber sein Blick folgte dem Mädchen überall hin.

„Der Jubel der glücklichen, heitern Jugend, die bald fröhliche Lieder sang, bald aufjauchzte, daß die Berge wiederhallten, bald Pistolen knallen ließ, daß es wie Donner fortrollte an den Felsen, stimmte ihn heute so unendlich traurig, daß er es kaum auszuhalten vermochte, und frühe, ehe die Abendglocke die Schaaren der Leser heimrief, ging er hinab in's Thal und setzte sich in sein Stübchen, das neben der großen Wohnstube lag, und mit dieser durch eine Thür und ein Fensterchen in der Wand verbunden war. Heute hatte die alte Lisbeth mehr zu thun, wie die Pfanne um Fastnacht, denn sie hatte das Essen zu kochen für die vielen Menschen. Im Herbste nämlich pflegt man nicht zu Mittag zu essen, sondern begnügt sich um die Mittagszeit mit Brod und Käse, aber Abends um sechs Uhr, wenn die Leute aus den Bergen heimkehren, wird eine warme Mahlzeit gehalten. Da bringen sie denn einen gesunden Appetit mit nach Hause, und wer das Kochen zu besorgen hat, mag nicht über Mangel an Arbeit klagen. Lisbeth hatte deßwegen die alte Müllerin aus der Binnenberger Mühle gebeten, um Mittag heimzukommen und ihr an die Hand zu gehen. Nun war Alles in Ordnung und das Essen stand beim Feuer, fertig, um angerichtet zu werden. Da Alles besorgt war, traten die beiden Alten in die Stube, setzten sich dahin und plauderten.

„Paul hörte jedes Wort, und da ihn das Gespräch gar sehr anzog, horchte er mit angehaltenem Athem.

„Ja, sagte die Müllerin, es ist ein gutes Kind, das Lenchen, und, wenn ich es nicht hätte, ich wär' in meinem Alter eine geschlagene Frau. Ich hab' es aber auch so lieb, als wär's mein eigen Fleisch und Blut.

„Ei, du lieber Gott, sagte die Lisbeth, geht's Euch dann Nichts an?

„Gott behüte, sagte die Müllerin. Wißt Ihr denn nicht, was es für eine Bewandtniß mit dem Kinde hat? —

„Wo sollt' ich das her wissen? war Lisbeths Gegenrede.

„Dann muß ich Euch doch die Geschichte erzählen, fuhr die Müllerin fort, ich weiß gewiß, Ihr erstaunt, denn es ist eine herzbrechende Geschichte, wie sie in der Welt kaum wieder vorkommt.

„Es mögen jetzt neunzehn Jahre her sein, mein guter Mann lebte noch, da starb uns unser einziges Kind. Ach, Lisbeth, es war ein schönes, gutes Kind, unser Gretchen, und war eben neunzehn Jahre alt. Es ist schon hart und schwer, ein Kind zu verlieren in diesem Alter, das man mit Liebe und Sorge groß gezogen hat, wenn man ihrer noch mehrere hat; aber wenn man nur Eins hat, und das nimmt Einem der liebe Gott, da meint man, das Herz müsse Einem brechen und man möchte sich mit ihm in's Grab legen. So war's uns damals, meinem Jacob und mir. Ihr könnt Euch unser Leid nicht denken!

„Die Leute, die uns trösteten, meinten, die Zeit würde das Leid mildern. Du lieber Gott, unser Leid stand mit uns auf und ging mit uns schlafen, und war einmal, wie das andere Mal. So war ein Dreivierteljahr vergangen und es war noch gerade, wie am ersten Tage. Gar manche Stunden saßen wir da und weinten. —

„Einmal war mein Mann nach Simmern auf den Fruchtmarkt gefahren und ich allein daheim, sonst ließ er mich selten

allein. Da ist mir mein Leid wieder über den Kopf gewachsen, und ich legte die Arme auf den Tisch und den Kopf darauf und weinte so recht bitterlich, daß meine Thränen auf dem Boden ordentlich ein Bächlein machten. Ich hatte nicht gehört, daß die Thür aufgegangen war; auch nicht, daß Jemand in die Stube trat. Plötzlich hörte ich einen tiefen, tiefen Seufzer. Das ging mir durch die Seele, und es überlief mich, wie wenn ich im Winter unter dem Mühlrade stünde. Ich fuhr mit dem Kopf empor, und es war mir in der Seele, als würde nun der Geist meines seligen Gretchens vor mir stehen — ach, Ihr könnt's Euch gar nicht denken, wie es mir zu Muthe war. Ich starrte nach der Thür, von wannen der Seufzer gekommen war, und — denkt Euch meinen Schrecken! — da steht ein Mädchen von meines Gretchens Alter, von ihrer Größe, bleich wie der Tod, und streckt mir die gefalteten Händ entgegen.

„Gerechter Gott! rief Lisbeth und schlug die Hände zusammen, war's wirklich ihr Geist? —

„Ach nein, sagte die Müllerin, und wischte sich eine Thräne weg, der war bei seinem Herrn im Himmelreich, denn das Kind war schon ein halber Engel auf dieser Welt. — Ach, Lisbeth, der Schrecken war schnell vorüber. Ich sah das Mädchen an und mein Herz wurde in mir bewegt. Es war so schön, so schön, wie mein Lenchen, das ihr ohnehin wie aus dem Gesichte geschnitten ist. Das Mädchen war recht gut angezogen, aber dennoch war Etwas in ihr, als ob sie ein entsetzlich Leid trüge. Die Augen lagen ordentlich tief im Kopf, und es schien so müd', daß es nicht mehr stehen konnte.

„Ich sprang auf, um es zu fragen, was es wolle, aber ehe ich aufstehen konnte, lag das arme Kind ohnmächtig am Boden.

„Gerechter Gott, sagte Lisbeth, was war das ein Schrecken! Das mein' ich, fuhr die Müllerin fort; aber ich vergaß Alles über der Noth, die da war. Das Mädchen, mochte es auch sein, wer

es wollte, war ordentlicher Leute Kind. Drin in der Kammer stand meines Gretchen's Bett, frisch überzogen und rein. Dahin bringst du es, dachte ich, und hob mit Mühe das Mädchen auf, und trug es hinein. Ach Gott, dacht' ich, du mußt das arme Kind auskleiden. Du bist ja eine ehrliche Frau und ist kein Mannsbild in der Nähe. Ich schnüre sie auf und ziehe sie schnell aus und lege sie in das Bett; dann hol' ich Essig und wasche sie an. Nach vieler Mühe schlug sie die Augen auf und sah, wie irre, um sich. Sei ruhig, sagte ich, liebes Kind, du bist bei ehrlichen Christenmenschen. Fehlt dir etwas? —

„Sie konnte nicht reden.

„Ich eilte in die Küche, denn ich dachte, Kaffee ist aller Menschen Labsal, und ich hatte mir Morgens ein Töpfchen voll in die Asche gestellt und die Milch gleich dazu geschüttet, weil ich mir Mittags Nichts kochen wollte, hole das und schenke dem Mädchen eine Tasse ein. Sie trinkt sie so begierig, als hätte sie acht Tage gehungert. Wer weiß, dacht' ich, sie trinkt auch noch eine, und ich reiche ihr noch ein Schälchen. Auch das trinkt sie begierig.

„Hat's gut geschmeckt? fragte ich. Sie nickte und lächelte so dankbar, und dann fielen ihr die Augen zu und sie schlief ein. Ich blieb am Bett sitzen und sah das engelschöne Mädchen an, wie die hellbraunen weichen Haare um das weiße Gesichtchen lagen. Hab' mein Lebtag nichts Schöneres gesehen, und doch kam mir das Gesichtchen nicht fremd vor. Aber ich kannte sie doch nicht. Sie schlief fort. Ich schlich mich weg, weil ich mein Vieh besorgen mußte; aber ich horchte als einmal nach der Thür, die ich offen gelassen hatte. Es blieb still. Ich kochte eine gute Milchsuppe für mich und das Mädchen, und trug sie in die Stube. Als ich aber an das Bett kam, wie erschrack ich! Da lag Euch das Mädchen in einer trockenen Gluthhitze, die erschrecklich war, und redete leise vor sich hin. Bald aber auch laut. Ach, rief sie, er

schießt mich todt! Er schießt mich todt! Ach Gott, mein eigener Vater! Paul, Paul, lauf' fort, er schießt dich auch todt! — Lauf' in die Untermühle! rief sie dann wieder. Ich springe in's Wasser! — Nein! Nein! das darf ich nicht! — Und dann sprach sie wieder leise und so ging's fort, bis mein Mann heimkam. Dem sagt' ich's. Ach, Lisbeth, der war der beste Mensch auf der Welt, der keinen Wurm zertrat, wenn er auf dem Wege lag. Er schüttelte bedenklich den Kopf, aber er sagte: „Du weißt, der Herr sagte, der sei des Unglücklichen Nächster gewesen, der unter die Mörder auf dem Wege nach Jericho gefallen war, der die Liebe an ihm thät.“ Behalt' das Mädchen und pflege sein. Du verdienst einen Stuhl im Himmel an ihm. —

„Ach, du lieber Gott, sagte die alte Lisbeth, mir wird's ganz schwindelig! Paul hat das Mädchen gerufen und die Untermühle hat es genannt? —

„Ja freilich, sagte die Müllerin, so hat's gesagt.

„Die alte Lisbeth saß vor ihr mit gefalteten Händen und angehaltenem Athem. Wie ging's denn weiter? sagte sie, erzählt doch fort!

„Nun ja, nahm die Müllerin wieder das Wort, wer hätte denken sollen, daß es das Lenchen wäre, unseres Vetters, des schlechten Obermüller's, bei * * * *, Kind! —

„Da stieß die alte Lisbeth einen Schrei aus und ein Ausruf in dem Nebenstübchen und ein Schlag, als fiele Jemand zu Boden, riß sie von ihren Sitzen auf. —

„Paul war, unbemerkt von den beiden Alten, die in der Küche thätig waren, in sein Stübchen gegangen und saß da, im Herzen bewegt, wie kaum einmal seit langer Zeit. Als die Frauen endlich in die Stube traten und sich zum Ofen setzten und von Lenchen sprachen, wurde er aufmerksam. Er trat an das kleine Fensterchen, welches in die Stube ging und hörte mit wachsender Spannung zu. Mit jedem Augenblicke wurde ihm der Gedanke näher gerückt, es könne sein Lenchen gewesen sein, das, wie auch alle Vermuthungen

dagegen waren, sich dennoch vielleicht nicht einen Tod angethan. Wie ihm das Herz schlug, Herr," sagte lebhaft der Flurschütze; „wie er zitterte am ganzen Leibe; wie er zusammenfuhr, als er seinen Namen nennen hörte, das mögen Sie sich denken. Als aber die Frau das, was er zu ahnen begann, mit klaren Worten aussprach, da brach seine Kraft. Es wurde ihm grün und gelb vor den Augen, und mit einem Schrei, der die Qual löste, stürzte er zur Erde.

„Wie erschracken die Frauen! Lisbeth eilte nach Licht, und in diesem Augenblicke nahten singend und jubelnd die Leser der Mühle und stellten im Hof ihr Geräthe ab.

„Jörg! Jörg! rief die alte Lisbeth, komm' geschwind, der Vetter, der Vetter!

„Da stürzte, zum Tode erschreckt, der Jüngling herein und das Lenchen der Müllerin folgte ihm auf dem Fuß. Als sie endlich in das Stübchen drangen, da lag der Müller starr und leblos am Boden.

„Wein! Wein! schrie Jörg und die alte Lisbeth eilte hinweg. Ehe aber die Lisbeth kam, war er zu sich gekommen, und Jörg hielt ihn in seinen Armen und Lenchen trocknete ihm den kalten Schweiß von der Stirne.

„Leg' mich in's Bett, Jörg, sagte er, und Alle gingen voll Entsetzen und Angst hinaus.

„Jörg half seinem Oheim in's Bett, und als er so dalag, mit dem Gesichte gegen die Wand, da begann sich der Krampf zu lösen, der ihm die Brust zusammenpreßte, und er fing laut an zu weinen.

„Jörg stand dabei mit angstvoll gefalteten Händen. Es ist dem armen Jungen gegangen, wie es mir geht," sagte der Flurschütze. „Ich kann nicht sehen, wenn ein Mensch weint, aber, Herr, wenn ich einen starken, festen Mann weinen sehe, so preßt's mir die Seele, daß ich's nicht ertragen kann. Das ist etwas Absonderliches. Gerade so ging's dem Jörg und noch viel mehr, weil er seinen guten Oheim lieb hatte wie seinen leiblichen Vater.

„Was ist Euch doch? fragte er, selber weinend, und beugte sich über das Bett.

„Ach, laß mich, Jörg, sagte der Müllerpaul, laß mich, Du weißt nicht, was mich so mächtig preßt! —

„Ich hab's wohl gesehen, wie es Euch seit gestern so schwer auf der Seele liegt. Ist Euch denn ein Leid geschehen? Hab' ich etwas verschuldet?

„Ach nein, nein, Jörg! Du nicht, Niemand! fragt mich nicht. Mir ist so weh! — Laß mich allein! sagte er.

„Da schlich der Jörg weinend hinaus.

„Das Lenchen fragte angstvoll: Wie ist's?

„Jörg schüttelte den Kopf. Ich weiß es nicht, sagte er.

„Schick' doch nach dem Doctor, sprach das bebende Mädchen.

„Du hast Recht, versetzte Jörg, eilte in die Gesindestube, wo die Leser still und angstvoll saßen, und sandte schnell den Mahlburschen fort, den Doctor zu holen.

„Lisbeth trat auch zum Bett ihres Herrn und fragte: ob er nicht etwas essen oder trinken wolle? aber er wies Alles zurück.

„Es war eine mächtige Zerstörung in der Mühle. Alle waren wie zerschlagen. Niemand redete laut, und das Lenchen hatte immer Thränen in den Augen und wußte doch nicht warum. Die alte Müllerin aus der Binnenberger Mühle kam gar nicht mehr zum Erzählen. Sie begriff es nicht, daß ihre Erzählung Schuld an dem Schicksale sei; nur die alte Lisbeth, die ja das Alles genau kannte, schüttelte bedenklich den Kopf, und wagte es doch nicht, das zu sagen, was sie von der Sache hielt.

„Jörg legte als einmal das Ohr an das Schlüsselloch, aber er hörte ihn drinnen noch schluchzen.

„Mit dem Essen ging's gar nicht recht. Keines hatte rechten Appetit und Jörg kam gar nicht an den Tisch.

„Erst gegen zehn Uhr Abends kam der Doctor geritten. Er ließ ihm zur Ader, empfahl Ruhe und Schonung und fragte: Ob

denn etwas vorgefallen sei, was den Müller so erschüttert habe? Niemand wußte Etwas davon, und die, die es allein wußte, die alte Lisbeth, getraute sich nicht, etwas dem fremden Manne zu sagen.

„Jörg wachte die Nacht, aber sie ging ruhig vorüber. Der Müllerpaul schlief gut, und Morgens früh, als die Lisbeth kam, nach ihrem Herrn zu sehen, saß er im Bett und sagte, es sei ihm gut, nur sei er so matt, daß er nicht wohl aufstehen könne. Sie sollten in den Wingert gehen und lesen, aber Lisbeth und die alte Müllerin sollten daheim bleiben.

„Als es nun still im Hause geworden war, rief er Lisbeth und die Müllerin herbei.

„Setzt Euch mit Eurer Arbeit — sie kernten Nüsse — zu mir, sagte er, und erzählt die Geschichte doch weiter, die Ihr gestern Abend anfinget. Ach, Ihr wißt nicht, wie nahe mich das angeht! — sagte er.

„Die alte Frau fuhr denn nun auch fort und sagte: Das Mädchen lag sechs Wochen krank, und weil sie fabelte und irre war, so wurde es uns recht Angst, denn wir befürchteten, sie möchte irrsinnig bleiben. Gott sei Dank, das geschah aber nicht! Ich hab' sie, sagte die Alte, gepflegt wie mein eigen Kind und den Doctor zu Simmern holen lassen, der hat's mit Gottes Hülfe endlich gepackt. Sie ist wieder ganz verständig worden, und ganz sachte und langsam auch gesund. Deß waren wir froh, aber wie centnerschwer fiel es mir auf das Herz, als mich der Doctor allein nahm und mir vertraute, wie er der Meinung sei, daß das Mädchen Mutterhoffnung habe! Ich solle sie einmal examiniren.

„Ach, du allmächtiger Gott, ich meinte, ich müßte in den Boden sinken! Aber was half's?

„Ehe ich aber fragen konnte, es war an einem Sonntage, wo mein Mann in die Kirche gegangen war, rief sie mich zu sich, und nun erzählte sie mir, wie sie mit dem Sohne des Untermüllers,

den sie und der sie so lieb gehabt, heimlich zusammengekommen, weil die Eltern in den Tod verfeindet gewesen, und — unter tausend Thränen gestand sie mir ihren Fehltritt. Da sagte sie mir, wie sie von ihm gekommen, an einem Sonntag Mittag, kurz vor seinem Abmarsche zu den Franzosen, da habe ihr Vater ihr aufgepaßt, weil er müsse dahinter gekommen sein, und habe sie zu Boden geschlagen. Sie sei endlich wieder zu sich gekommen, und, da ihr Vater mit dem rothen David sich gebalgt, so sei sie eilings nach der Mühle gelaufen und habe sich in Todesangst und Verzweiflung in ihre Kammer eingeschlossen. Endlich sei er gekommen, trunken und in voller Wuth, habe die Flinte geladen und sie todtschießen wollen. Als er aber gegen ihre Kammerthür gekommen, sei sie zum Fenster hinaus in den Garten gesprungen. Ueber dem Allem sei es dunkel geworden. Als sie ihr Vater nicht in der Kammer gefunden und sie noch im Garten laufen gehört, da habe er nach ihr geschossen, und sie habe einen Angstschrei ausgestoßen und sei in die Wiese gelaufen an den Bach. Da habe der Versucher ihr in die Seele geflüstert: „Stürz' dich hinein, dann hat dein Leid ein Ende, denn nun hast du keinen Vater mehr, da er dich ermorden wollte!“ Als aber plötzlich da der Mond aufgegangen, sei ein Strahl vom Himmel in ihre Seele gefallen, und ihr guter Engel habe sie zurückgehalten von solcher Schreckens- und Greuelthat. Sie habe Buße gelobt und Schmach tragen wollen, lieber, als sich noch schwerer an Gott versündigen.

„Als sie nun gehört, wie ihr Vater mit dem Mahlknechte gerungen und gerufen habe: Sie muß sterben! da sei's ihr gewesen, als reiße sie eine unsichtbare Hand fort. Sie sei über die Wiese hinüber gelaufen, dem Walde zu und fort und immer fort, bis sie endlich in einem dichten Schlag, als der Tag gegraut, zusammengebrochen sei vor Ermüdung und Seelenangst. Sie wisse nicht, wie es ihr geworden, aber sie müsse in einen tiefen Schlaf gesunken sein, aus dem sie neu gestärkt erwacht sei, als die Sonne schon zum

Niedergange sich geneigt. Ein paar Waldbeeren hätten sie mächtig erquickt, aber wo sie gewesen, das habe sie nicht gewußt.

„Nicht weit von der Stelle habe sie eine Höhe gesehen, auf die sei sie, nachdem sie im Gebete gerungen, gestiegen, und habe nun sich zurecht gefunden, daß sie nicht wieder zur Mühle heimwärts gekommen sei. Sie habe nun ihren Weg über das waldige Gebirge fortgesetzt und sei endlich tief im dunkeln Hochwald in ein einsames Haus gekommen, wo ihr die armen Leute für die wenigen Kreuzer, die sie im Säckel gehabt, Brod und Milch gegeben hätten. Dort habe sie nach der Binnenberger Mühle gefragt und gehört, die liege weit rechts. Die Leute hätten ihr ein Nachtlager gegeben und ihr auch am andern Morgen den Weg gezeigt. —

„Der kranke Müller hatte mit großer Anstrengung der alten Frau jedes Wort wahrhaft vom Munde weggeguckt; aber jetzt, als sie etwas innehielt, fragte er: Was wollte sie dort?

„Das will ich Euch sagen, nahm die Müllerin wieder das Wort: Meine Großmutter war von der Familie des Mädchens, das mußte sie gehört haben, und damals müssen die Untermüllers und die Obermüllers auch nah' verwandt gewesen sein. Wir hatten aber seit Menschengedenken Nichts mehr mit unseren Verwandten über dem Walde zu thun, und als wir uns einmal nach dem Obermüller erkundigten, da hörten wir, er sei ein Unhold, der Alles verprozesse, vertrinke und verspiele, und da waren wir denn froh, daß wir gar keine Gemeinschaft mehr mit ihm hatten, und er vergessen zu haben schien, daß wir seine Gefreundeten seien.

„Nun wußte das das arme Lenchen und wollte Zuflucht bei uns suchen. Da hat sich's nicht betrogen! — Kurzum, nachdem sie sich denn drei Tage durchgeschlagen, kam das arme Kind endlich todtmüde und krank zu mir, wie ich gestern erzählt.

„Jetzt war ihr der Stein vom Herzen, und sie fiel vor mir auf die Kniee und umklammerte sie und rief: Base, verstoßt mich nicht, daß ich nicht in der Verzweiflung mir ein Leid anthue. Ohne

Euch bin ich verloren. Mein Vater darf nicht wissen, wo ich bin. Haltet mich heimlich bei Euch!

„Da saß ich nun! Denkt's Euch selber! Ich weiß noch recht gut, wie mir's damals war; wie es mir eiskalt wurde bis an's Herz. Aber der liebe Gott rührte mein Herz an, daß ich weinend das jammernde Mädchen aufhob und sagte: Sei getrost, armes Kind, ich verlasse Dich nicht!

„Ach, da hättet Ihr sie sollen sehen, wie sie mir um den Hals fiel! — Die Müllerin trocknete ihre Thränen, und der Kranke saß da mit gefalteten Händen und sah so bleich aus, wie eine Leiche. Seine Lippen bewegten sich leise und die dicken Thränen jagten einander.

„Endlich, fuhr sie fort, ist denn mein Mann gekommen, und dem hab' ich die Beichte des armen Lenchens gesagt. Er stand auch da, wie Lot's Weib, aber er hatte ein mildes Herz. Eva, sagte er zu mir, Gottes Wege sind wunderbar! Hat er in seiner Gnade das junge Kind vor dem Selbstmorde behütet, so wollen wir's nicht wieder in's Elend hinausstoßen. Er will uns ein Kind schenken, da er uns das unserige genommen hat. Siehst Du, ich sehe in der Geschichte so recht den Finger Gottes für uns alte Leute. Er will uns zu Werkzeugen seiner Gnade machen. Sein Wille geschehe! Wir haben das Mahlen dran gegeben und sind so allein. Niemand kommt zu uns. Anverwandte hier herum haben wir nicht. Da wird Niemand das Mädchen gewahr. Und merken es die Leute, nun dann, so sagen wir, sie sei unsere Magd.

„Aber, sagt' ich, wenn nur Eins nicht wäre!

„Freilich, sprach er, es ist schlimm; aber wir wissen ja, wie's steht, und Gott weiß es, so kümmern wir uns um der Leute Gerede nicht.

„Da war's fertig, und mit dem armen Lenchen war's gerade so, wie wenn die Sonne die Blumen der Wiese ganz zu Boden gebrannt hat, und es kommt ein erquickender Regen, so heben sie

wieder die bunten Köpflein und Kelchlein in die Höhe, strahlen und blühen und duften wieder in frischer Kraft. Gerade so war's mit dem Lenchen. Es ist angegangen wie ein Licht, dem man frisches Oel zugießt, oder wenn über die trockene Wiese das Frühlingswasser fließt. Ach, wie hat sie mich umschlungen mit ihren Armen und die heißen Thränen der Dankbarkeit vergossen an meinem Halse! Zwar fröhlich ist sie nie geworden, denn es lag das Leid über ihren Fehltritt und ihre Schuld schwer auf ihrem Herzen; aber ruhig, still, gottergeben ist sie geworden, und gar manchmal hab' ich sie gesehen, wie sie auf ihren Knieen lag und betete.

„Hat sie nie — ein Wort über Den gesagt, der den größeren Theil der Schuld trug? fragte mit bebender Stimme der Müller, nie ein zürnendes, strafendes Wort?

„O nein, sprach die Alte. Sie hatte ihn zu lieb dazu, und vielmehr sprach sie davon, wie es ihm ergehen möchte, und wenn er doch da wäre, daß ihr Kind ein ehrliches würde!

„Wollte sie denn nicht zu seinen Eltern gehen? fragte er.

„Ach, sie galt ja als todt im Thale; das haben wir gehört. Drum wollte sie todt sein für die, und erst wieder leben, wenn er von den Franzosen heimkehrte; aber ach! das sollte sie nicht erleben. Die Stunde der Geburt unseres Lenchens war ihr Tod!

„O, du heiliger Gott! rief der Müller mit einem Tone, der das Herz durchschnitt.

„Was ist Euch? fragte die Müllerin vom Binnenberg.

„Ich bin's! rief er. Ich bin der Vater Eures Lenchens!

„Da wäre die alte Frau schier zusammengebrochen vor Schrecken und Entsetzen.

„Die alte Lisbeth aber saß da und weinte und nickte der Müllerin die Bestätigung zu.

7.

„Es war im Advent desselbigen Jahres, als die Müllerin von der Binnenberger Mühle mit dem schönen Lenchen am Rhein im Herbst gewesen war, als sie eines Sonntags Morgens mit Lenchen aus der Kirche heimkam. Es war kalt und der Frost hatte die Erde schon steinfest gemacht und die Bäche bedeckt mit der glänzenden Eisbrücke. Schnee lag nicht auf den Feldern, aber der Wald und die Bäume waren alle von Oben bis Unten angethan mit dem Frostkleide des glitzernden Reifes. Die Sonne schien hell und klar in die Reifkrystallchen, und es funkelte wunderbarlich rings umher, und es knisterte und flüsterte so heimlich überall, wenn der Reif abfiel von den schwerbeladenen Aesten. Manchmal that es auch gewaltige Schläge, wenn von des Reifes Last eine Krone brach oder ein Ast abkrachte — daß der einsame Wanderer zusammenfuhr.

„In stillen Gedanken wanderten sie daher, die alte Frau und das liebliche Mädchen, und ihre Tritte knisterten im Gras. Endlich sahen sie die Mühle, wo der Rauch des Schornsteins kerzengerade in die Luft stieg.

„Sieh' 'mal, Lenchen, sagte sie, die Annlisbeth denkt, es sei heute doch mausig in dem Walde, da hat sie uns einen recht warmen Ofen gemacht. Gott lohn's! meinen alten Knochen wird es gar wohl thun.

„Das Mädchen, welches hinter der Alten herging, schüttelte leise den Kopf, und es flog plötzlich eine dunkle Röthe über ihr Gesicht.

„Ich glaub's nicht, Bas, sagte sie. Die Annlisbeth hat viel zu kurze Gedanken, als daß sie so weit reichten.

„Was soll's denn bedeuten? fragte die Alte neugierig.

„Ich weiß es nicht, war des Mädchens Antwort.

„Meinst du etwa, der Jörg sei da und freie? — fragte sie halb ernst, halb neckisch.

„Halt, rief sie plötzlich, da fällt mir auch was bei. Der Herr Pfarrer sagte: Er käme heute noch auf die Mühle; er sei dahin bestellt durch einen Brief. Das ist mir doch zu rund!

„Das Mädchen fühlte ein leises Durchschauern und dankte Gott, daß die Base nicht umsah, weil sie sonst die Flammenröthe hätte sehen müssen, welche ihr Gesicht bedeckte.

„Für Beide aber war das eine stille Mahnung, um schneller drauf loszuschreiten und bald traten sie in den Hof der Mühle, wo ein Wagen hielt, auf welchem Säcke, mit Haferspreu gefüllt, als Sitze gedient hatten.

„Da haben wir's! rief die Alte aus. Wenn du nicht ein Frohnsonntagskind bist, so gibt's keins mehr! Gäste! Lenchen, Gäste! Ach, du lieber Gott! was machen wir denn? Zum Kochen ist's zu spät! —

„Seid nur ruhig, Base, versetzte das glückliche Mädchen, wir wollen sie schon satt machen. Wir schneiden Speck in die Pfanne und schlagen Eier drüber.

„Alle diese Sorgen, wie sie der Weiber Art sind, waren überflüssig; denn als sie in die Stube traten, war sie leer, und die Annlisbeth sagte bloß: Eure Gäste sind in's Dorf und werden erst nach dem Mittagsessen kommen.

„Wer ist's denn? fragte die Alte.

„Ei, antwortete die Magd, es ist ein junger hübscher Bursch und ein ältlicher Mann, der aber auch noch einem Mädchen gefallen könnte.

„Lenchen erglühte vor Lust, und doch war es ihr nicht recht, daß sie nicht da waren. Daß es Jörg sei, der als Freier komme, ließ sie sich nicht ausreden, wenn es auch Jemand versucht hätte, denn sie wußte zu gut, was er gesagt hatte, als er am letzten Abend in dem Häuschen im Garten an der Mühle bei ihr gesessen. Damals hatte er sie an sein klopfendes Herz gedrückt und gesagt: Dich oder Keine! und dann hatte sie gesagt: Ach,

Jörg, wenn's aber dein Vetter nicht litte, und weinend hatte sie hinzugesetzt: Auf mir liegt der Makel, daß ich ein unehelich Kind bin. Du weißt, wie es die Leute machen, wiewohl ich schuldlos die Schmach trage; ich weiß es, hatte Jörg gesagt; was liegt mir an den Leuten! Und wenn du ein Zigeunerkind wärest, Dich oder Keine! Ich will lieber, wie der Vetter, ehelos sterben! Das hatte er gesagt und geschworen, ehe es Weihnachten würde, müßte sie seine Frau sein.

„Das stand ihr immer vor der Seele, und wenn der Spitz bellte, oder wenn die Hausthür knarrte oder ein Wagen gegen die Mühle fuhr — durchschauerte sie ein freudiger Schrecken; aber in der letzten Nacht hatte sie geträumt, sie hätte Jörg und seinen Vetter, den sie so lieb hatte, und wußte nicht warum — aber doch ganz anders, wie den herzlieben Jörg — gesehen, wie sie Sonntags in den Hof gefahren seien, und das war ein Traum, an dessen Erfüllung sie um so fester glaubte, als sie ihn eben im Advent geträumt, denn das war eine gar wundersame Zeit, wo die meisten Träume in Erfüllung gehen.

„Die alte Müllerin bewegten andere Gedanken. Sie hatte ja Alles erfahren in der Mühle im Rheinthale, was sich mit Lenchens Mutter begeben; sie wußte, was der Müller thun wollte, und auch sie hatte darauf gerechnet, daß er bald käme. Ueberdies hatte ihr Lenchen gebeichtet, wie sie mit Jörg stehe, was aber der Müller nicht wußte. Wenn das auch die gute alte Frau freudig machte, so war doch etwas gar Bitteres beigemischt. Was sollte aus ihr, der Einsamen, werden, wenn nun Lenchen, das sie erzogen hatte, das sie liebte, wie die Mutter ihr eigen Kind, mit Jörg zöge? — Solche Gedanken lockten ihr manchmal die Thränen in die Augen.

„Heute, wo Lenchen geschwind noch einen Kuchen backen mußte und die Annlisbeth den Ofen wärmte, stand sie neben dem Mädchen, dessen Antlitz von der höchsten Freude strahlte, und solche Weh-

gedanken zogen durch die Brust der Schwergeprüften. Lange hielt sie sie zurück, endlich aber sagte sie: Ach, lieber Gott, so seid ihr junges Volk! Du strahlst vor Freude, und mich quält der bange Gedanke, was aus mir werden soll, wenn nun Jörg dich als Frau an den Rhein führt! — Sie wischte mit der Schürze ihre Thränen weg, die jetzt in großer Menge hervorbrachen.

„Lenchen fuhr empor, als hätte sie eine Wespe gestochen und sah ernst die Müllerin an.

„Was sagt Ihr? sprach sie. Ich Euch verlassen im Alter? Nein, dann soll Gottes Gnade mich verlassen! Habt Ihr mich nicht aufgezogen als treue Mutter? Müßte nicht der Fluch Gottes auf mir ruhen, wenn ich jemals auch nur den Gedanken gehabt, von Euch zu scheiden? Verlangte das der Jörg, Bas, ich hab' ihn lieber, wie mein eigen Leben, ich will's Euch eingestehen, aber dann sagt' ich: Nein, und wenn mir das Herz darüber bräche!

„Da umfaßte sie die Müllerin und küßte sie, und ihre Thränen, die aus Thränen des Leids, Thränen der Freude geworden waren, benetzten die glühenden Wangen des Mädchens.

„Das ist so deiner lieben Mutter Art, sagte die Alte. Gerade so dachte sie. Du bist ja meines Alters Segen! Wenn ich dich auch nicht unter dem Herzen trug und mit meiner Brust dich genährt hab', im Herzen hab' ich dich getragen und Sorg' und Leid um dich gefühlt, wie wenn du ein Stück von meinem Leben wärest. Ohne dich könnt' ich ja auch nicht mehr leben.

„So sprachen die Zweie, und Lenchen knetete mit dem runden schneeweißen Arm den Teig und machte die Kuchen. Am warmen Ofen gingen sie lustig, und noch waren die Gäste nicht da, als sie schon braun, wie frische Kastanien, die eben aus der Kolbe fallen, auf den Schüsseln lagen.

„Heute schmeckte Beiden das Essen gar nicht, und Annlisbeth meinte, die Gäste hätten getrost dableiben können, sie wären auch noch satt geworden.

„Als die alte Standuhr Eins schlug, kamen sie, begleitet von dem Pfarrer und dem Ortsvorsteher und zwei Censoren, wie man dort die Kirchenvorsteher nennt. —

„Lenchen wollte sich aus den Reisern machen, aber die Müllerin hielt sie fest.

„Jörg glühte auch vor Lust, als er Lenchen sah, und meinte so in dem stillen Herzen, sie sei in den acht Wochen noch viel schöner geworden. Er drückte ihre Hand und hätte sie für sein Leben gern geküßt. Auch blinzte er immer mit den Augen, als hätte er ihr gar Wichtiges zu sagen.

„Mit dem Müllerpaul aber war's kurios. Als er zu Lenchen trat und ihr zum Willkomm die Hand reichen wollte, da war's, als übermannte ihn ein seltsames Gefühl. Er zog das erschreckende Mädchen an seine Brust, drückte es fest an sich; hielt es dann wieder mit seinen starken Armen weit von sich, betrachtete es mit überströmenden Augen und rief: Ja, es ist mein Lenchen! und riß es wieder gewaltig an sein Herz und weinte laut. Willenlos überließ sich ihm das Mädchen, und es wurde ihr so eigenthümlich zu Muthe, daß sie in's Weinen ausbrach und, ob sie gleich gar nicht wußte, was sie that, dennoch ihren Kopf zutraulich an seine Brust lehnte.

„Auch der Pfarrer und die Männer wischten sich die Augen, denn es mußte jedes Herz bewegt werden von dem Schmerze des Mannes.

„Laßt uns zur Sache schreiten, sagte endlich der Pfarrer, denn die Tage des Winters sind kurz.

„Er entfaltete nun eine Schrift, und las sie vor. Darin stand, vom Notär war sie gemacht, daß der Müllerpaul das Lenchen als sein rechtmäßig Kind annehme und anerkenne, wie er denn auch ihr leiblicher Vater sei.

„Ach Herr, da hätten Sie aber die beiden jungen Leute sehen sollen!

„Lenchen stand da — starr, bleich — vor Schrecken. Endlich hob sie das Auge zu dem Müller empor und sah ihn lange, lange an und ihre Lippen zitterten.

„Willst du mich als Vater, mein Lenchen? fragte er. Ach, daß feindselige Menschen deine gute Mutter und mich auseinander rissen! Ich habe gebüßt für den Fehltritt meiner Jugend, schwer gebüßt. Sie ist droben ein Engel des Lichts, denn ihr ist vergeben. Gott sei Preis, daß ich Alles noch gut machen kann. Gott sei Preis, daß er mir wohlthat über mein Hoffen und Würdigkeit, und mich dich finden ließ. Lenchen, willst du deinen Vater nicht?

„Ach, nun weiß ich, warum ich Euch so lieb hatte, seit ich Euch zuerst sah! rief sie aus und stürzte, laut weinend, an seine Brust und küßte ihn, und rief einmal über das andere Mal: Mein Vater!

„O, daß deine Mutter die Stunde erlebt hätte! seufzte der Müller; aber sie sieht ja vom Himmel herunter, die arme Dulderin, und freut sich unseres Glücks! Ihren ehrlichen Namen hab' ich hergestellt in meiner Heimath, und hier der würdige Mann, Euer Herr Pfarrer, hat mir wacker beigestanden. Dir, mein Lenchen, ist das noch dunkel, du sollst aber Alles erfahren.

„Um den armen Jörg hatte sich derweile kein Mensch bekümmert, nicht einmal Lenchen; denn ihr Herz erfüllte ja jetzt nur der Eine Gedanke, daß sie ihren Vater gefunden und der Makel ihrer Geburt getilgt sei.

„Er stand todtenbleich am Ofen, und wußte so recht eigentlich nicht, sollte er lachen oder weinen. Der Müller hatte ihm nichts von dem Allem gesagt und auch der alten Lisbeth hatte er's verboten, ihm etwas von dem zu sagen, was sich im Herbst in der Mühle mit ihm begeben und wie er zu Lenchen stehe. Daß Jörg das Lenchen, wie sein Leben, liebe, das hatte er ja gesehen und sich dessen innigst gefreut, und die alte Lisbeth hatte ihm hinterbracht, daß sie die Zwei an jenem Abend in dem Traubenhäuschen im

Garten belauscht, und was der ehrliche Jörg Alles damals gesagt, und auch die Worte Lenchens.

„Was aber Jörg so überraschte, war nicht der Gedanke, daß ihm nun des Onkels Erbe entgehe; denn so eigennützige Gedanken kamen nicht im Entferntesten in seine Seele, vielmehr war es diese ganz unerwartete Wendung der Dinge und der Gedanke: Wird er sie dir nun auch zur Frau geben? Wird sie dich nehmen? —

„Der Müller dachte zuerst an ihn.

„Jörg, rief er, du stehst allein da, als wärst du ein Fremder, und freuest dich nicht, daß dein Oheim eine Tochter gefunden hat?

„Das weckte ihn. Er eilte herzu und sagte: Glaubt das nicht; aber ich bin ganz versteinert über das Alles, von dem ich mir Nichts träumen ließ!

„Hast du denn nie in deines Vaters Haus von meinem Schicksal reden gehört? fragte der Müller.

„Doch, sagte Jörg, aber ich hörte, das Lenchen aus der Obermühle habe sich ertränkt. —

„Nein, Jörg, nein! Sie entfloh dem unmenschlichen Vater und das verlorene Halstuch hatte solche Mähr erzeugt, die Jedermann glaubte und ich auch, bis du hier in die Mühle kamst, und Gottes Hand es so leitete, daß ich Lenchen sah, die ihrer Mutter lebendiges Ebenbild ist, und die Müllerin da mir die Augen öffnete.

„Sieh' her, mein Kind, Jörg, mein theures Kind! Und obgleich es nicht Sitte ist, daß die Väter für ihre Kinder freien, wenigstens nicht die Väter der Mädchen, so thue ich's doch heute, denn ich weiß, wie lieb Ihr Euch habet, und Nichts könnte mich glücklicher machen, als Euer Glück. Willst Du mein Lenchen zur Frau? Und Du, mein Lenchen, willst Du ihn? —

„Da barg eine Weile das Mädchen ihr schönes Angesicht an des Vaters Brust. Als aber Jörg freudig sagte: Ja, das ist meines

Herzens Wunsch! da lispelte sie auf die zweite Frage auch ihr Ja, und die alte Müllerin und ihr Vater segneten sie, und der Pfarrer hielt feierlich das Verlöbniß, da der Müller, der an Alles gedacht, die Ringe mitgebracht hatte.

„Den Nachmittag blieben sie Alle beisammen, und Lenchens rechte Hand hielt Jörg und die linke der Vater. Trotz alle der Freude war die gute Müllerin oft traurig. Mutter, fragte der Müller, warum blickt Ihr so trübe drein und zerdrückt so oft die Thränen? Denkt Ihr, Ihr müßtet das Lenchen verlieren? — Könnt' ich vergessen, was Ihr an dem Kind und seiner theueren Mutter gethan, so soll Gott meiner vergessen! — Nein, die Tage Eures Alters sollen die schönsten für Euch werden. Hört mich an! Ich hab' einen Mahlburschen, der ehrlicher und reicher Leute Kind ist. Der sucht eine Mühle zu kaufen oder zu pachten. Da denk' ich denn, Ihr verpachtet ihm Mühle und Gut und zieht mit uns an den schönen Rhein. Da sollt Ihr in Ruhe und im Glück Eure Tage verleben, und wir wollen Euch hegen und pflegen, als seien wir Alle Eure leiblichen Kinder!

„Ja, ja, riefen Lenchen und Jörg und faßten die Hände der braven Frau, die vor Weinen nicht reden konnte, aber doch dabei lächelte wie eine Selige.

„Sie willigte gern ein, und nun war die Freude voll. Zwar gab es trübe Augen, als am andern Tage Jörg mit dem Müller wegfuhr, und dem Müller selbst brach schier das Herz, daß er wieder von seinem Kinde scheiden sollte; aber er that's aus Liebe und Dankbarkeit gegen die gute alte Frau, und dann war ja nach drei Wochen Hochzeit.

„Die alte Müllerin hatte dem Müllerpaul die Erlaubniß gegeben, den Pachtcontract mit dem Müllerburschen soweit abzuschließen, daß sie ihn nur zu unterschreiben brauchte. Das geschah denn, und nach dem dritten Sonntag, als die Ausrufung vorüber war, holte

der Müller Lenchen und die Alte mit ihren Siebensachen an den Rhein, wo eine recht fröhliche Hochzeit erfolgte.

„Ich bin am Ende, lieber Herr," sagte der treuherzige Flurschütze; „denn was ich Euch noch sagen kann, faßt sich kurz zusammen. In der Mühle im Rheinthale blühte ein frisches Glück auf, und selbst der Müllerpaul dachte seltener an sein zerstörtes Jugendglück. Die gute alte Müllerin lebte noch lange und vertrug sich auf's Beste mit der alten Lisbeth und Lenchen, Jörg und der Müllerpaul trugen sie wahrhaft auf den Händen. Der Fluch aber der auf der Obermühle und Untermühle da drunten lag, ist gewichen. Die beiden Müller bauen Wehr und Klause gemeinschaftlich, und seitdem wohnt auch dort Frieden und Glück.

„Ach, lieber Herr," schloß er, „wie wenig ist's oft, was die Menschen elend macht, und wie leicht wäre es, die paar Lebenstage in Frieden und Glück zu verleben, wenn nicht die Leidenschaften ihre Unkrautsaat unter den Weizen streuten; aber das ist der Fluch des Lebens!"

Er stand auf. „Mein Beruf fordert, daß ich noch einen Gang über die Flur jenseit des Waldes mache," sagte er.

Ich dankte ihm, und wir gingen wieder den Weg zurück, den wir gekommen waren.

Ich bin seitdem oft an der Stelle gewesen, und allemal sind die Geschicke an meiner Seele vorübergegangen, deren verschlungenes Gewebe der Alte mir entrollt. Das Plätzchen hat seitdem eine besondere Bedeutung für mich gewonnen, wenn auch längst die Gräber Derjenigen eingesunken sind, die einst hier in Freud' und Leid gelebt.



Der Mann auf dem Mittelthorthurm.

Erinnerungen aus dem Leben eines Fünfzigers.

In der guten Stadt Straßburg, gerade dem Münster gegenüber, stand vor einer Reihe von Jahren ein hohes, stattliches Haus, dessen solide Bauart ganz aus Stein, dessen ausgezackte Giebelseiten, himmelhohe Schornsteine, kleine, aber höchst zahlreiche Fensterlein, vor Allem aber die bizarre Steinmetzenarbeit an den Fenster- und Thürengewändern, Stockwerkabsätzen und Ecken auf eine graue Vorzeit, als die Periode seines Ursprunges, zurückwiesen. Das Haus enthielt eine Menge von Zimmern und Kammern, und jedesmal in Mitten des Geschosses lag ein Saal. Es hatte gerade sieben Stockwerke, und jedes Stockwerk war außen durch eine Linie von kleinen Bogen abgegrenzt, von denen aus ganz merkwürdige und in's Fratzenhafte gehende Arabesken zwischen den Fenstern hinliefen. Hunderte von Schwalben nisteten ungestört in diesen Bögen, es sei denn, daß ein frecher Spatz vom Münster ein Nest occupirt hätte, um da zu ernten, wo er nicht gesäet, oder genauer, da zu ruhen, wo er nicht gebaut. An des Hauses Hinterseite, und zwar gerade in der Mitte der längeren Seite des Baues, schloß sich ein runder, ziemlich weiter Thurm an, der die Treppe einschloß. Sie empfing ihr Licht aus kleinen, schief mit ihr laufenden Fensterlein. Auf sie mündeten alle Stockwerke durch große Thüren aus, die jedes Stockwerk als ein Ganzes abschlössen. Oben lief sein Dach spitzig zu und bildete einen Taubenschlag, den man schöner und ruhiger gar nicht finden konnte; daher denn auch eine Tauben-Colonie hier

hauste, deren Zahl sich weit in die Hunderte verlor. Große Speicher zogen sich unter dem Dache des Hauses und zu gleicher Erde reihten sich zahlreiche trockene Gewölbe hin, welche auf ebenso geräumigen als guten Kellern sich erhoben. Was aber dem Haus einen eigenthümlichen Werth gab, das war das Wohnliche und Behagliche jener Räume, die Helle der Zimmer durch die vielen, wenn auch kleinen Fensterlein, die großen, wunderbar wärmenden Kachelöfen mit ihren Rittern, Riesen, Mönchen und wundersamen Gethiere, die eingelegten Fußböden und durch merkwürdige Stuccaturarbeit verzierten Decken. Alles war ächt, nirgends Flitter; aber sein Erbauer mußte enorme Gelder gehabt haben. Er selbst, so eine Art Erwin von Steinbach, soll wie Bauherr, so auch Baumeister gewesen sein. Das war eine alte Sage in der Familie, auf die man stolz war.

Schon sind viele Jahre in das Meer der Zeiten hinabgeflossen, seit ich es nicht mehr gesehen, und doch steht dies Haus vor meinen Geistesaugen, als hätte ich es heute gesehen und mich ergötzt an den barocken Fratzen des Steinmetzen, der ein absonderlicher Kauz gewesen sein muß. O, das Haus spielte eine bedeutende Rolle in meinem Leben — es sah meine ersten Thränen und hörte meinen ersten Jubel — es war mein Vaterhaus.

Verarge mir es nicht, theuerer, freundlicher Leser, daß ich es Dir so genau abconterfeite; es war ja mein Vaterhaus. Seine Räume waren ja alle geheiligt durch theuere Erinnerungen aus meinem Leben. Dort hatte ich sie gespielt, meine Knabenspiele, meine Träume geträumt, meine Phantasien gehegt, meine Thränen geweint, meinen Schmerz still getragen. O, wer solche Räume ohne Pietät betrachten kann, dem spreche ich alles Gefühl ab!

Als ich wieder nach Straßburg kam vor etwa fünf Jahren, da fand ich es nicht mehr. Ja, es war weggetilgt vom Boden, wo eine moderne Zeit ihr frivoles Wesen trieb, eine Zeit ohne alle Pietät. In meinem Grimme wunderte ich mich, daß sie den

Münster hatten stehen lassen, oder daß sie ihn wenigstens nicht weiß oder himmelbläulich angestrichen und irgendwie und wo die drei Farben, die Tricolore, wie graziös die Straßburger mir sagten, angebracht. Der war ihnen, scheint's, ein Bischen zu groß. Aber mein Vaterhaus mit seinen Erinnerungen war weg, ganz weg. Lächelt, wenn ich Euch hier einfach sage, daß mir die hellen Thränen aus den alten Augen rannen, als ich das steife, moderne, geradlinige Ding ansah, das jetzt da stand mit himmelhohen Fenstern, glatt, geleckt, geschniegelt mit einem Balkönchen für vertrocknete Blumen. Himmel und Erde! — ich hätt's niederreißen können, dies malitiöse Ding ohne Vergangenheit, ohne Geschichte, ohne Schwalben, Tauben und Arabesken — und doch blutete mir das Herz. War ich doch hergekommen, um mir es anzukaufen und darin zu sterben. Hatte ich mir doch vorgenommen, nichts weg zu machen als die großen Spinngewebe, womit es manchmal drapirt war. Welche Illusionen! Ich hatte die vierzig Jahre vergessen, die riesengroß zwischen dem Damals und Jetzt lagen oder standen! An dem Münster lehnte ich, als diese wechselnden Empfindungen von Schmerz und Grimm mich durchzuckten. Die Leute gingen und kamen und sahen mich nicht, was mir lieb war — nur eine uralte, verschrumpfte Höckerin saß da bei ihren Aepfeln und Birnen, die mich beobachtete.

Gefällt Ihnen das Haus? fragte sie mich.

Gott behüte! rief ich aus. Wie könnte mir das gefallen?

Nun, so geht's mir, ma foi, gerade, sprach die Repräsentantin des Straßburger Zwitterthums, das halb deutsch, halb französisch und doch keins von Beiden ist; da gefiel mir doch das alte Haus besser; da hatte ich toujours etwas zu observiren, bald ein monstre, bald ein idole, bald ein bête, bald ein visage und unter dem Thorbogen fand ich im Regen ein asyle.

Ich drückte ihr ein Frankstück in die Hand und ging. Da war doch eine Seele, die mit mir gleich dachte. Ich ging auf die

Plattform des Münsters und hing meinen Gedanken nach; — dann setzte ich mich schnell wieder in den Wagen und fuhr weg.

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!
Darinnen liegt begraben —"

was mir theuer und werth war. Fahr' hin — ich habe nichts mehr mit dir gemein. Nur deinen Münster trag' ich im Herzen; denn er ist der zweite Punkt meines Daseins, an den sich Vieles knüpft, woran der Greis noch halten wird mit aller Kraft der Seele! Doch ich muß zurückkehren!

In dem Hause, das ich beschrieben, günstiger Leser, da wurde ich geboren. In meinen frühesten Erinnerungen lebte die belle etage, wo damals meine Eltern wohnten. In den trockenen Gewölben, welche mehr Hallen bildeten, waren die Magazine meines Vaters, denn er war Kaufmann. Die übrigen Stockwerke waren alle vermiethet an bunt zusammengewürfeltes Menschenvolk, unter dem nur ein Paar mich interessirte, das war der Doctor Frommel und seine Schwester, weil sie meine Tauben fütterten und sie so lieb hatten, wie ich sebst. In der Stadt hatte ich noch zwei alte Tanten, denen ich von Zeit zu Zeit die Hand küssen mußte und dann allemal durchgeschimpft wurde, weil ich zu wild sei.

Alle frühesten Erinnerungen sind mir vom Sturme der Zeit und des Lebens weggewischt. Nur ein Ereigniß steht hart, schauerlich und schwarz in meiner Seele, so schwarz wie der Sarg, der eine so schauderhafte Rolle darin spielte, obwohl ich erst fünf bis sechs Jahre damals alt war! Ach! der Sarg umschloß mein Mütterlein, die treue, liebe Engelseele. Sie starb und die Menschen holten mir sie und trugen sie weg. Als sie den Sarg in die Erde senkten, wollte ich verzweifeln, wollte in das Grab springen. Mein guter Vater hielt mich gewaltsam zurück. Bleib' bei mir, mein Kind, rief er, Du bist ja mein letzter Trost in diesem Jammerthale! Das Wort schnitt mir durch's Herz. Ich sah den Mann an, den

ich nie weinen gesehen, und klammerte mich an ihn und rief: Ja, ich will bei Dir bleiben! — Alle Welt schluchzte laut über diese Scene. Nun schien's, als sei mit dem Mütterlein, um das wir trauerten, alles Glück von uns gewichen. Ich begriff's eben nicht, wie es kam, daß wir keine Schreiber mehr hatten, daß die Gewölbe leer waren, daß wir in's siebente Stockwerk zogen und der Vater so traurig war. Die Tanten kamen nicht mehr. Niemand besuchte uns, als der gute Doctor Frommel. Darauf sah ich viele Soldaten, hörte schießen und bedauerte nur, daß dies meine arme Tauben so ungemein scheu machte. Oft gingen wir am Abend auf den Kirchhof, an der Mutter Grab und pflegten die Blumen. Und dann erzählte mir der Vater, wie lieb und gut sie gewesen. Das wußte ich ja auch, und doch ließ ich mir's so gerne wieder erzählen. Aber der arme Vater wurde immer trauriger, wie sehr ich ihn auch liebkoste. Es that mir wohl leid, daß wir so hoch hinauf in das Haus, in das enge Stübchen zogen; allein ich war meinen Tauben näher, sah den Münster und die frommen Schwalben, und was that's, daß ich, um in die Schule zu kommen, etwa hundert Stufen mehr hinab- und wieder hinaufhüpfen mußte? — Allein es ging doch schlimm mit uns. Der Vater schickte mich einmal mit einem Briefe zu den Tanten. Die aber ließen mich ihre Hand nicht mehr küssen, schimpften den Vater einen Bankeruttirer und jagten mich fort.

Ach Gott, wie that mir das so weh! Und doch wußte ich gar nicht, was das Wort zu bedeuten hatte.

Nun folgten sich die allerschmerzlichsten Auftritte jählings und eine von Tag zu Tag wachsende Noth. Ich will nicht das Einzelne aufzählen, könnte es auch nicht mehr, wenn ich wollte; aber das steht in meiner Erinnerung fest, es war die schrecklichste Zeit, die ich je erlebt, die alle meine Jugendfreuden tödtete, die meinem Sinn alle seine Heiterkeit nahm und ihm einen Ernst zugesellte, der fest in mir wurzelte. Ach, es kam so weit, daß ich zitterte, wenn ich

Schritte vernahm, die sich unserem Kämmerchen naheten, weil ich fürchtete, es möchten wieder Leute sein, die meinem guten, so tief gebeugten Vater Geld forderten.

Das Schrecklichste für mich war, daß wir unser Haus verlassen mußten. Es wurde versteigert und kam an einen reichen Mann, der herrlich und in Freuden in den Räumen lebte, die Zeugen unseres Kummers und unserer Thränen gewesen waren. Der Moment, wo wir es verließen, war ein sehr harter. Still, aber mit blutendem Herzen verließ es mein Vater; ich unter heißen Thränen. In einem abgelegenen Gäßchen fanden wir in einem Dachstübchen unsere Wohnung. Ich sah den Münster nicht mehr, nicht mehr meine Tauben und die frommen, mir so befreundeten Schwalben. Alles war fremd; nirgends eine Erinnerung. Ich hätte müssen an dem Münster vorübergehen, wenn ich zur Schule wollte, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen. Hätte ich ja doch da auch müssen an unserem Hause vorübergehen! Konnte ich das? — Niemand besuchte uns hier, als Doctor Frommel. Der kam uns immer wie ein Bote Gottes, denn er brachte dem Vater zu schreiben, und das gab uns Brod.

Während wir noch in unserem Hause gewohnt hatten, war ich gar oft auf der Plattform des Münsters, um mich der wundervollen Aussicht zu freuen, die schon mein kindlich Gemüth mächtig in Anspruch nahm. Dadurch hatte ich mit dem dort wohnenden alten Thürmer eine recht vertraute Freundschaft geschlossen. Er war so recht mein Mann, denn er wußte gar schöne Geschichten zu erzählen, unter denen mich keine mehr ergriff, als die von dem alten Meister, welcher die Aposteluhr gemacht, und dem sie darum, daß er keine zweite mache, die Augen ausgestochen; der aber dann nichts mehr gebeten, als daß man ihn noch einmal an sein Werk führe, und, als man das gethan, einen einzigen Griff in das Werk that, daß es nun gar nicht mehr ging und auch nicht mehr gemacht werden konnte. Gewiß hundertmal mußte er sie mir erzählen, und

immer fühlte ich den ganzen heißen Schmerz des unglücklichen Opfers roher Undankbarkeit mit. Seit langer Zeit war ich nicht bei ihm gewesen. Da begegnete er mir einst und hielt mich an. Der alte ehrliche Mann hatte sich an mich gewöhnt und vermißte mich schmerzlich. Ich mußte versprechen, wieder zu kommen, und that es auch. Aber meine Feder kann den Eindruck nicht schildern, den der Anblick unseres Hauses auf mich machte, als ich da oben stand und herabsah auf die theueren Räume. Alle die seligen Tage und die nachtdunkeln der Zeit seit Mütterchens Tod gingen in langer Procession an meinem Auge vorüber. —

Der alte Mann begriff, was die Seele des Knaben in ihrer tiefsten Tiefe erschütterte. Er nahm mich an seine Hand und zog mich weg und erzählte mir wieder die Mähr vom alten Meister, von Erwin von Steinbach und seiner Tochter und was der Teufel Alles getrieben, um den Bau zu zerstören, aber ich blieb theilnahmslos und in mich gekehrt. Am Ende zerdrückte er eine Thräne — und ließ mich gewähren. Jede freie Stunde, welche mir nun übrig blieb, brachte ich auf dem Münster zu. Mein Vater mochte glauben, ich spiele mit den Knaben meines Alters, während ich da droben in den reinen Lüften in meiner eigenen Welt und in der Vergangenheit lebte, und wohl auch meinem alten Freunde die Last abnahm, die Fremden umherzuführen.

Eines Tages, es war am Todestage meines Mütterchens, war mir das Herz so voll und schwer, daß ich fast nicht wußte, wie ich mir helfen sollte. Ich war mit dem Vater auf ihrem Grabe gewesen, und dann bei ihm geblieben, bis der gute Doctor kam, um mit ihm zu plaudern und sein Pfeifchen mit ihm zu rauchen. Da schlich ich weg und eilte auf den Münster. Da stand ich denn wieder an meiner alten Stelle und träumte vom vergangenen Glück, als noch mein Mütterchen lebte. Mein alter Thürmer führte Fremde umher. Es war eine Familie von drei Personen, ein spindeldürrer schwarzer Mann, eine dicke frivole Frau und ein kleines liebes

Mädchen meines Alters. Die sah mich so still und trauernd da stehen und trat mit dem lebendigsten Ausdrucke des Mitleids im Gesichtchen zu mir.

Du weinst? fragte sie mit herzbewältigendem Wohllaut. Ist Dir was Schlimmes begegnet?

Ach ja, sagte ich. Ich weine um mein theures Mütterchen, das ruht im Grab, und dort unten liegt unser Haus, aus dem uns die bösen Menschen vertrieben haben.

Du Armer! sagte sie, und in die himmelblauen Aeuglein trat auch eine Thräne. Ich weine um meinen guten Vater, fuhr sie fort, der lebt aber noch, und doch durfte ich nicht bei ihm bleiben! Sie breitete ihre Arme dort hinab, nach dem Rheine zu, und sagte dann: Dort lebt er! O könnt' ich ihn wiedersehen, er war so gut! Wie heißt Du? fragte sie dann.

Albert, antwortete ich ihr.

Ich heiße Antonie, fuhr sie gesprächig fort —

In diesem Augenblicke rief eine schneidende Stimme: Antonie! Sie legte das Händchen auf meinen Arm, sah mich weinend in's weinende Auge an und sagte: Lebe wohl, Albert! und hüpfte, sich die Augen trocknend, weg. Ich hörte noch die Mutter grollen und — sie war verschwunden.

Aber ihr Bild verschwand nicht. Es war, als hätte es sich durch die Thränen meiner Augen hindurch nur tiefer und unauslöschlicher in meine Seele gegraben. Wie auch der Sturm des Lebens später um mich und über mich dahinbrauste, dies Bild schien mir immer ein Engel zu sein, der mich anlächelte und Frieden meiner Seele gab. Wunderbar muß ich noch das Spiel meiner kindlichen Phantasie heute nennen, die stets das Bild, umgeben von einem Sternen- und Strahlenkranze, sah, und sich überredete, es sei eben ein Engel gewesen, den mir das Mütterchen gesendet. Die Züge aber konnte ich niemals vergessen. Ich weiß, daß ich in späteren Jahren von einem reizenden weiblichen Antlitz

angezogen wurde, immer aber war es eine Aehnlichkeit mit Antonien, die mich ansprach. Begann ich aber dann diese Züge näher zu betrachten, so zerfiel die Täuschung schnell. Es war Ein Zug und nichts Ganzes. Das schöne Bild Antoniens stand doch unaussprechlich weit darüber.

Als ich an jenem Tage spät nach Hause kam, lag der Vater im Bett, und der gute Doctor saß davor. Wie erschrack ich! Er war krank, sehr krank geworden. Tag und Nacht wich ich nicht von seinem Bett, kam nicht aus meinen Kleidern. Ach, wie oft hab' ich gefleht um seine Erhaltung, auf meinen Knieen gerungen im Gebet! Aber es war nicht der Wille Gottes, dessen Wege so dunkel und unerforschlich sind. Eines Abends schlief er ein. Er schlief so ruhig; es war so still — auch ich erlag der ungeheueren Ermüdung und schlief ein. Als ich erwachte, schlief der Vater noch. Ach Gott, ich hatte noch keinen Todten gesehen. Ich wagte nicht näher an's Bett zu gehen, um nicht den Schlummer zu stören, der mir so viele Hoffnung gewährte. Endlich kam Doctor Frommel. Er schläft, sagte ich.

Er blickte auf's Bett hin und sagte traurig: Ja, armes Kind, er schläft — aber — um nicht mehr hienieden zu erwachen. Der liebe Gott hat seine Seele erlöst und zu sich genommen!

Ich starrte den Doctor an. Ich faßte seine Rede nicht.

Er zog mich zu sich hin und sagte dann: Dein Vater ist zu Deiner Mutter gegangen. Nun sind sie Beide im Himmel.

Jetzt begriff ich ihn.

Wer ermißt meinen Schmerz? — Nun stand ich ja ganz allein, ganz verlassen in der Welt, ohne Halt und Stütze. Der Doctor war tief bewegt. Er drückte mich weinend an seine Brust und sagte tröstend: Du bist nicht verlassen, mein Sohn. Ich bin nun Dein Vater! Er zog mich mit sich fort in seine Wohnung, wo seine Schwester mich liebevoll aufnahm — und mich tröstete. Der edle Mensch that Alles, was für den Leichnam geschehen mußte.

Aber sehen ließ er mich ihn nicht mehr und auch zum Grabe durfte ich ihm nicht folgen. Ich war zu sehr erschüttert und angegriffen, so daß der Doctor das Schlimmste für mich fürchtete. Aber das kam von selbst. Ich erkrankte schwer, theils aus Überspannung durch das viele Wachen, theils durch die Größe meines kindlichen Schmerzes. Noch lebhaft sind mir die Fieberphantasien in der Erinnerung geblieben, die damals meine Seele beschäftigten. Beim Vater und der Mutter war ich und der Engel, den mir Mütterchen gesendet, Antonie, umschwebte uns. Wir waren bald im Vaterhause, bald auf dem Münster. Meine Krankheit währte sehr lange. Des edlen Frommel's Fleiß und Sorgfalt, seiner Schwester liebevolle Pflege retteten mich vom Tode. Ich genas langsam. Es war mir indessen zu Muthe, als liege die Vergangenheit wie ein wüster Traum hinter mir. Ach! wie glücklich ist die Kindernatur, die sich noch so leicht in jedes Verhältniß hineinleben kann. Ich war nun bei Frommel's und blieb bei ihnen, gehalten wie ihr eigen Kind, mit einer Liebe umfaßt, die mich tief rührte, mein ganzes Wesen ihnen zu eigen gab und als himmlischer Lichtblick in die dunkle Nacht meiner Seele fiel. Doch ich war ein Anderer geworden. Das herbe Geschick hatte mich mit zwölf Jahren zu dem Lebensernste des Mannes hinaufgehoben. Die Spiele der Knaben ekelten mich an. Mit riesenhaftem Fleiße warf ich mich auf das Nachholen dessen, was ich in den letzten schweren Zeiten versäumt hatte, und dieser Fleiß, diese Lust am Lernen blieb mir, zumal ich sah, wie ich dadurch das Glück meines edlen Pflegevaters mehrte. Trieben sie mich, wenn ich so angestrengt an den Büchern saß, hinaus in's Freie, so ging ich auf den Münster zu meinem alten Freund oder hinaus auf den Kirchhof zu den Gräbern, die mein Theuerstes umschlossen, und ich kam dann in der Regel mit rothgeweinten Augen heim.

Eines Abends, wo dies auch wieder geschehen und der ganze Schmerz meiner Seele in mir rege geworden war, kehrte ich in

der Dämmerung heim. Der Doctor saß da und spielte auf dem Violoncello. Noch hatte ich ihn niemals diese Kunst ausüben gehört. Still setzte ich mich in die Ecke. Er phantasirte. Es waren wilde, seltsame Töne, die mich ergriffen; denn es war mir, als spräche sich durch die Saiten der ganze wilde Schmerz aus, den in den erschütterndsten Stunden meine Seele empfunden hatte. Allmälig wurden die Accorde milder, sanfter, klagender, weicher. Es war, als lege sich der entsetzliche Sturm des Gefühls, als brächen die wohlthätigen Thränen aus und löschten milde das glühende Feuer des tieferregten Gefühls — und immer wehmüthiger wurden die Klagen, dahinsterbender die wunderbar ergreifenden Töne, die wie himmlische Harmonien klangen, und verhallten dann, als ob die Seele sich nun ergäbe in den unabänderlichen Rathschluß Gottes mit heiliger Hingebung des Glaubens. Da erhoben sie sich wieder und gingen in den Choral: „Befiehl du deine Wege ꝛc." über, und die Schwester des Doctors fiel mit ihrer schönen Stimme ein und sang das herrliche Lied Paul Gerhard's. Als sie geendet, fiel ich ihr in die Arme und schluchzte laut; aber in meine wunde Seele war Himmelstrost gekommen, wunderbarer Himmelstrost.

Der Doctor stellte das Instrument weg, trat zu uns und sagte, indem er mir die Hand auf das Haupt legte: Drum, Seele, laß ihn walten, er will Dein Wohlergehen! —

Es war eine Scene, auf die der Gott der Liebe segnend niedersah. Sie blieb von den herrlichsten Folgen für mich; denn ich hatte einen Frieden gefunden, den ich bis jetzt nicht geahnt; aber in meiner Seele stand der Entschluß fest, dieses Instrument zu erlernen. Ich sprach's gegen den Doctor aus. Das sollst Du, mein Sohn, sprach er mit Rührung. Vielleicht kannst Du in Deinem spätern Leben Dir und Anderen Frieden bringen, wie ich ihn eben Dir selbst gebracht.

Das Wort des edlen Mannes ist ein prophetisches gewesen! Doch ich will dem Gange meiner Begebenheiten nicht vorgreifen! —

Er selbst unterrichtete mich nun in den Abendstunden. Ich machte reißende Fortschritte. Der Doctor, ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik, fühlte sich dadurch höchst glücklich. Die Lehrstunden wurden unausgesetzt gehalten, wenn nicht der Beruf den Doctor abrief, und mit einer Liebe von Lehrer und Schüler gepflegt, die von dem besten Erfolge gekrönt war. Auch meine übrige Ausbildung schritt tüchtig voran. Die Zeit legte ihren Schleier über meine Empfindungen und die Wunden begannen allmälig zu vernarben. Mit Doctors war ich nun so enge zusammengewachsen, als seien sie mir Vater und Mutter. O, wie oft dankte ich Gott, der mir in seiner Gnade diese theueren Menschen gesendet, als er mir die nahm, die mir so nahe gestanden! Aber dennoch blieb mein Gang auf den Münster unausgesetzt. Der Doctor wußte es. Mein alter Thürmer erzählte mir, daß er bei ihm gewesen und sich erkundigt habe, was ich thue. Darauf sei er sehr befriedigt und nicht ohne Rührung weggegangen. Gegen mich selbst aber äußerte er sich nie darüber. Fast täglich war ich oben, wenn auch nur auf die Dauer einiger Minuten. Da stand ich denn stets an der Stelle, wo mir der Engel erschienen und wo das liebe Vaterhaus vor mir lag, in das ich nicht mehr eintreten durfte, denn es lebten Menschen drinnen, die meine Beziehungen zu dem Hause, meine Liebe zu ihm nicht kannten. Nur die Nachbarn sahen mich oft mit Theilnahme an, wenn ich vorüberschlich, und mein alter Freund droben auf dem Münster, der mich allein recht verstand und mir oft nur schweigend die Hand drückte, wenn er mich so in meine Träume versunken sah.

Die Jahre flogen pfeilschnell herum. Ich wurde Jüngling, und das Leben trat mit der ernsten Frage vor mich: Was willst du? Ich hatte diese Frage längst im Innersten meines Herzens gehört, ehe sie mein Pflegevater an mich richtete.

Am Abend nach der Prüfung unserer Schule, in der ich wohl bestanden, saßen wir zusammen und spielten zusammen, was wir, seit ich so weit war, fast täglich thaten. Unser Stück war geendet,

die Cellos ruhten noch im Schooße. Der Doctor phantasirte noch eine Weile in seiner unübertrefflichen Art und Weise, und seine Schwester und ich lauschten noch den süßen Tönen, die heute alle wie Freude und Jubel klangen; da ließ er den Bogen sinken, stellte sein Instrument weg und trat vor mich hin, indem er meine Hand ergriff, und sprach: Was willst Du in der Zukunft? Albert, die Zeit ist gekommen, wo Du Dich entscheiden mußt, wie Du Deinen Beitrag zum Menschenwohl abtragen willst. Der Wege sind viele, mein Sohn. Gott hat mir die Mittel gegeben, Dir jeden, den Du wählst, zu erleichtern, Dich auf ihm zu fördern; aber Du mußt wählen. Ich werde Dich nie bestimmen. Bedenke, daß Du mit dem Frühlinge die Universität beziehen kannst oder einen anderen Beruf wählen mußt.

Ich ergriff die Hand des Edlen und drückte sie an meine Brust. Theurer Vater, sagte ich, ich habe gewählt!

Kind, übereile Dich nicht! sprach er bewegt.

O längst steht meine Wahl fest! rief ich aus.

Und was hast Du gewählt? fragte er.

Sie haben wahr gesprochen, daß ich mein Scherflein zum Menschenwohle beitragen muß, und ich will es redlich; allein wie könnte ich es besser, als in ihrem Berufe. —

Der Doctor trat einen Schritt zurück. Erstaunen, Ueberraschung, Freude — das Alles sprach aus seinen edlen Zügen. Albert, sagte er, und seine Stimme zeugte für das, was ihn bewegte, kennst Du die Schwere, die Last dieses Berufs? Siehst Du nicht an mir, wie er die größten Opfer fordert, wie er Ruhe und Behagen stiehlt, wie er oft ganze Tage mir den Frieden raubt, wenn ich umsonst Alles aufbot, um ein theures Leben zu retten? O, Du weißt es noch nicht, wie das Herz des Arztes blutet, wenn er Zeuge des höchsten Elends, Kummers und Schmerzes ist. Du kennst nicht den weiten, schweren Lehrweg. —

O mein Vater! rief ich aus, mag der Schatten dunkel sein, der auf dem Berufe des Arztes liegt, mag Bitteres oft sein Lohn, Kummer sein Erwerb sein und der Weg weit und dornenreich, der zur Kunst führt — ich verzage nicht. Habe ich nicht selbst erfahren, wie der Arzt, gleich einem helfenden Engel, in die Mitte der Angsterfüllten tritt? Weiß ich es denn nicht, wie Sie so oft voll seliger Freude heimkehren, wenn Ihnen irgend eine Rettung gelang? Sehe ich denn nicht das liebende Vertrauen, das Ihnen überall entgegen kommt? Hab' ich denn nicht gerade bei Ihnen eine Seite des ärztlichen Wirkens kennen gelernt, das oft mehr Segen bringt, als die Medicamente? Ich meine das Herz voll theilnehmender, tröstender, aufrichtender Liebe? Kenne ich denn nicht Ihr gesegnetes Hineintreten in die Hütte der Armuth? O, so blind bin ich nicht, so kindisch nicht mehr, daß ich den Segen des ächten ärztlichen Berufes nicht kennen sollte! Ihr Vorbild wird mich begeistern, wird mir immer vorleuchten! Ich will Arzt werden wie Sie; will heilen durch Kunst, Gefühl und Trost, wie Sie es thun, und will so der Menschheit meine Schuld abtragen und den Zins ihr entrichten für das unendliche Capital der Dankbarkeit, das ich Ihnen schulde.

Der Doctor stand mit verschränkten Armen vor mir. In seinem Auge glänzte eine Thräne. Er wollte die Rührung niederkämpfen, aber er vermochte es nicht. Endlich zog er mich an seine Brust und sagte: Es sei, mit Gottes Hülfe! Es sei, wie Du willst! Und daß ich Dir es nur sage, Du hast den Wunsch meiner Seele erfüllt. Du wirst meine Freude sein und bleiben. Dich gab mir Gott zu meines Alters Freude. Auch seine Schwester kam und liebkoste mich. O, wie war ich reich und glücklich in diesem schönen Momente! An seinem Herzen legte ich den heiligen Schwur ab, daß er nie sich in mir täuschen solle.

So stand meine Wahl fest. Der Winter ging herum unter den ernstesten Bestrebungen und musikalischen Erheiterungen und Genüssen. Der Doctor war ungemein zufrieden mit meinem Spiel,

und ich durfte mir selber gestehen, daß ich es weiter in der kunstfertigen Behandlung des schwierigen Instruments gebracht, als ich es mir selber wohl zugetraut. So kam der Frühling. Je näher er rückte, desto mehr hörte ich den Doctor seufzen. Mir machte das unendlichen Kummer. — Endlich forschte ich bei seiner Schwester, ob vielleicht eine Sorge meinetwegen es sei, was das Herz des Vaters beschwere? Sie lächelte. Nein, Albert, sprach sie, es ist bloß die Trennung von Dir, die ihm so schwer wird. Unser Leben wird sehr einförmig und traurig werden; denn wir haben uns so an Dich gewöhnt, daß Deine Entfernung uns sehr wehe thun wird.

Könnte ich denn nicht hier studiren? fragte ich sie, selber ahnend, wie schwer mir die Trennung werden würde.

Das geht nicht, entgegnete sie mir. Mein Bruder hat in Heidelberg seine Studien gemacht; er will, daß auch Du es dort sollst. Sprich nicht weiter davon, setzte sie hinzu, und laß es gehen. Er wird sich drein finden.

Wie mir das wohl that, wer wollte es bezweifeln?

Und die Scheidestunde kam. Ich will nicht davon reden, wie ich von meinen Erinnerungen, meinen heiligen Wallfahrtsorten, von meinen Pflegeeltern schied. Das Herz wollte mir schier brechen; aber es mußte sein, und ich schied, reichlich ausgestattet mit Allem, was das Bedürfniß erheischte, sowie mit Empfehlungsbriefen meines Pflegevaters.

Zum ersten Male trat ich selbstständig in die Welt, die mir noch eigentlich wildfremd war; denn wenn auch Straßburg eine große, stark bevölkerte Stadt ist, so hatte ich doch im Ganzen wenig, ja fast keinen Verkehr mit anderen Leuten, und mit denen meines Alters fast keinen Umgang. Es war mir so unheimlich zu Muth am ersten Reisetage, daß ich's kaum sagen kann; aber meine Ruhe kehrte zurück, mein Muth, meine freie Bewegung wuchs immer mehr — und als der Wagen in das Thor von Heidelberg hineinrollte, war mir's, als hätte ich längst schon so frei dagestanden.

Eine Wohnung zu suchen, die mir gemüthlich, war meine erste Aufgabe am andern Morgen.

Damals war noch die Stadt von der Vorstadt getrennt durch den schlanken schönen Mittelthorthurm, den seitdem der Zeitgeschmack gefällt hat. Ich will nichts darüber sagen, daß man damit der Stadt eine Zierde nahm, es möchten sonst Viele vielleicht mit mir im Stillen rechten. Hatte ich doch von jeher eine Vorliebe für Thürme, und die schienen mir allezeit für die Physiognomie einer Stadt unentbehrlich. Nur das will ich nicht verhehlen, daß mir's einen Stich in das Herz that, als ich später Heidelberg wiedersah und den Thurm nicht mehr fand. In einem Hause, das unmittelbar an den Thurm stieß, fand ich eine so heimliche, freundliche, helle Stube, daß ich sie sogleich miethete. Ich will nicht leugnen, daß die Nähe des Thurmes, der Gedanke, dort oben manchmal über dem Treiben der Welt zu stehen, im Aether mich zu baden, viel in die Wagschale für diese Wohnung legte.

Ueber die erste Zeit meines Aufenthalts, über meine Bekanntschaften, Erfahrungen, Studien will ich weggehen; es wäre zu wenig Ansprechendes für meine Leser; aber einen bedeutungsvollen Umstand darf ich nicht verschweigen.

Es war in einer Mainacht, die so warm, weich und sternenhell war, daß ich mich nicht entschließen konnte, mich zu Bett zu legen, als ich sinnend und träumend am offenen Fenster saß. Auf den Straßen war es endlich still geworden. Ich dachte meiner Lieben in Straßburg, die unter der grünenden Decke des Friedhofs schliefen und derer, die noch lebenswarm vielleicht auch jetzt meiner dachten. Da schlugen wunderbar klagende Töne an mein Ohr. Woher kamen die? — Ich lauschte. — Es waren die Töne eines Violoncellos; — aber das waren Töne eines Meisters, wie ich noch keinen gehört, gegen den der Doctor und ich Stümper waren. Klang's doch, als sängen Engel Klagelieder, als wären das keine

Saiten mehr, als berühre sie kein Bogen, sondern der Hauch himmlischer Wesen. Meine ganze Seele concentrirte sich im Hörsinn.

Woher kamen sie? Manchmal schien mir's, als kämen sie aus der Ferne der Straße her; allein sie schwollen an, wie die Töne einer Aeolsharfe, und verschwammen dann wieder so leise und wunderbar, daß ich meinte, sie kämen aus der Höhe.

Manchmal trat eine Pause ein; dann aber wühlte es in den Tönen fürchterlich und schauerlich. Grelle Accorde klangen wie der Schrei der Verzweiflung; Läufe brausten daher wie das dumpfe Grollen der Wuth — dann klagte wieder in unaussprechlich ergreifenden Mollaccorden die tiefste Wehmuth. — Es waren freie Phantasien — aber Phantasien eines schmerzzerrissenen Gemüthes waren es, das fühlte ich so lebendig, daß kein Zweifel mehr aufkommen konnte.

Instinktartig griff ich zu meinem Instrument. Ich gedachte der Scene in Straßburg, und meines Pflegevaters Worte von damals klangen mir wie Mahnruf in die Seele. Bist du ein Leidender, der du deinen Schmerz in Tönen aussprichst, sagte ich leise, so will ich's versuchen, ein Himmelswort dir zuzurufen. Ich griff in die Saiten und spielte jene Melodie, die einst mein ganzes Wesen so wunderbar heilte: „Befiehl du deine Wege."

Es wurde stille.

Vielleicht lauscht er! sagte ich zu mir. Gott gebe dir Frieden! Ich variirte frei die Melodie. Ich fühlte, daß ich vielleicht nie besser gespielt. Zuletzt ging ich wieder in den einfach herrlichen Choral über und — o, wer beschreibt meine Freude! — ich vernahm, wie der Spieler mir secondirte. Die Töne waren näher gekommen. Jetzt erst vernahm ich, daß sie von der Gallerie des Thurmes herabklangen. Wahrscheinlich hatte der Spieler früher im Gemach am offenen Fenster gesessen, und die wehende Luft hatte die Töne getragen, gedämpft und geschwellt.

Alles wurde still; aber ich sah oben an der Gallerie eine

dunkle Gestalt lehnen, die jetzt verschwand. Auch ich schloß meine Fenster; aber ich konnte lange nicht einschlafen. Ich dachte nach über das Leiden des Unglücklichen. Spät entschlummerte ich und der Traum gaukelte mir wunderbare Bilder vor. Ich hörte fort und fort die herrlichsten Töne und ich stand oben auf dem Münster zu Straßburg und Antonie stand neben mir und sagte: „Du hast ihm Frieden gegeben!" Wem? fragte ich, aber sie entfaltete Engelsflügel und entschwand zu lichteren Regionen, und ich ging frohen Herzens heim, legte mich nieder und entschlief. —

Die Sonntagssonne leuchtete hell in meine Fenster. Die Glocken klangen schon mächtig, als ich erwachte. Das Ereigniß der letzten Nacht, der Traum, das Wiedersehen Antoniens, deren Bild in den letzten Zeiten seltener vor meiner Seele gestanden — das Alles zusammengenommen, bewegte mich tief.

Leise klopfte mein Aufwärter.

Als er eintrat, fragte ich: Schottler, wer wohnt da droben auf dem Mittelthorthurme?

Der Thürmer, sprach mit verwunderter Miene der ehrliche Kerl, der jedoch durch vieles Nachdenken sich keine Ruhe raubte.

Wer ist denn der Thürmer?

Ich hörte nun die ganze Familiengeschichte eines schlichten armen Teufels, der vom Viertelsnachtwächter zum Thürmer avancirt war und da oben in edler Junggesellenschaft in höheren Regionen lebte, ziemlich unbekümmert um das Treiben in der Tiefe. —

Ich schüttelte ungläubig den Kopf.

Es ist gewiß wahr, versetzte betheuernd der ehrliche Schottler; Sie können mir's glauben; denn er ist mit mir in die Schule gegangen und ist unseres Nachbars, des Nachtwächters, Sohn.

Spielt er ein Instrument?

Schottler lachte aus allen Kräften. Keins, Herr, als das Nachtwächterhorn, das nur einen Ton hat.

Jetzt erzählte ich ihm, während er mir mein Frühstück zurecht setzte, was ich gestern gehört.

Lieber Herr, hob er endlich an, und blickte mir bedeutungsvoll in die Augen. Gestern Abend war Samstagabend. Sie waren wohl auf dem Commers im Faulenpelze, haben sich da das Bier gut schmecken lassen und das ist Ihnen zu Kopfe gestiegen. Das läßt Einem allerlei Melodien hören und spielt Einem gar seltsame Possen. Ich weiß das aus eigener vielfältiger Erfahrung.

Mit dem war's also nichts, das sah ich klar ein. Ich entließ ihn schnell, kleidete mich sonntäglich an und ging zu meinen Hausleuten, um hier mich zu erkundigen, allein es ging mir nicht besser als bei Schottler'n. Sie sahen mich spöttisch an und mochten wohl auch denken, ein Habemus habe mich beim Schopfe gefaßt und mir den seltsamen Spuk vorgespielt.

Ich fing bald an der ganzen Geschichte selbst zu zweifeln an und hielt's für einen Traum, wenn nicht bei meiner Rückkehr in meine Stube mein Violoncello noch am Fenster gelehnt und mir klar bewiesen hätte, daß keine Phantasmagorie des Traumes, sondern die Wirklichkeit meiner Seele sich eingeprägt.

Aber bin ich nicht ein Thor? rief ich mich selber an. Da gehe ich von Pontius zu Pilatus und frage, um alle Augenblicke dummer und am Ende noch weißgemacht zu werden, ich habe einen Rausch gehabt, während ich doch fern von all' dem wüsten Treiben einer rohen sogenannten Burschikosität mit einem Freunde in den Ruinen des Schlosses gelustwandelt hatte, bis das zunehmende Dunkel der Nacht uns mahnte, die Ruhe zu suchen, da wir Beide nicht in der Stimmung waren, in Saus und Braus roher Lust einen Abend zu morden, wie dieser war. Ich steige selber hinauf, das ist das Klügste.

Gesagt, gethan. Ich eilte hinab unter das Thor, grüßte freundlich die alte Höckerin, die ihre verschrumpften Aepfel und

Birnen, geröstete Kastanien und Haselnüsse anpries, und öffnete die Thüre, die zum Thürmerstübchen führte.

Eine dunkle enge Wendelstiege führte mich nach unsäglich ermüdendem Steigen in's Helle.

Ein Ach! drängte sich unwillkürlich über die Lippen, während das Auge das wundervolle Panorama durchschweifte, welches hier ausgebreitet vor ihm lag.

Dort das Schloß. Im Golde der Frühsonne schimmerten die uralten Mauern gar herrlich, durch welche sich das frische Maiengrün der Bäume hindurchdrängte; weiter herüber der Riesenstein mit seinen schönen Baumgruppen und der weltbekannten Sattler-Müllerei; dort oben brauste der Neckar von Ziegelhausen her in die letzte Bergschranke, ehe er die lachende Ebene erreicht. Hoch thürmte sich rechts der Kaiserstuhl, links die Granitmasse des Heiligenberges. Und da unten die Stadt mit ihrer Häusermasse, die so tief unter mir lag! Und als ich mich umwandte und der Brücke folgend, den Philosophenweg, Neuenheim, Handschuchsheim und die ganze Dörfermenge bis hinab zum vereinsamten stillen Mannheim überblickte und die Bergkette jenseit des Rheines, den silbernen Neckar und dort drüben den Rhein — o da brach ich, Alles vergessend, in einen Ausruf des Entzückens aus.

Ich ging rund um die Gallerie herum und genoß den herrlichen Anblick. Da erschallte das Geläute, welches die Gläubigen zur Kirche rief, und wie mit einem Zauberschlage klang's von den Dörfern rings umher, getragen vom säuselnden Winde. Der Eindruck war groß und gewaltig und hob die Seele zu dem Herrn der Welt empor.

Der Thürmer trat jetzt zu mir heran, mich grüßend und mir seine Verwunderung bezeugend, daß einmal ein Student zu ihm heraufgestiegen sei. Es sei seltsam, meinte er, daß so selten Jemand daran denke, wie schön es hier oben sei und wie so reizend die reiche Gegend sich vor dem Auge entfalte, und wie so viel reiner

die Luft sei, die man hier oben athme, gegen die drunten in den Gassen der Stadt.

Ein Blick auf den Mann bezeugte mir vollkommen die Wahrheit und Richtigkeit der Aussage Schottler's.

Das kann doch nicht von Allen gelten, sagte ich; denn noch heute Nacht, oder vielmehr gestern Abend, hattet Ihr Besuch hier oben.

Ich? fragte der Thürmer. Da irren Sie. Es war Niemand hier!

Ei, versetzte ich, spieltet Ihr denn so herrlich das Violoncello?

Nein, wahrhaftig nicht! versicherte er gutmüthig; aber das war eben kein Besuch: das that der alte Herr, der bei mir wohnt. Er hat einmal wieder gar schön gespielt, aber auch so schauerlich. — Ach, das geht mir immer durch die Seele, und, glauben Sie mir, dann ist er recht gebeugt, aber gestern war's anders. Erst spielte er wieder so wild — dann wurde er sanfter, und als da unten der Student, der neben dem Thurme wohnt, auch anfing und das schöne Kirchenlied spielte, da ließ er den Bogen ruhen und faltete die Hände und sah mit weinendem Blicke hinauf zum Himmel, und dann spielte er mit dem da unten, und in seinem Gesichte sah ich zum ersten Mal seit zehn Jahren eine Art von Heiterkeit. Und auch heute ist er viel ruhiger und stiller und hat viel schon gebetet, was er sonst seltener that.

Diese Worte waren mir Himmelskost.

Ist er denn irre? fragte ich.

Gott behüte, nein, entgegnete der Thürmer. Aber er ist sehr traurig. Seit zehn Jahren wohnt er hier, und da unten wissen es die Leute nicht einmal. Manchmal ist er sehr unruhig. Dann spricht er laut und oft schreckliche Worte; aber ist so ein Sturm vorüber, so wird er wieder sanft wie ein Lamm, redet mit mir so freundlich und sanft, als sei er's gar nicht gewesen.

Wer ist er denn eigentlich?

Das weiß ich nicht.

Und wißt Ihr auch nicht, woher er ist?

Ebenso wenig.

Der Mann brach kurz ab.

Aber aus der Thüre des Stübchens trat jetzt eine hohe edle Gestalt. Sechs Jahrzehnte hatten nur das Haar zu Schnee gebleicht, wenn es der Kummer nicht gethan, allein die Kraft der Gestalt hatten sie nicht beugen können. Hoch und stolz wölbte sich die Stirn. Nur das Auge sah düster, und diese Düsternheit stand im grellsten Contraste mit dem liebevollen und milden Ausdrucke des männlich schönen Gesichts. Genauer betrachtet, zeigten sich Spuren tiefen Seelenleidens. Als er mich erblickte, und meinen ehrerbietigen Gruß kurz und ernst erwiedert hatte, wandte er sich auf die andere Seite des Thurmes.

Er ist sehr menschenscheu, sagte der Thürmer, reden Sie ihn nicht an.

Das würde ich ohnehin nicht gethan haben, sagte ich, und bat den Thürmer, mich allein zu lassen, indem ich ihm ein Geldstück in die Hand drückte.

Alles Unbekannte und Räthselhafte, das uns im Leben begegnet, nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch und hat für den Geist einen eigenthümlichen Reiz. Ich könnte indessen nicht sagen, daß gerade das allein mir den Greis bedeutungsvoll und wichtig gemacht. Es war mehr als das. In diesen Zügen lag etwas so Bekanntes und Ansprechendes, Etwas, was mich fast gewaltsam anzog. Und zu diesem unbekannten Etwas, das ich ohnehin mir nicht nachweisen konnte, gesellte sich das Gefühl für fremden tiefen Schmerz. O, ich hätte dem Greis an die Brust sinken und sagen mögen: Schütte den Schmerz deiner Seele in meine Brust aus; sie weiß auch, was Schmerz und Kummer heißt. Ich will mit dir trauern und weinen, aber den Schmerz dir lindern! —

Er kam zurück, sah mich mit einem langen, durchdringenden Blick an und verschwand innerhalb der Thüre zur Wohnung des Thürmers.

In meinen Gedanken versunken, blieb ich noch lange auf der Stelle, träumte mich zurück auf meinen Münster und schied dann still, aber mit dem Vorsatze, wiederzukommen.

In meiner Wohnung angelangt, faßte ich den festen Entschluß, mich dem Greise zu nähern. Ich sann nach, wie ich das wohl bewerkstelligen könnte. Nach langem Sinnen schien mir die Musik die Sprache zu sein, die vermitteln könnte zwischen uns. Das lebhafteste Interesse erfüllte mich für den unbekannten Leidenden, den vielleicht der Menschen Tücke mit dem ganzen Geschlecht entzweit, den ich aber wieder mit ihm auszusöhnen für meinen heiligsten Beruf erkannte. Von nun an saß ich, sobald die Dämmerung kam, an meinem Fenster und spielte das Beste und Edelste, was ich kannte, spielte mit ganzer Seele oft bis spät in die lauen Sommernächte hinein. Fast jeden Abend sah ich die hohe Gestalt an der Gallerie lehnen und meinem Spiele lauschen. Wenn das auf der einen Seite meiner Künstlereitelkeit auch schmeicheln mochte, so machte es mir auf der anderen Seite um so größere Freude, weil ich merken konnte, daß ich, wenn auch langsam, doch sicher meinem Ziele näher rückte.

Der Thürmer referirte mir, wie ihm diese Unterhaltung zusage; wie er so lange aushalte, als ich spiele; wie er seitdem öfter mit ihm rede und sich nach mir erkundigt habe. Das sei sehr viel, meinte der ehrliche Mensch, denn so viel Theilnahme an irgend Etwas habe er seit langer Zeit nicht geäußert.

Nach einiger Zeit ging ich Abends einmal auf den Thurm, um mich der Aussicht zu freuen, die im hellsten Mondschein einen eigenen Zauber haben mußte. Als die Zeit kam, wo ich sonst zu musiciren pflegte, trat der Greis auf die Gallerie und lehnte sich

still an die Stelle, wo ich ihn jedesmal aus meinem Fenster sehen konnte.

Ich faßte mir ein Herz und trat zu ihm.

Ich störe wohl manchmal Ihre Ruhe durch mein abendliches Spiel, sagte ich — darf ich um Ihre Verzeihung bitten?

Ueberrascht wandte er sich zu mir, denn es schien, als habe er meine Anwesenheit nicht bemerkt.

Ach, sprach er, sind Sie der Violoncellist? Nein, das darf ich nicht sagen; im Gegentheil, Sie haben einen alten Mann schon oft erfreut.

Dann danke ich Gott! sagte ich mit einer Bewegung, die sich selbst in dem Tone meiner Stimme bemerklich machte.

Er schwieg eine Weile, dann sprach er: Wohl ist es der schönste Triumph der Musik, daß sie erheitern kann und erheben und Frieden flößen in zerrissene Herzen.

Ich habe das wohl erfahren, sagte ich.

Er sah mich forschend an. — Sie? — fragte er. Junger Mann, wissen Sie, was Sie da sagen?

Ich legte die Hand auf mein Herz und erwiederte: O, man muß noch nicht dem Greisenalter nahe stehen, um zu wissen, was tiefer Schmerz heißt.

Das ist wahr, sagte er. Es hat jedes Menschenleben seine Passionszeit. Dem kommt sie frühe, jenem spät.

Aber — setzte ich hinzu — es hat auch jedes Leben sein Osterfest.

Er schüttelte den Kopf.

O glauben Sie, glauben Sie fest und innig! sagte ich. Das Osterfest kommt. Es schließt die Passion, und wenn die Passion durch's ganze Leben gewährt hätte.

Wohl Ihnen, sprach er dumpf, wenn Sie das glauben können!

Blicken Sie aufwärts, sagte ich; der, der die Sterne dort lenkt, der kennt den Schmerz seiner Kinder und sendet Frieden.

Im Tode, ja, sagte er.

Gewiß! war meine Antwort; aber auch noch diesseit des Grabes. —

Er schüttelte die greisen Locken, reichte mir die Hand und sagte sanft: Schlafen Sie wohl, wenn Sie können! — Er ging zur Thür, kehrte aber noch einmal um.

Junger Mann, sagte er, wollen Sie die Bitte eines Mannes erfüllen, der dem Grabe, Gottlob! nahe steht?

Freudig bejahte ich seine Frage.

Dann spielen Sie wohl Abends wieder so, wie bisher!

Gerne, sehr gerne, sagte ich; doch ich weiß, auch Sie spielen dies herrliche Instrument — dürfte ich wohl — ich stockte und fürchtete, zu dreist zu sein.

Was denn? fragte er sanft.

Dürfte ich wohl bitten, mit Ihnen zusammen spielen zu dürfen? —

Sie haben die Eisrinde meines Herzens geschmolzen, sagte er nach einer Pause — und Ihre Theilnahme an einem Manne, der längst an kein menschlich Mitgefühl mehr glaubte, hat mich wie umgewandelt. Es sei. Ich will glauben, Gott habe Sie mir gesendet. Kommen Sie denn; ich erwarte Sie morgen. Und nun, gute Nacht! —

Er ging.

Ich aber blieb in einer Stimmung, die ich schwer beschreiben kann, die mich aber noch nicht unter dem tiefblauen Sternenhimmel weggehen ließ. Ich dankte Gott, daß es mir gelungen war so weit. Jetzt hoffte ich mehr; ich hoffte, Frieden in diese wunde Brust zu bringen.

Der Thürmer kam, um die zehnte Stunde zu blasen. Als dies beendet war, trat er zu mir.

Junger Herr, sprach der einfache, biedere Mensch. Sie üben eine wunderbare Macht über den alten Herrn aus. Seit Sie ihn durch Ihr Spiel erfreut, ist er ruhiger, milder. Jetzt hat er gar mit Ihnen gesprochen. Das ist etwas Unerhörtes. Vielleicht gelingt es Ihnen, ihn wieder für die Welt zu gewinnen. Lassen Sie nicht ab!

Ich erzählte ihm, daß ich nun wohl Abends mit ihm musiciren würde, was den Mann in das größte Erstaunen versetzte.

Ich ging endlich — und — nie bin ich froher eingeschlafen!

Mit Sehnsucht sah ich dem folgenden Abend entgegen. Als er endlich nahte, nahm ich mein Instrument und das Beste unter meinen Musikalien, meist Duo's, welche ich mit meinem theueren Pflegevater gespielt. Ich wanderte die stille Treppe hinan. Er hatte mich schon erwartet und führte mich durch des Thürmers enges Stübchen in ein etwas geräumigeres, dessen Fensterlein die herrliche Aussicht in die rauhe Ebene von Mannheim bot. Das Ameublement war höchst einfach. Ein Tisch, zwei Stühle, ein Pult, ein Bücherschrank — über dem Pult ein schönes Christusbild in Oel — und das Bett — das war Alles. —

Freundlich empfing er mich. Ohne viel zu reden, setzten wir uns. Ich legte die Musik vor.

Vortreffliche Auswahl! sagte er. Sie ehrt Ihren Geschmack. Er wählte eins aus. Wir stimmten und begannen.

Ich gestehe gerne, daß ich mit Beschämung mich als Stümper diesem Meister gegenüber erkannte. Es lag in seinem Spiel eine Zartheit und Kraft zugleich; ein Wohllaut, der das Herz bewältigte. Selbst mein Pflegevater spielte so nicht. Und mit welchem Gefühle, mit welcher Präcision spielte er! Er schien aufzuleben. Die Vergangenheit schien begraben. Als das Stück geendet war und sein Bogen sank, konnte ich nicht umhin, meinem Gefühle Worte zu geben. Er ging kurz darüber weg und lobte mein Spiel. Das Stück hatte ihm so wohlgefallen, daß er vorschlug, es da capo

zu spielen. Nun ging es noch besser. So flog der Abend hin. Ich ließ mein Instrument mit seiner Genehmigung stehen, weil ich ja wiederkommen durfte, und schied spät, mit wachsendem Wohlwollen von ihm entlassen.

Forthin war ich jeden Abend bei ihm. Immer näher schloß sich der Greis an mich. Schon nach einem Monat war es ihm zur Gewohnheit geworden, mich jeden Abend zu sehen. Ich lernte viel. Gern opferte ich meine Spaziergänge. Gerne zog ich mich je mehr und mehr von dem Umgange der Studenten zurück, um diese höheren Genüsse mir zu verschaffen. Oft spielte er Solo. Oft phantasirte er zum Entzücken. Ich sah, wie ein neues Leben in dem Greis aufging, wie er mich liebgewann; aber der Schleier des Geheimnißvollen, der über seinem Leben, seinem Geschicke lag, war immer noch undurchbringlich, und ich that Nichts, um ihn auch nur im Mindesten zu berühren. Nicht einmal kam es zu einer Unterhaltung, die ein anderes Gebiet berührt hätte, als das der Musik. Er selbst besaß Ausgezeichnetes aus diesem Gebiete. So fehlte es uns nie an neuem, vortrefflichem Stoff, und jeder Abend brachte neue Genüsse.

Der Umgang mit dem ehrwürdigen Manne war mir nachgerade zum geistigen Bedürfnisse geworden. Ich konnte die Abende kaum erwarten. Bis zehn Uhr währte unsere Musik. So forderte es die Lebensordnung des Greises und meine Studien; denn mit dem grauenden Tage stieg ich auf, um den Verlust der Abende zu ersetzen. Und als die Abende länger zu werden begannen, blieb mir noch Zeit, um das nicht zu verkürzen, was mir Lebensaufgabe war. Endlich nahte der Schluß des Semesters.

Werden Sie in den Ferien zu den Ihrigen gehen? fragte mich der Greis eines Abends.

Ich bejahte seine Frage.

So werde ich Sie schwer vermissen, junger Freund.

Desto erfreulicher wird mir, der ich Gleiches bekennen darf, das Wiedersehen sein, sagte ich.

Wenn — entgegnete er; ich bin alt und des Lebens müde. Vielleicht finden Sie meinen Hügel. Dann — setzte er hinzu, behalten Sie als Andenken mein Violoncello und meine Musikalien. —

Ich redete ihm das aus — und als die Ferien kamen, schied ich mit Wehmuth von dem Manne, der mir theuer geworden war.

Aber gen Straßburg zog mich das Herz mit unnennbarer Gewalt. Dort erwarteten mich ja liebende Herzen! —

Ich flog der Vaterstadt zu.

O, wie pochte das Herz, als ich mit dem sinkenden Abend am Vaterhaus, am Münster vorüber kam! Wie pochte es in der Brust, als ich die Thür öffnete zur Stube, wo die Theueren wohnten! Der Doctor saß da und phantasirte wieder auf dem Cello — und seine Schwester ruhte von des Tages Arbeit und horchte dem Spiele.

Da grüßte ich — und das Instrument flog in die Ecke, daß es donnernd grollte ob solcher Ungebühr — und ich lag an der Brust der edelsten Menschen.

Als das Licht kam, wurde ich gemustert. Nun, Du bist größer und männlicher geworden! klang es. Siehst wohl aus — u. s. w. Dann, während die Tante, wie ich sie nannte, das Essen beschickte, mußte ich unvermerkt ein Examen rigorosum bestehen.

Aber das Gesicht des Examinators wurde immer heiterer, und er konnte es sich nicht versagen, mir seine Freude über die wohlangewendete Zeit zu bezeugen.

Wie steht's denn mit dem Cello? fragte er.

Wir könnten ja wohl eine Probe machen, Väterchen! sagte ich.

Topp! rief er und drückte mir das Instrument in die Hand.

Ich spielte — und übertraf mich selbst.

Alle Pest! rief der Doctor, Junge, da muß ich die Segel bald streichen! Wo hast Du Dich denn so vervollkommnet?

Nun mußte ich erzählen, und that's mit froher Erinnerung und seligem Bewußtsein. Der Doctor horchte aufmerksam.

Du hast brav gehandelt, Albert, sprach er, und drückte mir die Hand. Mag ein Geschick den Greis gebeugt haben, von welcher Art es sei, so ist es brav von Dir, Alles aufzubieten, ihn zu erheitern, und ebenso brav, Dich nicht in sein Vertrauen einzudrängen. Fahre so fort. Dir ist es wohlthätig, ihm heilsam, und Gott gebe seinen Segen dazu.

Am andern Tage war mein erster Gang auf den Friedhof, der zweite auf den Münster. Die Freude meines alten Freundes, des Thürmers, war groß. Mir kehrte die Vergangenheit zurück, und die Gefühle wurden mächtig wieder erregt.

Ich mochte schon eine Weile oben sein, als der Alte, der mich mir selber überlassen hatte, zu mir kam. Bald hätte ich ja vergessen, hob er an, Ihnen zu sagen, daß Jemand nach Ihnen gefragt hat, an den Sie gewiß nicht denken.

Ich fühlte, daß eine dunkle Röthe mir auf die Wangen stieg, denn ich dachte — an Antonien.

Rathen Sie einmal? — sagte er lächelnd.

Endlich fuhr er fort: Erinnern Sie sich noch des kleinen freundlichen Mädchens, das einmal vor — ich weiß nicht wie viel Jahren Sie hier vor Ihrem Vaterhause weinend fand und mit Ihnen plauderte und mit Ihnen weinte? —

In nicht geringer Bewegung bejahte ich seine Frage.

Nun, die ist wieder da gewesen; aber wie hat sie sich verändert! Damals noch Kind — jetzt eine blühende Jungfrau; was sag' ich? schön wie ein Engel Gottes und mild und freundlich, wie so ein Engel.

Es ergriff mich eine seltsame, mir bisher ganz fremde Unge-

duld. Ich konnte nicht erwarten, bis mir der alte Mann ausführlich erzählte und bestürmte ihn mit Fragen.

Er erzählte: Vor etwa drei Wochen kamen drei Fremde — ein altes Paar, die sehr verdrießlich und leidend drein sahen, und ein allerliebstes Püppchen von etwa achtzehn Jahren, so schön, wie ich es Ihnen vorhin bezeichnete. Der Herr sah dort hinaus, die Dame ging auf die entgegengesetzte Seite und das Mädchen trat zu mir — ich stand nämlich dort, wo Sie jetzt stehen. Vor vielen Jahren bin ich schon einmal hier gewesen, hob sie zu plaudern an mit einer Stimme, die etwas ungemein Einschmeichelndes hatte. Ich, meines Orts, konnte mich natürlich darauf nicht mehr besinnen, denn es kommen der Fremden, wie Sie wissen, Tausende hier herauf. Wer sieht sich aber die Leute alle an? — Damals — fuhr sie fort, und es stieg eine helle Gluth über das schöne Gesichtchen, stand hier ein Knabe und weinte — ich wurde jetzt aufmerksamer — er sah, fuhr sie fort, dort hinab auf das alterthümliche Haus und sagte mir, das sei sein Vaterhaus, aus dem ihn böse Menschen vertrieben, und aus dem sie ihm auch sein Mütterlein fortgetragen in's dunkle Grab. Jetzt wußte ich's; ja, die ganze Scene von damals kam mir recht frisch in meine alten Gedanken denn ich hatte das Mädchen weinen gesehen, als sie von Ihnen ging.

Ich fiel ihr also rasch in die Rede und sagte: Das war Albert! —

Richtig, bemerkte sie nicht ohne Erregung, er hieß Albert.

Was ist aus dem Knaben geworden? —

Haha! rief ich, froh, daß ich Ihr Lob einmal ausposaunen konnte, das ist ein schmucker junger Herr geworden, wie Milch und Blut, und brav, Mademoiselle, brav, wie irgend Einer in der Welt. Ja, den sollten Sie sehen! Jetzt studirt er in Heidelberg als Doctor.

Heidelberg! rief sie in seltsamem Ton, und ein recht tiefer Seufzer arbeitete sich aus ihrer Brust herauf.

Während wir so sprachen, rief die alte Hexe, wie damals, mit ihrer gellenden und schneidenden Stimme: Antonie! Sie schrack zusammen.

Wenn er wieder hierher kommt, so grüßt ihn freundlich von mir — von Antonien! — sagte sie, drückte mir ein Zweifrankenstück in die Hand und flog wie ein Pfeil davon. Als ich an die Stelle zurückkam, lag einer ihrer Handschuhe da, den sie in der Hast verloren. Ich hätte ihr ihn gerne nachgetragen; aber wie sollte ich alter Mann das flüchtige Kind ereilen?

Habt Ihr den noch, Vater Jerome? fragte ich mit bebendem, pochendem Herzen.

Er lachte. Freilich, fuhr er fort, hab' ich ihn noch; denn ich konnte mir wohl denken, daß der für Sie einen unschätzbaren Werth hätte. Ho! unser Einer hat auch Ritter- und Liebesgeschichten genug gelesen aus der Bibliothek des Meister Stephan, des Buchbinders, meines Gevattermanns, um zu wissen, wie es jungen Herren zu Muthe ist, wenn sie ein Bischen verliebt sind.

Er humpelte fort und ließ mich in einer höchst aufgeregten Stimmung zurück. Nach wenigen Minuten brachte er mir den Handschuh. Er war von gelblicher Seide und verrieth die kleine Hand, die ihn getragen. Vor dem Alten mocht ich keine neue Blöße geben, ich steckte ihn also ohne Weiteres in meine Tasche; aber ich fragte viel, sehr viel, um irgend eine Spur zu finden, irgend ein Merkzeichen, wohin sie sich gewendet haben könnte. Das Alles aber war und blieb umsonst; denn der alte Mann wußte natürlich nichts weiter, als was er mir bereits mitgetheilt. Nur das sagte er noch, daß sie einen unverkennbaren Zug stillen Leidens in ihrem Gesichte gehabt, der ihm verrathen habe, daß sie wohl nicht ganz glücklich sein möchte.

Da war denn mit einem Mal ein Funken hineingeschleudert

in die stille Welt des Herzens, der zur Flamme wachsend, bisher unbekannte Räume erleuchtete! Da war denn der Phantasie ein Feld geöffnet, so weit und groß, daß sie sich endlos drinnen ergehen konnte; da war denn nun mit einem Male der kleine Engel mit dem Heiligenschein und den Flügeln zu einer engelschönen Jungfrau geworden, die sich meiner erinnerte, die wohlwollend meiner gedachte, deren Reize selbst einen hochbetagten Greis noch mit Wohlgefallen erfüllten. Wer zweifelt daran, daß nun meine Träume, wachend und schlafend, sie und nur sie sahen? daß ich mit den schönsten Farben das kleine Lockenköpfchen, dessen schöner Züge ich mich noch so lebhaft erinnerte, ausmalte, vergrößerte, daß, mit Einem Worte, die ganze Welt in den Hintergrund trat, und Antonie, umgeben von allem Zauber der Poesie und Romantik, meine Seele erfüllte? O, ich hätte ja nicht ein Jüngling sein müssen! Es hätte ja die theure Erinnerung nicht in mir leben dürfen, wenn es anders hätte kommen sollen. Ich liebte mit ganzer Seele ein Ideal, und das stand als Götterbild auf dem Altar eines unentweihten Herzens. Ich kam zerstreut nach Hause; denn meine Gedanken schweiften in unbekannten Fernen. Ich haderte mit dem alten Jerome, daß er nicht gefragt, wer sie sei und wohin sie reise, — und nicht tausend andere Fragen gethan, die mich über Alles interessirten. Ich grollte mit meinen Professoren, die die Collegia so weit hinausgedehnt hatten. Wären die Ferien früher gewesen, dann hätte ich sie vielleicht gesehen und — dann gewiß das Alles gefragt, damit ich sie hätte wiederfinden können — oder — Alles das vergessen in ihrem Anblick. Kurz — ich machte es um kein Haar breit anders oder besser, wie alle jungen Leute meines Alters, wenn sie in einer ähnlichen Lage gewesen wären.

Mein Pflegevater wurde ganz irre an mir. Er brachte nichts aus mir heraus. Als er am Abend ein Duo mit mir spielen wollte, wozu er eines Freundes Instrument geliehen, machte ich so unausstehlich dumme Streiche, verfehlte den Takt so schülerhaft, daß

er nahe dran war, recht ärgerlich über mich zu werden. Ich begriff aber nun recht gut, daß es Noth that, dem losen Spiele der Einbildungskraft Schranke und den Verstand möglichst an ihre Stelle zu setzen. So ging's dann besser und ich söhnte meinen Pflegevater wieder mit mir aus.

Eines Tages kam er auf meine durch seine Empfehlungsbriefe veranlaßten Bekanntschaften.

Es ist mir recht aufgefallen, sagte er, daß Du mir doch gar nichts von dem Professor * * * * schriebst, nach dem ich Dir aufgetragen, Dich zu erkundigen. Ich hab' ihn wohl gekannt, sehr werth gehalten, später manches Beklagenswerthe von ihm gehört, dann aber nichts mehr während vieler Jahre.

Ich erinnerte mich jetzt auf's Genaueste, daß ich allerdings des Doctors Auftrag erfüllt, aber das, an sich sehr dürftige Resultat meiner Erkundigungen ihm mitzutheilen vergessen hatte. Ich entschuldigte mich mit dem Einfluß der ersten Zeit meines Lebens in der neuen Welt der Universität, was auch allein der Grund meiner Vergessenheit gewesen war, und gab ihm dann die Details, welche ich über besagten Professor erfahren, den man übrigens sehr hochgeachtet zu haben schien.

Was ich erfahren, war, daß der unglückliche Mann in sehr traurigen, ehelichen Verhältnissen mit einer verworfenen Frau gelebt, von der er sich zuletzt mußte scheiden lassen, und die dann mit ihrem ansehnlichen Vermögen sich an einen Schauspieler gehangen und verschwunden sei. Er habe seine Professur niedergelegt, sei weggezogen und Niemand wisse, was aus ihm geworden sei.

Das war ungefähr Alles, was ich erkundet hatte. Das Loos des Mannes bewegte meinen Pflegevater sehr, denn er verdankte dem edlen Manne Vieles, dessen Geschick eine so betrübende Wendung genommen.

Unter vielen Zerstreuungen vergingen die kurzen Ferien. Ich kehrte zurück zu der Alma Ruperto-Carolina, zu meinen Studien,

zu meinem alten Freunde, dessen Namen ich nicht einmal kannte. Wie groß war des Greises Freude! Wie herzlich bewillkommnete er mich! Wie klagte er, daß die Tage so langsam hingeschlichen seien und daß ihm das Spiel auf seinem Instrumente gar keine Freude habe machen wollen. Alles kam wieder in den alten geregelten Gang. — Ja, ich darf wohl sagen, daß es in diesem Gange blieb während dreier Jahre.

Mein Alter blieb stumm über seine Schicksale und ich in ehrerbietiger Ferne, wie groß auch das Vertrauen war, das zwischen uns stattfand. Nur das hatte ich gehört, daß er Werner hieß und unter dieser Adresse Briefe und Gelder ankamen, deren er zu seiner sehr bescheidenen Subsistenz bedurfte.

Wie gesagt, meine Studienzeit war abgelaufen. Das Triennium absolvirt und der alte Doctorhut saß auf meinem jungen Kopfe mit allen Ehren. Daß hiermit meine Vorbereitungen zu meinem ärztlichen Beruf enden sollten, war durchaus nicht die Meinung meines Pflegevaters; vielmehr sollte ich nach Würzburg und sein berühmtes Juliushospital, Wien und sein wohlbekanntes Krankenhaus, Berlin und seine Charité besuchen, und dort praktisch mich zurechtfinden lernen am Krankenbett und bei den Operationen.

Ich will nicht verhehlen, daß mir diese Aussichten höchst erfreulich waren, denn mein Durst nach Wissen und Vervollkommnung war stets gewachsen, je tiefer ich in die Schachte einer Wissenschaft hinabgestiegen war, deren Wesen noch — ein verschleiertes Isisbild, ein großes, nicht gelöstes Räthsel ist.

Aber auch das sei ohne Hehl bekannt, daß ich von Heidelberg sehr ungerne schied. Wer könnte gern einen Ort verlassen, dem er so Vieles verdankt, den die Natur mit verschwenderischem Reiz ausgestattet hat? — Und bei mir trat wirklich die Trennung von dem ehrwürdigen Werner hinzu. O, ich durfte mir ja gestehen, daß mein Umgang wunderbar ihn verändert hatte, daß seine ganze Seele mit immer wahrhaft väterlicher Liebe an mir hing. Es gab

Momente, wo er mit sich selbst im Kampfe lag, ob er das schreckliche Siegel lösen sollte, das auf seinen Lippen lag über ein Leben, dessen Glück furchtbar mußte zertreten worden sein; aber stets schien ihn eine unsichtbare Macht zurückzuhalten. Ich mied jede Gelegenheit, weil ich, ich gesteh' es gerne, mich fast fürchtete, diese Geschicke kennen zu lernen, die in der That schrecklich mußten gewesen sein. Sprach ich von meiner Abreise, dann traten Thränen in seine Augen, und er sagte: Ich habe wohl gewünscht, Sie möchten mir die Augen zudrücken! Es soll nicht sein!

Ich mußte ihm versprechen, oft, recht oft ihm zu schreiben.

Von seinem Segen begleitet, zog ich bewegten Herzens ab. Aber ich habe mein Versprechen redlich gehalten, bis ich ihn selber wiedersah.

In Würzburg weilte ich ein Jahr, dann eilte ich nach Berlin, zuletzt nach Wien. Was soll ich sagen von diesen drei Jahren? Sie flossen hin im strengsten Dienste der Wissenschaft, welcher ich mich gewidmet. Kein Ereigniß trat störend oder fördernd in den ruhigen Entwickelungsgang, den mein inneres und äußeres Leben verfolgte. Ob ich im reiferen Alter die schönen Träume meiner Jugend fortträumte? Ob das schöne Ideal meiner Seele blieb? — Selbst auf die Gefahr hin, als Schwärmer belächelt zu werden, antworte ich mit der Hand auf dem Herzen: Ja! Ich habe oft Gelegenheit gehabt, die lieblichsten Mädchen kennen zu lernen, Zierden ihres Geschlechts — aber wenn sie irgend Eindruck auf mein Herz machten, so war es eine flüchtige Aehnlichkeit mit den Kinderzügen Antoniens, die mir so klar und unverwischt vor der Seele standen. Suchte ich mich aber genauer mit diesem Zuge vertraut zu machen, so verschwand er wieder, eben weil er nur ein unbedeutender war. So blieb mein Herz frei. Ich war wohl nüchtern und verständig genug, mir zu sagen, daß im Grunde dies seltsame Thun eine Art thörichten Götzendienstes vor einem Phantasiegebilde sei; denn wo war diese Antonie? Sah ich sie je wieder?

War sie, die jetzt zwanzig Jahre zählen durfte, nicht längst vielleicht die Gattin eines Andern, wenn sie noch lebte? —

Und dennoch! — O, wer enthüllt die seltsame Tiefe des menschlichen Wesens? Wer löst die Räthsel des Gefühls? Wer wagt es, sie wegzuleugnen die unsichtbaren Fäden, die uns leiten? Wer vermag eine gewisse Vorherbestimmung gänzlich zu bezweifeln und einer dunklen Ahnung zu widersprechen, die oft das Innerste der Seele durchbebt? Mir war's oft, als flüstre mir mein Schutzgeist leise in die gläubig forschende Seele: Du wirst sie wiedersehen und wiederfinden, um sie nicht wieder zu verlieren! —

Es war nicht lange vor meiner Abreise aus Wien, daß ich wieder einmal Morgens in das Krankenhaus trat. In der letzten Zeit hatte ich nämlich, da es Sommer war, eine Reise nach Ischl und in das Tirol gemacht; hatte dann die nächsten Umgebungen Wien's beschaut und, was Wien selbst Sehens- und Hörenswerthes aus dem Gebiete der Künste besaß, genossen.

Ein junger Arzt aus dem Nassauischen, den ich früher schon kennen gelernt hatte, erzählte mir im Heimwandeln interessante Krankengeschichten aus der letzten Zeit. Die interessanteste Kranke aber haben wir jetzt, fuhr er redselig fort, theils wegen ihrer selbst, theils wegen der wunderschönen Tochter, welche sie selber pflegt. Bei dieser Frau zeigt sich die furchtbare Macht des Gewissens auf eine entsetzliche Weise. Für Sie, der Sie in Heidelberg studirt haben, muß die ganze Erscheinung noch wichtiger sein. —

Wie so? fragte ich mit Neugierde.

Sie spricht so oft von Heidelberg, daß ich glauben muß, sie sei daher.

Und was spricht sie denn? — fragte ich ziemlich gleichgültig; denn was konnte mich eine mir unwichtige Heidelbergerin interessiren.

Sie war, das geht aus ihren Reden hervor, einst eines Professors Frau. —

Jetzt wurde ich aufmerksamer. Nannte sie nicht den Namen ****, fragte ich rasch.

Den nannte sie und nennt ihn oft. Sie klagt sich laut an, ihn verrathen, ihm die eheliche Treue gebrochen zu haben und mit einem schlechten Menschen davon gegangen zu sein, der sie um das Ihrige brachte und sie hier in's Elend setzte, nachdem sie früher schon das reichste Maß des Unglücks erschöpft hatte durch die Verworfenheit dieses Menschen. Sie verlangt nach ihrem ersten Mann, um seine Verzeihung zu erhalten, und es ist, als ob der Geist die morsche Hülle nicht verlassen könnte, bis dieser Gluthwunsch Befriedigung gefunden. Ich sage Ihnen, der Zustand ist schauderhaft. Aber Niemand leidet mehr, als die schöne Tochter, deren Zukunft wahrhaft verzweifelt ist, denn sie ist arm. Dabei leidet sie schrecklich durch die Geständnisse der oft fast rasenden Mutter. Sie schläft bei der Tochter des Portiers und erträgt das Uebermaß ihres Wehes mit der Geduld eines Engels.

Während dieses Gespräches waren wir bis zu der Anstalt gelangt. In meinem Kopfe ging Seltsames herum. Konnte ich vielleicht die Frau mit der Nachricht beruhigen, der Professor sei todt? Denn daß er todt war, bezweifelte in Heidelberg Niemand. Mit meinem Freunde trat ich ein, und er führte mich zu dem Saale, wo ich die Unglückliche finden sollte.

Ich gestehe, daß mir das Herz pochte; denn der schmählich mißhandelte Gatte, obwohl ich ihn nie gekannt, war ja meinem lieben Pflegevater theuer, und so stand er ja auch mir nahe genug. —

Als ich eintrat in den Saal, hörte ich die lauten Ausbrüche ihrer Verzweiflung von ferne, sah sie dann die Hände ringen auf eine herzergreifende Weise.

Vor dem Bett kniete eine jugendliche Gestalt, die ihr Haupt in die betend gefalteten Hände gelegt hatte und so mit beiden zu Füßen des Bettes auflag.

Ich trat jetzt nahe zu ihr heran. Ich hörte eine Stimme, deren schneidend widriger Ton mir auffiel, weil es mir war, als hätte ich ihn schon einmal im Leben gehört.

Ich sah ihr in das Antlitz, das schon ganz die facies Hippocratica zeigte, und schauderte vor dem Greuel der Seelenqual, die sich auf so fürchterliche Weise hier erkennen ließ. —

Da rief sie: O, führt mir ihn her, daß er mir verzeihe und ich sterben könne! —

Er ist hinüber gegangen! sagte ich mit dumpfer Stimme. Ich komme von Heidelberg!

Sie richtete sich jetzt blitzschnell auf, starrte mich entsetzlich an und fragte: Ist er todt?

Er ruht. Droben finden Sie ihn! sagte ich.

Sie sank zurück — und war todt.

Jetzt erst fiel mein Blick auf das Mädchen, das, seit ich zu ihrer Mutter gesprochen, ihr Haupt erhoben hatte. Leichenblaß starrte auch sie mich an — aber — wer schildert mein Gefühl! Es war Antonie.

Antonie! Antonie! rief ich aus, finde ich Dich wieder!

Sie erhob sich rasch bei diesem leidenschaftlichen Ausruf.

Um Gotteswillen, sagte sie bebend, wer sind Sie?

Albert bin ich, rief ich aus, der Knabe vom Münster, mit dem Du einst geweint in einer schweren Stunde.

Sie faltete ihre Hände vor der angstvoll pochenden Brust, und ein Strahl milder Freude zuckte über das leidende Antlitz.

Großer Gott, sagte Antonie, wie sind deine Wege wunderbar! Aber was sagten Sie von meinem guten Vater, ist er wirklich nicht mehr unter den Lebenden? — Kannten sie ihn?

Ich kannte ihn nicht, wohl aber mein Pflegevater sehr genau. Er soll todt sein.

Sie zitterte heftig und reiche Thränen perlten über die bleichen Wangen. So werde ich bald allein in dieser Welt dastehen! sagte sie.

Das ist schon so, sagte ich, und doch nicht so. Ihre Mutter hat ausgelitten. Danken Sie Gott, daß der furchtbare Kampf ihrer Seele geendet.

Mit einem heftigen Schrei sank sie ohnmächtig nieder.

Schnell waren einige Wärter da, die mir hülfreiche Hand leisteten. Wir brachten sie hinab zu dem Portier, wo sie schlief und wohnte. Die Familie des ehrlichen Inneröſterreichers bot Alles auf, sie in's Leben zu rufen. Dies geschah bald.

Sie sah sich mit großen Augen um. Ist meine Mutter todt? fragte sie. Wo ist Albert?

Hier, sagte ich, dem dieser Name von dieser Lippe tief in's Herz drang. Sie reichte mir ihre Hand. Ach, sagte sie, jetzt entsinne ich mich, daß Sie mit Ihrer Nachricht der Mutter schrecklichen Kampf endeten. Gott segne Sie dafür! Ach, sie hat schrecklich gelitten, schrecklich gebüßt. Gott sei ihrer Seele gnädig! — Sie brach in lautes, heftiges Weinen aus. Ich hielt ihre Hand und weinte mit ihr. Endlich sah sie mich an. Ach, sprach sie, welch' eine Zeit liegt zwischen jenem Augenblicke, wo ich Sie zum ersten Male sah, und diesem hier erlebten! —

Ich setzte mich zu ihr und suchte sie zu beruhigen. Ich sah, die Ueberspannung ihrer Nerven durfte nicht erhalten werden. Ich bat sie, sich ruhig niederzulegen, weil sie der Ruhe bedürfe. Dann ging ich zu der Familie, die mich wohl kannte. Die Tochter blieb bei Antonien.

Was ich hier von ihr hörte, war nur überschwenglich viel Gutes. Ich empfahl sie der Familie mit dem Bemerken, daß ich für Alles haften würde, und ging dann hinauf, um wegen des Leichnams Sorge zu tragen.

Nach einer Stunde fragte ich nach. Sie war in einen tiefen Schlaf gesunken. Ich empfahl die größte Schonung für sie und ging dann, von den heftigsten Gefühlen bewegt, in die Leopold-

stadt, wo sie früher gewohnt hatte, um mich nach ihren Umständen zu erkundigen.

Es währte eine geraume Zeit, ehe ich die Wohnung fand. Ach, da standen ihre Effecten, bürgend für die Zahlung des Miethzinses. Hier hörte ich, daß sie vor einem Jahre hier ankamen. Hader und Zwietracht war allzeit zwischen dem Mann und Antoniens Mutter, weil der Verschwender, nur der Ueppigkeit fröhnend, Alles durchgebracht. Endlich stahl er ihre Kleinodien, ihre letzte Hoffnung, und verschwand, sie hülflos zurücklassend. Antonie war der versöhnende Engel in diesem Zwiespalt gewesen und hatte, als der Verworfene entwichen war, die Mutter mit ihrer Hände Arbeit ernährt. Aber die Mutter trug, die Qual ihres Gewissens loszuwerden, ihre ganze Unzufriedenheit auf die Schuldlose über und quälte sie Tag und Nacht. Diese trug's still mit der Geduld eines Engels. Endlich brach die Krankheit los. Der herbeigerufene Arzt vermittelte die Unterkunft im Krankenhause. Das Weitere kannte ich durch meinen Freund. —

Ich zahlte die Miethe. Ich schloß den Contract auf's Neue für sie und zahlte die Miethe auf ein Halbjahr voraus; denn sie mußte eine sichere Stätte haben, und diese Familie war eine jener biederen Handwerkerfamilien von ächtem Schrot und Korn, wie man sie in Wien in den tieferen Regionen der Mittelklasse noch so häufig findet.

In einer außerordentlichen Erregung ging ich heim und schrieb Alles meinen Lieben in Straßburg bis in die kleinsten Details, und bat um ihren weisen Rath; dann aber fand ich es nothwendig, mit mir selber zu überlegen, welchen Weg ich einzuschlagen, welchen Plan ich zu befolgen habe. — Wohl fühlte ich, daß mein Herz als furchtbare Macht gegen den kühlen Richter Verstand auf den Kampfplatz trat. Wohl regte sich in mir die ganze Macht der Gefühle; war ja doch Antonie mein Ideal, mein Engel gewesen, der mich schützend durch die Gefahren der Jugend begleitet hatte.

Und nun hatte ich sie gefunden und Alles, Alles sprach für sie. Das uneigennützigste, unbestochenste Lob wurde ihr gezollt — und mehr als Alles sprach für sie ihr Auge, aus dem das reine, aber vielgeprüfte Herz blickte. —

Eine Unruhe trieb mich um, die mich nicht in's Reine kommen ließ. Ich eilte wieder in das Krankenhaus. Sie schlief noch immer und schon neigte sich der Tag. Ich sah sie.

O, wie pochte das Herz! Das war der süße Schlaf eines reinen Herzens! Wie war sie schön! Wie verklärte der Schmerz der Vergangenheit diese Züge!

Eine leise Röthe lag wie ein ätherischer Hauch auf den bleichen Wangen, und dies gab dem schneeweißen Teint etwas wunderbar Reizendes.

Ich mußte Antonien verlassen; aber kaum war nach einer unruhevollen Nacht der Morgen hell und klar über der Kaiserstadt aufgegangen, so war ich auf, und als die Stunde kam, die es gestattete, sie zu besuchen, da eilte ich zu ihr.

Erst jetzt, als ich so vor ihr saß und den Erzählungen lauschte, die von reichlichen Thränen begleitet waren, tauchte das theure Bild ganz in meiner Seele auf und erfüllte das ganze Herz. — Ich erzählte ihr, daß Alles zu ihrer Aufnahme in ihrer alten Wohnung bereit sei. Sie erröthete, und ihre Thränen rannen häufiger. Ich sah den Kampf jungfräulicher Scham mit dem Bewußtsein der Hülflosigkeit; aber ich sah auch, daß keine unedle Furcht vor mir sie erfüllte, sondern jenes Vertrauen, das Alles glaubt, das keinem Argwohn Raum in der Seele gibt. Solch' eines Vertrauens ist nur eine schuldlose Seele fähig.

Die Ruhe hatte sie gestärkt. Als ich sie nun bat, sich in ihre Wohnung von mir begleiten zu lassen, willigte sie ein. Still und in tiefer Bewegung schritt sie dahin. Als wir ankamen, brach der Sturm der Gefühle wieder hervor in seiner größten Stärke.

Ich ergriff ihre Hand und sagte: Theure Antonie, zagen Sie

nicht vor der Zukunft. Blicken Sie ihr mit Vertrauen entgegen. Der Herr hat mich zu Ihrem Beistande wunderbar herbeigeführt. Ich werde seinem Fingerzeige freudig folgen. Betrachten Sie mich als Ihren Bruder. Gönnen Sie meinem Herzen die Erfüllung der Pflichten eines Bruders, die ihm eine theure Angelegenheit sein werden.

Sie legte ihre Hand in die meine. Ja, Gott hat Sie mir gesendet, das fühle ich, und mein Dank ist innig, den ich ihm dafür darbringe; aber auch Ihnen bleibe ich ewig verschuldet. Ach, vergeben Sie es, wenn ich dem, was mein Herz bewegt, nicht Worte geben kann. Was mein Herz erfüllt, sieht Der, der in's Verborgene schaut. Er wird es Ihnen lohnen.

Ich suchte dieser Unterredung eine andere Wendung zu geben und erzählte ihr meine Geschicke; denn sie kannte mich ja nicht. Sie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und die Erinnerung an jene Münsterscene ergriff sie mächtig. Als ich ihr aber nun sagte, wie ihr Bild in meiner Seele gelebt und wie meine Phantasie es in einen Engel umgewandelt; als ich ihr mit der Gluth meines Gefühls den Eindruck schilderte, den ihr Gruß auf mich gemacht, da gerieth sie in eine Verwirrung, das Blut stieg ihr bis zur schneeweißen Stirn, und sie wagte es nicht, das Auge aufzuschlagen. Ich hatte mein Herz mit all' der Liebe, die es für sie gehegt, offen dargelegt. Sie war kaum fähig zu reden.

Sie bat, ihr die Erzählung ihrer Geschicke zu erlassen, weil sie zu sehr angegriffen sei, und ich schied bald von ihr.

Ich sah sie nun öfter. Es kostete mich viele Mühe, sie zurückzuhalten, der Leiche ihrer Mutter zu Grabe zu folgen. Allein es war nothwendig. Der Einfluß dieser Erschütterung würde allzu heftig für sie gewesen sein.

Forthin blieb sie in ihrer Wohnung. Sie ging nicht aus. Ich kam täglich zu ihr. O dies Zusammenleben steigerte meine Liebe, ließ mich das Glück ahnen, das ich im Leben finden

würde, wenn sie unzertrennlich mit mir verbunden seiy würde. Mein Entschluß stand fest; aber ich wagte nicht, ihn gegen Antonien auszusprechen, da ich ja die Gesinnung meines Pflegevaters nicht kannte.

Aber was sollte Antonie beginnen, wenn ich nun Wien verließ? Dieser Gedanke quälte mich unaussprechlich. Begleiten konnte sie mich nicht. Von Straßburg blieb die Antwort höchst beunruhigend aus. Dieser Brief mußte entscheidend sein für mich. Antonie war sehr zurückhaltend, oft fast scheu; aber es gab Momente, wo ihr Gefühl durchbrach und mich Blicke in ihr Herz thun ließ, die mich unendlich glücklich machten.

Vier Wochen waren so einestheils im beglückenden Umgange mit Antonien, anderntheils in nicht geringen Sorgen wegen des Ausbleibens jeder Nachricht von meinem Pflegevater hingeflossen. Um in jedem Falle für Antonien gesorgt zu haben, schloß ich mit der Familie, bei der sie wohnte, einen Contract, der sie vor Wechselfällen sicherstellte. Antonie wußte es nicht, auch sollte es ihr noch nicht bekannt werden. Ich aber dachte, obwohl mit blutendem Herzen, an meine Abreise. Ich ordnete meine Angelegenheiten, und diese Beschäftigungen hielten mich zwei Tage ab, Antonien zu besuchen. Am dritten Tage hielt ich es nicht mehr aus. Ich eilte zu ihrer Wohnung. Unten fragte ich, ob sie zu Hause sei? —

Allerdings, sagte man mir; allein sie habe Besuch von einem Herrn. —

Das erschreckte und frappirte mich zugleich.

Der Herr war auch gestern schon bei ihr, sagte der Miethmann. Er ist auch bei uns gewesen und hat sich sehr lebhaft nach ihr erkundigt. Es ist ein ältlicher Herr, setzte er hinzu.

Ich nahm allerdings Anstand, jetzt hinauf zu gehen. War es vielleicht ein Verwandter?

Nun, gehen Sie doch hinauf, sprach der Schuster. Sie verlangt sehr nach Ihnen, wie meine Kinder sagen.

Das entschied.

Ich klopfe an und trete ein — aber ich bleibe noch starr auf der Schwelle stehen; — denn — neben Antonien sitzt der Doctor Frommel aus Straßburg, mein Pflegevater, leibhaftig.

Er sieht mich, springt auf und fliegt an meine Brust.

Junge! ruft der Doctor aus, wo steckst Du? Seit drei Tagen lauf' ich in Wien herum, suche Auskunft bei Pontius und Pilatus über Dich, höre hier, höre dort. Endlich denk' ich bei Antonien Dich gewiß zu finden; aber seit zwei Tagen sitze ich da, harre voll Sehnsucht wie sie — und Du Patron kommst nicht einmal?

Theurer Vater, weil ich Alles zur Abreise geordnet — sagte ich, ihn herzend; weiß ich ja doch vor Angst nicht, was ich machen soll, da die Briefe nach der Hand ausbleiben.

Da hast Du mich ja selbst, und das ist besser, wie alle Briefe! lachte er.

Ich wußte mich kaum zu fassen. Und Antonie saß da verklärt von stiller Seligkeit.

Aber, um des Himmels willen, fragte ich endlich meinen Pflegevater, warum kamen Sie nicht in meine Wohnung, die Sie gewiß im Krankenhause bei dem Portier erfahren konnten?

Ganz recht, mein Sohn, sagte er heitern Humors. Erstlich wollte ich nicht, weil ich erst einmal hören wollte, was aus Dir geworden wäre, und zweitens wollte ich auch mich nach Antonien erkundigen. Denn Du kannst Dir wohl denken, daß es mir nicht gleichgültig ist, wer meine Schwiegertochter wird. —

Väterchen! ruf' ich da aus voll Seligkeit und fliege auf's Neue an seinen Hals. Väterchen, ist's wahr?

Na, na — lacht er und wischt sich eine Thräne weg — ich habe nichts mehr dagegen, wenn anders die da — er deutete auf Antonien — ihr Wort nicht zurücknimmt, das sie mir, als Deinem anständigen Freiwerber, heute gegeben hat.

Jetzt wechselte die Scene. Die Erröthende sinkt an meine

Brust und lispelt die Bestätigung, und Frommel segnet unseren Bund. — Ich will nun meine Leser nicht mit Schilderungen meines Glücks, meiner Seligkeit ermüden. Wer Aehnliches nicht empfand, für den ist's leer — und wer's empfand — versteht seine Fülle, auch wenn ich's unbeschrieben lasse.

Die Verlobung wurde aber glänzend gefeiert und meine Gäste waren der ehrliche Nassauer Doctor, der Portier und seine Familie und der Schuster und die seine. Ihre Glückwünsche waren treu gemeint, und der Nassauer lächelte schalkig und meinte, die Rose sei unendlich schön erblüht, ich müsse mich gut auf die Blumenpflege verstehen.

Mein Pflegevater drängte zur Abreise.

Da rollten denn einige Tage später drei Glückliche in einem wohlbespickten Wagen zum Thore der Kaiserstadt hinaus, der Zweie ihre segnenden Scheidegrüße zuriefen, während das Lächeln der Einen sich mit Thränenperlen schmückte.

Wir reisen über Heidelberg, sagte Frommel. Apropos, Albert, hab' ich ja doch vergessen, Dir die Grüße des alten Werner zu bringen. Er beschwert sich sehr, daß Du in der letzten Zeit so selten geschrieben. Ich hab' ihm den Staar gestochen. Ich war bei ihm auf dem Thurme, wo er über dem niederen Treiben der Welt lebt, von ihr ganz vergessen. O, sein Herz ist aufgethaut, und Du hast die Rinde durchbrochen, die eisig darum lag. Er segnet Dich! Jetzt soll ihm, wie ich höre, eine große Freude bevorstehen. —

Welche? mein Vater, fragte ich mit dem ganzen Eifer, den meine Liebe zu dem Greise mir eingab.

Er wird ein verloren geglaubtes Kind wiederfinden.

Antonie seufzte tief auf. Ach, sie mochte ihres Vaters gedenken, der das seine nicht mehr sehen konnte.

Ich drang, von Neugierde gestachelt, in den Wortkargen, aber

er wies mich kurz ab und sagte: Wart's ab. Er wird Dir's schon selber sagen.

Endlich langten wir in Heidelberg an. Im Carlsberg stiegen wir ab. Ich wollte sogleich hinauf eilen zu Wernern.

Halt! rief der Alte. Herr Collega, bleiben Sie bei Dero Bräutchen und harren Sie gefälligst hier am Fenster, und wenn Sie mich dreimal in die Hände klatschen hören, dann kommen Sie selbander.

Ich auch? fragte naiv Antonie.

Ich denke wohl, sprach Frommel. Der Freund Deines Bräutigams hat wohl ein Recht, seine Braut auch kennen zu lernen.

Er ging. Wir aber lagen im Fenster und ich erzählte ihr viel von dem Alten und meinem Verhältnisse zu ihm. Ihr Sinn aber war trübe, und es schienen gar düstere Gedanken an ihrer Seele vorüber zu ziehen! Fast immer hatte sie Thränen in den Augen.

Da klatschte es droben und des Pflegevaters Taschentuch wehte als Signal im Winde. Ich ergriff Antoniens Hand und zog sie mit fort, denn ich brannte vor Verlangen, den biedern Alten wiederzusehen.

Als wir aber die Treppe hinaufstiegen, kam mir Manches in Frommel's Benehmen erst so seltsam und unerklärlich vor, daß es mir fast die Brust beengte. Er hatte so seltsame Reden geführt. Was wollte er mit dem Glücke, das dem alten Werner blühe? —

Jetzt waren wir auf der Gallerie.

Frommel ergriff Antoniens Hand, führte sie in das Stübchen und sagte: Hier bring' ich Ihnen das verheißene Kleinod, Ihre verlorene Antonie!

Antonie stieß einen Schrei des Entzückens aus und flog auf Werner'n zu.

Mein Vater, mein theurer Vater! rief sie und schluchzte an seinem Halse.

Was ist das? fragte ich meinen Pflegevater.

Siehst Du's denn nicht? — war seine Antwort. Das spricht doch klar genug. Antonie ist seine Tochter. Er ist nicht der alte Werner, sondern der von seiner Frau schändlich verlassene Professor ****, den die Welt vergaß, und der sie floh. Er lebte lange in der Ferne, und kehrte dann hierher zurück, als ihn fast Niemand mehr kannte. Hier oben sah ihn Niemand. Ohnehin hatte ihn der Kummer fast unkenntlich gemacht. Als Du mir von Wien aus schriebst, da war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte selber sehen, wie es um Dich stehe, und trennen, falls Du ein Getäuschter wärest, und vereinen, wenn es sich so verhielte, wie Du geschrieben. Auf der Hinreise besuchte ich das lange nicht wiedergesehene Heidelberg, und konnte mir es nicht versagen, Deinen alten Violoncellisten kennen zu lernen. Wie erstaunte ich, als ich meinen alten Freund, den Professor, fand! Auch er erkannte mich wieder. Da konnte ich mir denn nicht versagen, ihm Deinen Brief mitzutheilen, der ihn fürchterlich erschütterte; aber aus dem tiefen Schmerz tauchte die selige Hoffnung wieder auf, gleich einem leuchtenden Gestirne, die Hoffnung, sein Kind, seine Antonie wiederzusehen. Lange schon harrte er in glühendem Verlangen. Darum bin ich vorausgegangen, ihn vorzubereiten, damit nicht der Sturm des Entzückens ihm das morsch gewordene Herz breche.

Das erzählte er mir, während er mich auf die Gallerie zog, um Antonien mit ihrem Vater allein zu lassen.

Mir schwindelte fast. Manchmal kam mir das Alles vor, wie ein Zauberwerk, allein ich hatte Alles selbst erlebt. Es war Wirklichkeit. Mein Auge hob sich zur heiteren Bläue des Himmels, von wannen alle der Segen kam, und ich dankte Gott aus voller Seele.

Jetzt öffnete sich die Thüre: Herein, mein Freund, herein, Albert, mein Sohn, daß ich Dich und meine Antonie segne! so rief verklärten Angesichts der Greis. Wir eilten zu ihm, und sein

Segen befestigte unseren Bund. Ich schloß Antonie in meine Arme und fragte: Gibt es Glücklichere?

Sie legte ihre kleine Hand auf meinen Mund und sprach halblaut: Unberufen — Nein! —

Es hielt unglaublich schwer, den Greis zu bestimmen, uns gen Straßburg zu begleiten. Doch willigte er endlich ein.

Unsere Ankunft dort war ein neues Freudenfest für die Tante. Unser Hochzeitsfest folgte bald, an dem auch der alte Jerome unser glücklicher Gast war.

Und das Glück lächelte uns noch lange. Als endlich der Tod uns unsere drei Lieben entrissen hatte, verließen wir Straßburg und siedelten uns in Heidelberg an. Das Glück war uns günstig. Wir sahen unseren Wohlstand mit dem Häuflein unserer Kinder wachsen. Das weckte den Wunsch in mir, das Vaterhaus an mich zu kaufen und dort unsere Tage zu beschließen. Aber ich fand es nicht mehr; ich fand Vieles anders und kehrte zurück in den Schooß meiner Familie, überzeugt, daß das Glück an keine Räumlichkeit gebunden ist.



Die Noranha's.

Eine historisch-romantische Erzählung aus dem Jahre 1640, in zwei Abtheilungen.

Unweit des königlichen Schlosses Belem, abseiten der Heerstraße, welche dorthin von der Hauptstadt Lissabon führte, lag im tiefen Schatten hoher Bäume, die Jahrhunderte mochten an sich haben vorübergehen sehen, ein Gebäude von großem Umfang und stattlichem Ansehen. Hohe Thürme von seltsamer Form erhoben sich auf den vier Ecken, von denen herab das Auge weithin in das Land blickte. Um das Gebäude herum zog sich ein tiefer und breiter Graben, über dem eine schwere Zugbrücke lag. Die ungeheueren Mauern des Schlosses waren an allen Seiten mit alterthümlichen Schießscharten versehen, welche augenscheinlich nur für den Bogen und die Armbrust eingerichtet waren. Alt und grau sahen die Mauern aus; still und öde war es um das Schloß. Die Zeiten seines Glanzes waren, so schien es, vorüber. Sie mochten einer längst verschollenen Zeit angehört haben. Mit der Jetztzeit stand es offenbar im Contraste. Wer aber den Blick in das Innere werfen konnte, der wurde nicht zweifelhaft, ob das Gebäude bewohnt sei; denn die Zimmer waren voll prachtvoller, reich verzierter Geräthe; die Werke der Kunst schmückten in goldenen Rahmen die Wände, und überall war ein Luxus vorbereitet, der auf den Reichthum und das Ansehen der Besitzer mit Fug und Recht schließen ließ. Besonders mußte zu diesem Urtheile der große und wohlerhaltene Garten veranlassen, welcher sich an die Rückseite des Gebäudes anschloß. Sah man das in Stein gehauene Wappen

über dem Hauptportale, so zeigte die Grafenkrone deutlich an, es sei hier der Stammsitz eines alten, edlen Geschlechts; und erblickte man vollends den goldenen Löwen, welcher das lorbeerumwundene Schwert hielt, so war es klar, daß es der Stammsitz der Noranha's, eines der ältesten und edelsten Geschlechter Portugals, war, stammverwandt seinen alten Königen. Dieses Geschlecht war aber, obgleich es in einer weiblichen Seitenlinie, den Vasconcellos', noch fortblühte, seinem Erlöschen nahe. Der alte Erzbischof von Lissabon, Sebastian de Matos-Noranha, und Graf Carlos de Noranha waren die letzten Glieder desselben. Dem letztern, einem jungen blühenden Manne von sechs und zwanzig Jahren, gehörte der Stammsitz, und großentheils brachte er den Sommer hier zu, da er zurückgezogen von allen Geschäften lebte und zu viel Vaterlandsliebe besaß, als daß er seine Kräfte der Regierung Philipp's IV. von Spanien hätte leihen mögen, den er, wie jeder wackere Portugiese, mit gleicher Gluth als den Usurpator der Krone haßte. Carlos de Noranha war unbeweibt, und selbst die scharfen Blicke der großen Welt waren nicht im Stande gewesen, sein stolzes, feuersprühendes Auge zu belauschen, daß es mit mehr als vorübergehendem Wohlgefallen auf irgend einer Tochter eines edlen Elternpaares geruht hätte; wohl aber waren sie täglich Zeugen des Gegentheils. Dom Carlos Noranha, wie man ihn kurzweg nannte, war unter den vielen schönen Männern der Hauptstadt und des Adels überhaupt wohl unbezweifelt der schönste. Es war von je Portugals Fluch, schöne Männer und häßliche Frauen zu haben. — Er zeichnete keine aus.

Die große Welt, welche etwas Gutes von Anderen zu sagen, fast wie die kleine Welt, für ein Unrecht ansieht, argwöhnte, daß Dom Carlos Noranha, der ohnehin am alten Neste, wo einst seine Väter gehaust, eine größere Vorliebe hatte, als an dem stattlichen Palaste, den sein Großvater am Rozio erbaut, dort vielleicht, nach der Großen Sitte, ein feines Lieb verborgen halte, dessen Gunst er sich nicht rühmen dürfe, und sprach das so lange mit dreister

Sicherheit aus, bis einige junge Männer, die Noranha's Beschäftigungen im alten Schlosse kennen gelernt, ihm kräftig widersprachen. Da schüttelte man die Köpfe und meinte hier und da, er sei ein Dichter oder ein Narr, zumal er am Hofe der Statthalterin Philipp's IV. von Spanien, der Herzogin Margaretha von Mantua, selten oder gar nicht erschien, um die Gunst der schönen Frau, die Portugals Blüthen, trotz ihres schon herbstlichen Lebensalters, weit überstrahlte, und diese dem schönen Manne ziemlich unverholen bei einer festlichen Gelegenheit bewies, sich durchaus nicht bewarb, ja sogar den Hof seitdem fast mied und finster und kalt seinen Lebensweg ging. Jeden Rang, jedes Amt, jede nähere Beziehung zu dem Hof und der Adelantada, welche ihm sein Vetter Vasconcellos, der entschiedene Günstling Margarethens und ihr erster Minister antrug, wies er schroff und mit einer Miene zurück, die es zweifelhaft ließ, ob die schneidende Verachtung, welche sie ausdrückte, mehr dem galt, der die Würde antrug, oder der Würde selbst, die er bot. —

So waren dem edlen Noranha alle die Herzen entfremdet, die sich als Planeten um Margarethens Sonne drehten; dagegen aber war die Liebe des Volkes und aller ächten Vaterlandsfreunde im vollsten Maße sein, und unter diesen war der größere Theil des Adels, der Spaniens Joch mit tiefem Unwillen trug und längst auf Rettung der alten Freiheit dachte und Wiedererhebung der Könige aus eigenem Volke; zu diesen gehörte endlich, außer der ungeheuren Volksmasse, die Geistlichkeit, mit einziger Ausnahme des Erzbischofs Sebastian de Matos=Noranha, Dom Carlos' Oheim, der mit einer weder dem Priester, noch dem Greise ziemenden Leidenschaft der Adelantada ergeben war. Er haßte darum seinen edlen Neffen, weil er Gnade vor den Augen der Gebieterin gefunden und weil er dem spanischen Interesse ebenso entgegen, als Jener ihm ergeben war. Dom Carlos that, als ahne er das nicht, und erwies dem alten Ohm alle Achtung und Ergebenheit, sich indessen hütend, in politische Angelegenheiten sich mit ihm einzulassen, weil

dann des ohnehin nicht auf dem besten Fundamente ruhenden Friedens Bruch unvermeidlich zu erwarten stand.

Es war an einem Septemberabende des Jahres 1640, als in dem Gebäude, dessen wir bereits als des Stammsitzes der Noranha's und des Lieblingsaufenthaltes Dom Carlos Noranha's gedachten, eine ungewöhnliche Bewegung stattfand. Gewöhnlich wohnte hier Dom Carlos, alles Prunkes Feind, mit zwei Dienern, einem Neger und einem Weißen, beide treu ihm ergeben auf Leben und Tod. Ein alter Kastellan war Wächter des Schlosses und ebenfalls unbeweibt, und ein Koch versah der Tafel Geschäfte, die ebenwohl für des Besitzers Rang eine mehr als mäßige genannt werden konnte. Stille, fast öde war es daher in der Regel im Schlosse. Dom Carlos liebte es so. An jenem Abend aber war es anders.

Portugal's Himmel ist in der Regel heiter, sein Blau tief und rein. Aus dieser Ursache strahlen heller die Sterne über dem herrlichen Blüthengarten, dessen Luft so mild und erquickend ist; allein wie seine Sommertage heiß sind, so sind seine Abende empfindlich kühl, seine Nächte nicht selten kalt. Eben diesem Umstand ist es auch zuzuschreiben, daß der Pflanzenwuchs, der in den Sommermonaten fast hinwelkt, noch einigermaßen Zeichen des Lebens von sich gibt.

An dem Abend, dessen wir bereits gedachten, wehte ein ziemlich starker Wind, der einem heftigen Gewitter gefolgt war, trieb regenschwere Wolken vom Tajo her und bedeckte mit ihnen den Himmel, so daß die Nacht eine der seltenen war, die mit einer dichten Finsterniß die Gegend einhüllte, welche heute der Schauplatz sehr verschiedenartigen Treibens sein sollte.

Seit die Finsterniß über dem Tajo und dem Lande wie ein dunkler Mantel lag, bewegten sich von den verschiedensten Seiten dunkle Gestalten gegen den Olivenhain, in dessen Mitte Noranha's altes Schloß, das den Namen Matos führte, lag. Keine Fackel leuchtete, kein Diener begleitete sie; der regelmäßige Tritt der

Sänftenträger wurde in der lautlosen Stille nicht vernommen, und kein Gallego trieb mit pfeifendem Tone sein Maulthier an, schneller seine Last fortzubringen. Alle jene Zeichen, welche gewöhnlich einer Versammlung des Adels zu geselliger Lust nicht fehlten, waren hier fern, und hätte der alte Kastellan, welcher an des Schlosses Thüre die Gäste empfing, vor den unscheinbar gekleideten Männern nicht so tiefe Verbeugungen gemacht, es würde gewiß Niemandem, der Zeuge dieses Eintritts in das stille Schloß Matos gewesen wäre, eingefallen sein, sie für mehr zu halten, als für Leute der niedrigsten Stände. Da aber der graue Kastellan in alle Feinheiten der Etiquette eingedrungen war, so mußte die Devotion, welche er bewies, auf die Meinung bringen, hier finde eine Mummerei statt, die bei dem Ernste, welcher in diesen Gesichtern zu lesen war, und, da viele Geistliche des höchsten Ranges darunter waren, dem Zwecke geselliger Lust fremd sein mußte in dieser Versammlung. —

Dieser Meinung schien besonders ein Mensch zu sein, der, wohl versteckt hinter der Bildsäule des Schutzpatrons des Hauses Noranha, des heiligen Joao Baptista, sich befand, welche unweit des Eingangs unter dem saftiggrünen Laube von vier Lorbeeren stand, deren Zwischenräume eine dichte Wand duftenden Rosmarins einnahm. Hier war der Späher nicht nur sicher, sondern der Platz war so vorzüglich gewählt, daß sein Auge jedes Gesicht beim Eintritt in das Schloß, wo des Kastellans Fackel darauf fiel, erkennen konnte.

Die Zahl vierzig war jetzt voll und der Kastellan schloß die Pforte ab.

Der Späher richtete sich mit triumphirender Miene empor, zu sehen, ob sein Rückzug über die Zugbrücke offen sei, und als er sich davon überzeugt, schlich er aus seinem Verstecke hervor, indem er in den Bart murmelte: Dank dem Geize Noranha's! Stände hier, wie am Thore des Landhauses meines Herrn, eine Wache, so müßte ich durch den sumpfigen Graben schwimmen,

und wer weiß, ob ich die Gesichter alle so genau erkannt hätte, wie dies jetzt geschehen! — Schnell, wie der Blitz, war er hinüber und in der Richtung von Lissabon im Dunkel der Nacht verschwunden.

Im zweiten Geschosse des Schlosses Matos befand sich ein Saal, zu dem eine breite Marmorstiege führte. Trat man durch die weite Flügelthüre ein, so überraschte der seltsame Anblick. Hochrothe Sammttapeten bedeckten die Wände. An der gewölbten Decke hin lief ein vergoldeter Fries und seltsame Schnörkeleien aus Stuck bedeckten die Decke, von der an reichen Silberketten vier eigenthümlich geformte Leuchter herabhingen, welche Kerzen trugen, zu erleuchten die Räume des Saales. An den Wänden hin hingen in schweren Goldrahmen die Bilder der Ahnen der Noranha's, kräftige, mitunter trotzige, aber meist schöne Gesichter mit gewaltigen Bärten, bald im kriegerischen Harnische, bald im Hauskleide, wie es die Mode der Zeit und der Geschmack des Trägers mit sich brachte. Je zwischen zehn dieser Bilder, an denen sich die Kunst portugiesischer und spanischer Maler verewigt hatte, war eine Nische, in der sich die weiße Marmorstatue eines der alten Könige Portugals gespenstisch von dem hochrothen Hintergrund abhob und fast heraustreten zu wollen schien. Inmitten des Saales stand ein außerordentlich großer ovaler Tisch, den ein rothes Tuch von der Farbe der Wände bedeckte, um welchen vierzig Sessel in weitem Kreise standen. Zu diesem Saale wurden von einem Diener, welcher unten an der Marmortreppe stand, die Ankommenden an jenem Abend gewiesen. Der Neger öffnete jedem Ankommenden die Flügelthüren mit der seiner Race eigenthümlichen grinzenden Freundlichkeit und rief, zu nicht geringer Ergötzung der schon Versammelten, die Namen derselben in den Saal, auf eine barocke Weise verdreht.

Innen empfing ernsten Ansehens und mit einer sehr würdigen Haltung, je nach Stand und Würden sie auszeichnend, Dom Carlos Noranha die Gäste. Da erblickte man die Pinto-Ribero's,

die Saldanha's, die Bandeira's, Ribeira's, Braganza's, Magelhaens', Palmella's, Oliveira's, Notos', Almeida's und alle die Namen, die Portugals Geschichte mit goldenen Lettern in ihre Blätter schrieb, alle die Namen, an die sich die schönsten Erinnerungen knüpfen, die das Volk in seinem Gedächtnisse nährte; da erblickte man die Bischöfe von Elvas und Oporto, den Bischof von Lissabon, eine Menge anderer höherer und niederer Würdenträger der Kirche. Alle bildeten Gruppen, in leiser Unterhaltung begriffen, so lange die Erwarteten noch nicht eingetroffen waren. Auf den Seitentischchen der Wände standen die köstlichsten Erfrischungen des Südens.

„Nehmt vorlieb mit dem, was der ländliche Haushalt eines Junggesellen bietet, verehrte Herren," nahm Dom Carlos Noranha das Wort; „nur wenige Diener können hier sein, weil es die erprobtesten sein müssen. Habt die Güte, aus diesem Grund es zu entschuldigen, wenn ich bitten muß, nach Belieben Euch selber zu bedienen."

Der Bischof von Lissabon lächelte und entgegnete, indem er ein Glas Xeres ergriff:

„Macht keine Umstände bei Freunden, Dom Carlos Noranha; möge mein Beispiel vorleuchten, indem ich dies Glas auf das Gedeihen unserer Absichten leere!" —

Andere, dem Beispiele folgend, traten zu den Tischen, und bald darauf war der Kreis voll.

Die Herren nahmen ihre Sitze ein und Dom Carlos de Matos=Noranha hob an, nachdem er einen forschenden Blick über die Versammlung hatte gleiten lassen:

„Endlich," sprach er, „sehe ich den günstigen Augenblick erscheinen, den ich lange gewünscht, den, wo Portugals edelste Geschlechter, von seinen ausgezeichnetsten Männern repräsentirt, wo der Kirche hohe Würdenträger mit Jenen eines Sinnes hier um mich, der ich der Geringeren Einer bin, versammelt sind, um Berathungen zu pflegen, wie die Thränen des weinenden Vaterlandes

zu trocknen, seine blutenden Wunden zu heilen, seine Fesseln zu brechen, seine Dränger zu stürzen seien. Mit Schmerz vermisse ich den, welchen das Blut mit mir eint, der aber, verleugnend, daß er Portugals Sohn ist, theils das mehr als schimpfliche Joch der Unterdrücker trägt, theils gar gegen das eigene Volk sich mit den Fremden vereint. Zu lange schon übt Spaniens Herrscher widerrechtlich erworbene Gewalt über uns aus; zu lange saugt Spanien den Blüthengarten Europa's, das gesegnetste Land der Erde, aus; zu lange wird das tapferste Volk herabgewürdigt zu Heloten. Mit jedem Augenblicke wächst die Noth mit der Keckheit der Dränger. In täuschende Sicherheit hat sie des Weibes Kurzsichtigkeit gewiegt, das Spaniens König aus dem entwürdigten Italien rief, daß sie uns, ein Volk von Männern, zügle. Unsere schwersten Opfer fließen nach Madrid. Fremde leiten des Landes Angelegenheiten. Der Kirche Würden spielt man Fremden zu. Dem Handel legt man Fesseln an und begünstigt einen heimlichen Juden, Baeza, um einen sehr achtbaren ganzen Stand der Verarmung preiszugeben. Doch wozu soll ich die Klagen wiederholen, die aus jedem Mund ertönen, weil der Schmerz darüber jedes Herz erfüllt; wozu Bekanntes wiederholen? Die Cortes von Lamego haben Spaniens scheinbare Ansprüche völlig vernichtet — so ist der letzte erborgte Schein erloschen. Und wir sollten solche Entwürdigung dulden? — Nein, meine Herren und Freunde! mein Herzblut setze ich dran, Portugal muß frei werden! Die Macht dieser spanischen Molche muß gebrochen sein! Noch lebt Joao de Braganza! Aus königlichem Stamm ist er entsprossen. Königliche Tugenden umschließen seine Brust. Königliche Würde schmückt ihn. Sein sei des Volkes Krone, und Spaniens Herrschaft gehe unter!"

Wie von einem Zauberschlage berührt, erhoben sich die vierzig Männer.

„Joao de Braganza sei unser König und Spaniens Herrschaft gehe unter!" so riefen Alle mit einem Munde, und in jedem Auge loderte die Begeisterung, die Dom Carlos' Wort entzündet.

Der Bischof von Lissabon nahm das Wort:

„Dank Euch, bescheidener, edler Mann, würdig des Namens, den Ihr tragt, würdig der Liebe des Volkes, die Ihr besitzet, würdig der Achtung, die jedes Herz für Euch erfüllt! Ihr habt dem Gedanken Worte geliehen, der in Allen lebt, den Keiner auszusprechen wagte, und der Beifall, den Ihr hier in unserer Mitte fandet, Ihr findet ihn in jedem Palaste, wie in jeder Hütte, die Lusitaniens schöner Boden trägt. Rechnet auf uns, rechnet auf das Volk! Doch laßt es nicht bei dem ersten Anstoße, den Ihr der guten Sache gebt. Schließt Eures weisen Rathes Schachte auf, damit das Wie sich kundgebe!" —

„Verzeiht, Hochwürdigster," versetzte Dom Carlos Noranha, indem er sich niederließ, „wenn ich jetzt schweige, um des reiferen Alters weisem Rathe mein Ohr zu leihen!"

„Nicht also sprecht, Noranha!" fuhr der Bischof fort, „meine Stimme ist die Aller, welche hier vereint sind. Ihr sollt den Plan entwickeln. Ihr waret beim edlen Braganza, der fern in seines Schlosses Mauern ob seines Volkes Elend trauert. Sagt an, was sprach Braganza?" —

„Ihr wollt's — es sei!" versetzte Dom Carlos Noranha, sich erhebend. „Ja, ich war in den Bergen dort, wo der Braganza alter Stammsitz liegt. Ich war beim edlen Joao. Ihm erklärte ich, was ich hier ausgesprochen; aber kräftig lehnte er die Krone ab, da er nicht lüstern ist nach des Thrones Glanz und des Herrschens süßer Lust. Erst als ich ihm des Volkes Noth geschildert, erst als ich Aller Wunsch ihm kundgethan, erst als ich ihm die heilige Pflicht gezeigt, das Opfer seinem Vaterlande zu bringen, das sehnsuchtsvolle Blicke auf ihn richtet — da neigte er sich zu dem Plane, den ich entworfen hatte. Er sah es ein, daß eine Umwälzung der Dinge erfolgen müsse; aber sein letztes Wort war: ohne Blut!"

„Gott segne ihn!" rief der Bischof von Lissabon. „In diesem

Worte liegt die Bürgschaft für Portugals glückliche Zukunft. Uns sei's ein heilig Wort! Ohne Blut! das sei der Wahlspruch!"

„Allein," nahm Dom Antonio Pinto-Ribero das Wort, „wie wollt Ihr zügeln das ergrimmte Volk, wenn plötzlich seine Fessel bricht und es den Arm frei fühlt? Wird's nicht zum Dolche greifen und den niederstoßen, der es in Fesseln schmiedete? Fühlt Ihr nicht im eigenen Herzen, wie schwer es ist, den Grimm zu beherrschen, der in ihm kocht und wallt, wenn Ihr der Inquisition gedenkt und ihrer Opfer — der Lüste Vasconcellos' und seiner Opfer? Vergib, Carlos Noranha, daß ich eines Mannes gedenken mußte, der Dir verwandt und doch so unähnlich ist, als der Mohr dem Weißen!"

„Und doch," sprach jetzt Palmella, der älteste weltlichen Standes der hier Vereinten, „es gibt ein Mittel, das Wort Joao's de Braganza's zu verwirklichen. Wer kennt nicht die Macht der Priesterschaft über das Volk? Wenn Eure Eminenz es zu veranlassen weiß," sagte er zum Bischof und seinen Standesgenossen, „daß jeder Priester Lissabons seine Pflicht im Beichtstuhl thue, so setz' ich Alles dran, daß es gelingt."

Die geistlichen wie die weltlichen Herren stimmten diesem Worte des Grafen Palmella bei, und es wurde beschlossen, daß an dem Tage, den Dom Carlos Noranha und der Bischof von Lissabon bestimmen würden, der Adel in den Palast Margaretha's von Mantua, der Adelantada Portugals, dringen, sie ihrer Würde entsetzen, als Gefangene erklären und Joao de Braganza als König ausrufen sollte; daß dann die Geistlichkeit Processionen veranstalten und das Werk vollenden sölle. Das Loos war geworfen, der Rath geschlossen. Im Schleier des tiefsten Geheimnisses sollte Alles vorbereitet werden.

Noch kurze Zeit verweilten die Verschworenen — dann kehrten sie, Einer nach dem Andern, still auf verschiedenen Wegen, theils nach Lissabon, theils in ihre näher oder entfernter liegenden Schlösser zurück.

Dom Carlos' Seele war in ihrer innersten Tiefe erregt. Ein Frohgefühl, dem er keinen Namen geben konnte, durchbebte seine Brust. So war denn endlich der Schritt geschehen, den zu thun Jeder gezaudert, während doch Alle längst eines Sinnes waren. Der Mittelpunkt hatte gefehlt. Er war in ihm, in Saldanha, dem Erzbischof von Braga, gefunden. Der Ausführung, wenn nicht der Verrath unter Freundes Maske sich verborgen, stand kaum etwas entgegen; denn Vasconcellos, wie Margaretha von Mantua und ihr geheimer Rath, der Erzbischof Sebastian Matos de Noranha, Dom Carlos' Oheim, waren in ahnungslose Sicherheit gewiegt, weil eine spanische Soldateska im Lande war, und sie an den Muth zu solchem Unternehmen nicht glaubten. Sie hatten die sichere Regel des klugen Steuermannes vergessen, daß, wenn Windstille die Gewässer glättet, des Sturmes wüthendes Brüllen bald sie aus der tiefsten Tiefe aufzuwühlen droht.

Im alten Schlosse konnte es Dom Carlos nicht aushalten. Es war ihm zu enge. Es loderte eine Gluth in seinen Adern, die er nicht anders zu kühlen wußte, als daß er hinaus in's Freie ging, wo erfrischende Kühle wehte. In den Träumen einer schöneren Zukunft für sein schönes, unterdrücktes, erniedrigtes Vaterland versunken, wanderte er absichtslos dahin. Die Wolken des Himmels hatten sich verloren. Heller als je strahlten in unaussprechlicher Schönheit die Gestirne und gaben der bewegten Brust allmälig Frieden.

Wandernd war Dom Carlos jetzt in die Nähe des Tajo gekommen. Einem Meere gleich floß still der stolze, herrliche Strom dahin. Spiegelklar und spiegelglatt und eben waren seine Fluthen, die die Sterne zurückstrahlten und so mit Feuer und Gold durchwoben schienen. Lange erfreute sich Dom Carlos an diesem wundervollen Anblicke. Dann schritt er wieder dem Ufer entlang auf dem frischen Sammtrasen hin. So erreichte er die Mauern des alten Belem. Der furchtbare Thurm im Tajo, in dem so mancher Unglückliche seufzte, seit des Tajo Wellen seinen Fuß

bespülten, erhob sich in dem vergrößerten Maßstabe der Nacht wie ein ungeheurer, Unglück drohender Riese vor seinen Blicken. Die spanischen Wachen hätten ihn wahrnehmen müssen, so nahe war er dem Erdwalle, der den Flecken schützend umgab, wenn sie sich nicht träger Ruhe hingegeben hätten. Dom Carlos, das Aufsehen meidend, das nothwendig seine Anwesenheit hier zur Stunde der Mitternacht hätte verursachen müssen, wandte sich zurück und verließ, die Richtung von Matos wählend, die Ufer des Tajo. Der Weg, den er so eingeschlagen, mußte ihn an einer Besitzung seines Vetters Vasconcellos vorüberführen, die hier an einem der reizendsten Punkte lag.

Der allmächtige Minister Margaretha's von Mantua, der ihrem Herzen so nahe stand als ihrem Kopfe, obgleich sie nicht mehr im Reize der ersten Jugend blühte, dagegen Vasconcellos kaum an der Grenze der Zwanziger stand, hatte sich hier eine herrliche Besitzung erkauft und einen ländlichen Palast aufgeführt, dessen Schönheit Alles überbot, was Portugals Hauptstadt in ihren Umgebungen von Landsitzen des Adels aufzuweisen hatte. Ein Garten von weiter Ausdehnung schloß sich daran, und, gleich als sollte der Ort ländlicher Lust zugleich eine Art Festung bilden, ein tiefer und ziemlich breiter Wassergraben zog sich um das schöne Gebäude, das dadurch wie auf einer Insel lag.

Hier war der Ort, den Portugals Volk mit tausendfachem Fluch belegte. Hier schwelgte der Staatssecretär in allen Lüsten; hierher schleppte er die Jungfrauen, die seine Diener raubten, welche er aus der Klasse der Gallego's wählte, wie die gallizischen Auswanderer genannt werden, die jährlich aus Galliziens Bergen nach Portugals Hauptstadt ziehen, um dort als Wasserträger ihr Brod zu verdienen, dann aber gegen blinkenden Lohn zu jedem Dienste bereit sind. Jede Sitte niedertretend, schaltete schrankenlos der Günstling, demüthig und kriechend vor seiner Herrin und drückend und schonungslos gegen jeden Andern. Im Pfuhle des Lasters sich wälzend, wußte er seine Ausschweifungen doch vor dem eifersüchtigen Auge Marga-

retha's zu verbergen. Welche Mittel er aber dazu anwandte, das war des Entsetzlichen Vollendung — Gift, Dolch und Stürzen in die ewig stumm machenden Wellen des Tajo.

In der Nähe der Mauer, welche den Garten einschloß, stand jetzt Dom Carlos de Matos=Noranha. Alle die schauerlichen Gerüchte der Thaten des Entsetzlichen gingen jetzt an seinem Geiste vorüber, und der Gedanke erfüllte sein Herz, daß das Alles nun bald enden würde. Da dünkte es ihm, er höre einen Schrei, der gellend an sein Ohr drang, und im folgenden Momente einen dumpfen Ton, der klang, als sei ein schwerer Körper in das Wasser gefallen.

Ohne sich eigentlich Rechenschaft geben zu können von dem, was er beabsichtigte, stieg Dom Carlos pfeilschnell über die Mauer und war sogleich im Garten. Ohne zu säumen, eilte er dem Teiche zu, der das Landhaus umfloß. Dort angelangt, erblickte er etwas Weißes im Wasser, das eben unterzugehen drohte. Deutlicher sah er jetzt einen Arm, der um Hülfe bittend aus dem Wasser sich herausreckte. Dies gewahrend, war er auch schon im Wasser. Der kräftige Schwimmer theilte die Fluth mit rüstigem Arm und hatte bald die untersinkende Gestalt erreicht. Kräftig erfaßte er sie. Es war eine Frauengestalt. Mit Anstrengung aller seiner Kräfte brachte er sie an das Ufer. Dort legte er sie nieder, um sich selbst erst etwas zu erholen, ehe er daran denken konnte, sie fortzubringen; denn die Kälte der Nacht, verbunden mit der des Wassers, hatte ihn fast erstarren gemacht. Doch fühlte er auch wieder das Schwierige seiner Lage, wenn man ihn hier entdeckte. Und wer bürgte ihm dafür, daß nicht bald im Schlosse sich das Leben regte, zumal einer der grimmigen Hunde, die Vasconcellos aus Hispaniola erhalten hatte, seine fürchterliche Stimme im Schlosse erhob.

Schnell besonnen, riß er Zweige von den Rosmarinstauden ab und rieb damit die Schläfe der Geretteten und hielt sie dann unter ihre Nase. Das Mittel half. Das Leben kehrte zurück.

Dom Carlos lud die Gerettete nun auf seine Schultern, und

eilte, so gut er konnte, der Stelle zu, wo er die Mauer mit Hülfe eines nahestehenden Baumes überstiegen hatte. Hier mußte er sie abermals niederlegen; denn er vermochte kaum, sie weiterzubringen. Er hüllte die von entsetzlichem Froste Bebende in seinen Mantel, obgleich auch er von fieberhaftem Froste geschüttelt wurde. Dom Carlos ahnte, daß hier ein tragisches Geheimniß obwalte; allein eben in dieser Ahnung lag der Grund, daß er es für seine heilige Pflicht hielt, die Unglückliche zu retten. Als der Retter seine Gerettete so sorglich in seinen Mantel hüllte, schlug sie zum ersten Male die Augen mit klarem Bewußtsein auf.

„Wo bin ich?" fragte sie mit matter Stimme, die aber dennoch die innere Bewegung ausdrückte, in welche sie die Erinnerung an das Vorhergegangene versetzte.

„Sei ruhig, mein Kind," bat sanft Dom Carlos, „Du bist wenigstens aus den Klauen des Schändlichen befreit!"

Jetzt fuhr das Mädchen auf. Sie sah wie eine Wahnsinnige in das Gesicht des Dom Carlos, so viel es das Mondlicht gestattete.

„Ha!" rief sie aus, „wer bürgt mir dafür, daß ich nicht in die Hände eines Andern fiel?!"

„Der Name Noranha," sagte mit Stolz der junge Mann.

„Noranha!" rief das Mädchen aus und ein Strahl von stiller Freude überglänzte das todtbleiche Antlitz, ihre Hände kreuzte sie über der Brust und setzte dann hinzu: „Dank allen Heiligen, daß sie mir solche Hülfe sandten! Seid Ihr vielleicht Dom Carlos Noranha?"

„Der bin ich," entgegnete der Gefragte. „Doch, Kind, hier ist kein Weilen für Dich, wenn Du Freiheit suchst. Versuch' es, mit meiner Hülfe über diese Mauer zu steigen."

Sie raffte sich auf. In ihrem Auge war Furcht vor der Verfolgung und heißes Dankgefühl gegen ihren edlen Retter zu lesen. Sie versuchte es, allein die Mauer zu erklimmen, aber dazu fehlte die Kraft. Jetzt erst bat sie verschämt um Noranha's Hülfe. Nach

mehrmals erneuerten Versuchen gelang es, sie glücklich auf die Mauer zu bringen. Ein Sprung mußte darüber hinab gewagt werden. Sie that ihn, aber der leise Schmerzensruf zeigte, daß sie sich verletzt. Jetzt ließ sich vom Gebäude her ein wildes Schnaufen vernehmen und ein Rauschen durch die Zweige.

„Halt, Mädchenräuber!" rief eine Stimme. „Abul faß!" — Ein ungeheurer Bluthund stürzte wüthend gegen die Mauer und stellte sich in eben dem Momente an ihr hinauf, als Dom Carlos ihre Höhe erreichte. Rasch flog das Schwert aus seiner Scheide und senkte sich tief in den geöffneten Rachen des Thieres, daß es heulend und röchelnd zusammenbrach. Der Begleiter des Hundes war, während dies geschah, auch herzugekommen und drang auf Dom Carlos ein — doch als er den unten verendenden Bluthund erblickte, schrie er verzweifelnd auf und ließ von dem Verfolgten ab.

„Abul! Abul! Du treues Thier!" rief er mit Entsetzen aus, „was wird der Herr sagen?"

Dom Carlos war indessen an der Mauer hinabgeglitten und seiner Geretteten nachgeeilt; denn mehrere Stimmen wurden jetzt innerhalb der Mauer laut und das Sausen eines geschleuderten Messers, das, seinen Arm streifend, tief in die Rinde eines nahen Baumes fuhr, zeigte ihm, daß es wohl hier einen Kampf auf Leben und Tod absetzen würde.

Das Mädchen hatte sich langsam fortgeschleppt. Zum Glücke war sie noch nicht so weit entfernt, daß Dom Carlos der Gefahr sich hätte ausgesetzt gesehen, sie lange suchen zu müssen.

„Fort! fort!" rief er, „die Verfolger sind uns auf der Ferse."

„Ich kann nicht!" seufzte sie. „Ach, mein Fuß schmerzt mich entsetzlich und der Frost, der meine Glieder schüttelt, macht mich unfähig, mich weiter zu bewegen. Habt Erbarmen und tödtet mich, edler Herr, daß ich nicht in die Gewalt dieses Teufels zurückfalle — oder, wollt Ihr Euren Dolch nicht mit meinem

Blute beflecken, gebt ihn mir, daß ich mein zertretenes Dasein ende!" —

Ohne zu antworten, ergriff sie Dom Carlos, hob sie auf seine Schulter und eilte in größter Hast mit ihr in der Richtung von Matos davon.

Noch keine halbe Viertelstunde mochte er so mit seiner Last fortgeeilt sein, da vernahm er das wilde Rufen der Verfolger. Er sah sich, da Matos noch ziemlich entfernt war, nach einem Ort um, wo er sich am Besten vertheidigen konnte und erblickte zum Glück eine Ulme in seiner Nähe. Hier setzte er seine Last ab, gebot ihr, sich hinter seinem Rücken an dem Stamme zu halten und erwartete dann seine Verfolger. Drei Männer stürzten sich jetzt auf ihn, brüllend vor Wuth. Sein geübter Arm traf den Einen sogleich über das Gesicht, daß er taumelnd rücklings niederstürzte. Die Anderen wurden nur noch wüthender und drangen auf ihn mit größerem Ungestüm ein. Der Kampf war ungleich. Noranha's Kräfte waren erschöpft.

„Ergib Dich, Räuber!" rief Einer der Leute Vasconcellos'.

„Noranha ergibt sich nicht!" rief dieser, und es war, als ob die Erinnerung an seinen Namen die volle Kraft in's Dasein gerufen, so heftig wurden die Streiche, die er hagelbicht fallen ließ.

„Noranha!?" wiederholte der Eine der Verfolger, und senkte sein Schwert, indem er zurücktrat. Gebt uns das Mädchen, sagte er, und Ihr mögt in Frieden gehen. Es soll selbst unser Herr nichts erfahren!"

„Schurke!" donnerte Noranha, „sag' Deinem schändlichen Gebieter, daß ich der Retter der Unglücklichen gewesen, die sich, um seiner Lüste Beute nicht zu werden, vom Fenster herab in den Teich gestürzt!" —

„Noranha! Noranha!" rief es plötzlich in der Nähe. Der Neger Hamid und Noranha's treuer Leibdiener, die ihrem Herrn folgend und Gefahr fürchtend — durch das Lärmen des Kampfes hierher gezogen worden waren, nahten sich. Kaum erblickten die

Verfolger die Hülfe, welche nahte, so ergriffen sie die Flucht, ihren Gefährten mit sich fortschleppend. Die Ankommenden wollten sie verfolgen.

„Nicht doch," sagte Noranha, der das Blut an seinem Arme herabrieseln fühlte; „nehmt hier das Mädchen und tragt sie nach dem Schlosse." Dies geschah und schon streiften des Tages erste bleiche Lichter am östlichen Horizonte herauf, als sie das Schloß erreichten.

Das Mädchen mußte die Kleider wechseln; denn die ihrigen waren durchnäßt. Es blieb bei dem Mangel aller Frauenkleider nichts übrig, als daß sie Männerkleider anlegte. Unterdessen ließ Noranha für erwärmende Getränke sorgen, die die Lebensgeister weckten, und bald trat, in einen lieblichen, obwohl sehr bleichen Knaben verwandelt, das in Noranha's Mantel sich einhüllende Mädchen herein. Als sie das Getränke genossen, wurde ihr wieder wohl.

Der innigste Dank sprach sich nun in den begeistertsten Worten gegen ihren Retter aus. Sie fühlte sich verpflichtet, ihm ihre Begebenheiten in der letztvergangenen Zeit zu erzählen. Ströme von Thränen begleiteten ihre Worte. — Sie war die Tochter eines armen, aber redlichen Mannes, dessen Häuschen in dem Stadttheile Bairro-alto lag. Still und harmlos waren ihre Tage dahingeflossen. Der Sohn des Nachbars hatte bei Bella's Vater das Schusterhandwerk gelernt. Innige Liebe führte die Herzen zusammen und ihrem Glücke stand nichts weiter im Weg, als daß Jayme, so hieß Bella's Geliebter, sich als Meister niederließ, was binnen Kurzem geschehen sollte.

Bella war eine der seltenen Ausnahmen unter den Frauen und Mädchen ihres Standes in Lissabon, sie war schön. Es lag in ihren Zügen etwas Edles. Die Formen ihrer Gestalt waren voll Grazie und Ebenmaß und von jener Fülle, die sie reizend machte. Manches Auge folgte ihr, schwebte sie über die Straße, und die reiche Kundschaft ihres Vaters war gewiß nicht allein durch

seinen Fleiß und die Vorzüglichkeit seiner Arbeit erzielt; allein ihr Ruf war fleckenlos, wie ihr Herz. Jede Lockung der Verführung wurde von ihr mit dem tiefsten Abscheu zurückgewiesen.

Fünfzehn Jahre in Portugal reifen die weibliche Schönheit. Sie war sechzehn Jahre alt, als die Hochzeit mit Jayme bestimmt wurde von den Vätern. Bella's Vater wollte sich zur Ruhe setzen und Jayme sollte seine Geschäfte übernehmen.

Um diese Zeit fügte es ein unglückseliger Zufall, daß Vasconcellos sie sah. Er, der sittenlose Wüstling, dem Macht und Reichthum die Befriedigung seiner unreinen Wünsche so oft möglich machten, wurde von glühender Leidenschaft für das schöne Mädchen erfüllt. Wenige Stunden später schlich eine Gitanna in Bella's Wohnung und verlangte, ihr wahrzusagen. Gerne reichte ihr Bella ihre Hand. Die Liebe ist abergläubisch. Sie erwartete aus dem Munde des Weibes, dem der Volksglaube der Zukunft Pforte geöffnet glaubte, ihr nahes Glück in glänzenden Bildern geschildert zu hören. Statt dessen sagte sie ihr, daß Macht und Ansehen ihr bevorstünden, weil ein Mächtiger in Liebe für sie entbrannt sei und nach ihrem Besitze verlange.

Mit tiefem Abscheu, mit gerechtem Unwillen wies Bella's reiner Sinn die Verabscheuungswürdige zurück, die indeß nicht so leicht das Feld räumend, näher mit ihrem Plane hervorrückte; allein Bella blieb sich gleich. Zankend und keifend mit der Thorheit des Mädchens entfernte sich die Zigeunerin.

Nach einiger Zeit erschien sie wieder. Dieselben Anträge wurden mit derselben Gesinnung zurückgewiesen.

Endlich erschien Vasconcellos selbst im Hause des Alten, ihm Bestellungen gebend. Bella verschwand, sobald er eintrat; dem Vater, dem Geliebten hatte sie nichts gesagt, weil ein tiefes Schamgefühl ihr die Lippe schloß. Als aber nun der Vater die Bestellung ablieferte, wagte es der Entartete, dem Greise seine Anträge zu stellen.

Im ersten Augenblick erstarrte der biedere Greis vor dieser Verworfenheit; im zweiten erwachte sein sittliches Gefühl, sein

Stolz auf die Unbeflecktheit seines und des Rufes seiner Tochter. Mit harten Worten wies er den Schändlichen zurück. — Höhnend entließ ihn Vasconcellos; allein im Vorgemache schon ergriffen ihn die Diener, fesselten und mißhandelten ihn. Der Abend begünstigte das Unternehmen. In einem Keller des am Rozio liegenden Palastes des Staatssecretärs wurde dem unglücklichen Greis ein feuchter, finsterer Raum angewiesen.

Nach einer Stunde erschien Vasconcellos. Jetzt aber drohte der Greis, der Adelantada Alles zu enthüllen, wenn er nicht abstehe von seinem schändlichen Vorhaben. Bella, Böses ahnend, war dem Greise gefolgt. Als sie, ihm in das Innere nachschleichend, vernahm, was vorging, schrie sie um Hülfe.

Schnell ergriffen sie starke Arme und schleppten sie die Stiege hinauf.

Ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme. Sie konnte nicht weiter erzählen.

An einem kostbaren Schreibetische seines prunkvollen Closets saß im gepolsterten, sammtüberzogenen und mit reicher Vergoldung gezierten Sessel der Staatssecretär Vasconcellos. In seinen Mienen spiegelten sich die Selbstzufriedenheit und das Wohlbehagen.

Seine Hand hielt Depeschen des Ministers Olivarez, welche ihm die Decoration des goldenen Vließes überbracht hatten, womit des Königs Gnade ihn auf die Bitte Margaretha's von Mantua beschenkt.

Plötzlich klopfte es leise an die Thüre des Closets, die nach der Reihe prunkreicher Vorsäle führte. Der Staatssecretär horchte auf, bis das Klopfen in eigenthümlicher Weise wiederholt wurde.

„Nur herein, Saavedra!" rief er, und alsbald trat ein Spanier herein, auf dessen Züge die Hölle ihr größtes Insiegel gedrückt.

Saavedra beugte sich tief.

„Excellenza,“ sagte er, „ich komme spät, weil eine nächtliche Erkältung in Eurem Dienste mich beinahe auf's Krankenlager geworfen. Ihr wollt deßhalb verzeihen, daß ich eine Nachricht, der an Wichtigkeit keine andere gleichkommt, so spät erst melde.“

Vasconcellos war, von der heftigsten Neugierde gespornt, aufgesprungen.

„Mach' es kurz; Du bist entschuldigt. Erzähle!“ rief er aus und trat dem Spione seiner geheimen Kundschaften um einige Schritte näher.

„Es ist bekannt, Excellenza,“ fuhr dieser mit wichtiger Miene fort, „daß seit einiger Zeit die Unzufriedenheit der Portugiesen sich mehrt.“

„Wozu das?“ herrschte ihm Vasconcellos mit grimmig gerunzelter Stirn zu.

„Vergebt, Excellenza,“ fuhr der Unerschütterliche fort, „ich muß diesen Eingang vorausschicken, um Euch auf die Wichtigkeit meiner Entdeckungen aufmerksam zu machen. Geruht, sie mit Geduld anzuhören. Es ist augenscheinlich, daß die allgemeine Unzufriedenheit sich täglich mehrt. Bis jetzt war es nur das Volk, das heißt, die alleruntersten Klassen der Eingebornen dieses Landes, welche ohnehin gegen unsere Spanier Halbwilde sind, unter denen die Unzufriedenheit wuchs, weil Nahrungslosigkeit und Steuerdruck —“

„Verdammter, breiter Andaluse!“ rief Vasconcellos, „hast Du Dir vorgenommen, meiner Geduld Tiefe, Breite und Länge zu ermessen?“

„— wuchs in gleicher Weise,“ fuhr Jener fort, ohne die Unterbrechung zu beachten; „die Kaufleute, ob der Handelsbeschränkung, reihten sich diesen an und schlossen den Kreis der Murrenden ab. Jetzt sind es die ersten Klassen der Gesellschaft, welche den Faden fortspinnen. Die Doms und die hohe Geistlichkeit!“

„Deine Nase ist wohl lüstern nach den süßen Düften eines Auto-da-Fe's nach Torquemada's Sitte?“ spottete der Staatssecretär des in Spanien verunglückten Hidalgo's. Nichts konnte ihn

aus dem Geleise seiner angefangenen Oration bringen, welche er im ermüdenden Tone eines Bänkelsängers vortrug.

„Ich kann eine schöne Liste von Namen von Grafen und Prälaten nennen, welche gestern Abend im Schlosse Matos —"

„Was sagst Du?" fragte jetzt im Tone der höchsten Spannung der Staatssecretär. —

„— versammelt waren," fuhr Saavedra fort, „wahrscheinlich, um geheime Pläne zum Umsturze der bestehenden Verhältnisse zu entwerfen."

„Was berechtigt Dich zu dieser Vermuthung? Gab nicht vielleicht Noranha ein Fest?"

„Noranha ein Fest? Excellenza, erlaubt, daß ich über diese unerwartete Frage staune! Kennt Ihr denn den finstern Einsiedler nicht? Den Geizhals, der Alles aufspart und das Uebrige an den Auswurf des Volkes verschwendet, nicht aus Mitleid, sondern um sich die Liebe und den Anhang dieses Auswurfs zu sichern, wenn er einst ihrer sollte nöthig haben. Der gibt keine Feste, denn er haßt sie. Auch war Grund genug zu vermuthen, daß das Ganze ein Geheimniß bleiben sollte." —

„Welcher Grund?" fragte hastig der Staatssecretär, Du bringst mich in Verzweiflung mit Deiner Breite! Du spannst mich auf die Folter!" —

„Per dios! Gnädiger Herr, Excellenza, das klagt Ihr mich umsonst an. Ich weiß, was Foltern heißt. In Sevilla —"

„Halt' ein, um aller Heiligen willen, halt' ein, und komme auf Deine Gründe!" schrie Vasconcellos, der einer der entsetzlichsten Auseinandersetzungen über das künstlerisch vollendete Foltersystem des heiligen Officiums sich gewärtigte.

„Wenn Ihr nicht anhören wollt, was ich sagen will," fuhr Saavedra fort, „so muß ich auch ehrerbietigst bitten, mich nicht anzuklagen, daß ich Euch foltere; ein Gedanke, der mir das Blut erstarren macht! — Also, ich hatte Gründe und habe sie noch, zu

vermuthen, daß man den Schleier des Geheimnisses um jene Zusammenkunft hüllen wollte; denn

Erstens war es eine stockfinstere Nacht, in der kein Sternlein schien, eine Nacht, wie ich in Andalusien nie eine erlebt. Da strahlten die Sterne allnächtlich in ihrer vollsten Schönheit. — Ich hatte den Carlos de Noranha längst auf dem Korne, denn er gefiel mir gar nicht in seiner finstern Miene, die ihm so übel ansteht, ob sie gleich, wie ich bemerken konnte, den Frauen hier zu Lande nicht mißfällt; denn sie sehen ihm überall nach. Nun seht, Excellenza, es sagte mir einst eine Gitanna, daß alle Freitag-Nächte wichtig seien. Gestern war auch eine. Darum schlich ich mit der Dunkelheit gegen das Schloß Matos hin. Ich wußte, daß der edle Dom dort sei und hätte gerne den Grund davon gewußt. Euch, da Ihr mit den Noranha's verwandt seid, ist es ohne Zweifel nicht unbekannt, daß vor dem alten Neste, das eher für Eulen als für einen Granden von Portugal paßte, die steife, schlecht gemachte Bildsäule des heiligen Täufers Johannes oder Joao's, wie die fatale Mundart dieses Landes es ausdrückt, steht. Rings um dieselbe" —

„Ich weiß, ich weiß!" fiel Vasconcellos ein, der vor Ungeduld umzukommen meinte. „Fahr' fort!"

„Nun, nun, ich sehe," sagte ärgerlich werdend, der Andaluse, „Ihr seid kein Freund von Details, wie die Franzosen (die Gott verdamme) sagen, und das glaubt mir, gerade solche Einzelnheiten sind oft von einer nicht zu berechnenden Wichtigkeit, wenn es sich um Thatsachen handelt, die ich Euch jetzt mitzutheilen habe. — Dort also verbarg ich mich. Kaum war es recht finster geworden, so naheten Granden und Prälaten" —

„Welche, welche? Nenne sie!" rief Vasconcellos.

„Erlaubt, daß ich den zweiten Grund anführe, warum ich glaube, daß die Zusammenkunft eine verborgene sein sollte:

Zweitens also schloß ich dies daraus, weil selbst der Bischof von Lissabon, die Bischöfe von Elvas und Coimbra zu Fuße kamen,

ohne Maulthiere, ohne Sänften, ohne Begleitungen, in einfachen Mönchskutten."

„Mensch, bist Du rasend?"

„Ich bin bei Verstand, Excellenza, bei vollem Verstand, und hatte gestern, als ich das Alles sah, so wenig Xeres gesehen, als heute."

„Aber Du sagtest, es sei finstere Nacht gewesen, und Du erkanntest diese Männer in solcher Entfernung von der Thüre des Schlosses und bei dieser Vermummung?"

„Ihr geruhet, mich zu oft zu unterbrechen, Excellenza, sonst würdet Ihr schon das Alles wissen. Saavedra hat herrliche Augen und sieht in der Noth wie eine Katze bei Nacht so genau, als der Sohn eines andern Vaters bei Tage. Hier war aber die schädliche Anstrengung eines so edlen Gliedmaßes, als das Auge ist, gar nicht erforderlich; denn an der Thür empfing die Gäste der alte Bullenbeißer von Kastellan mit einer Wachskerze in der Hand, so groß, als ich einst eine Unserer Lieben Frau von Atocha geweiht, wozu ich aber noch das Geld nicht habe aufbringen können, sie zu kaufen. Ich hoffe, für diese wichtige Entdeckung von Eurer Excellenza so bedacht zu werden, daß ich diese Schuld meines Gewissens werde abtragen können. Wie gesagt, das Licht dieser schönen Kerze, die wenigstens vier Pfunde wog und also gewiß drei Piaster kostete, Ihr wisset, wie viel Reis das macht, da ich noch immer mit den fatalen Münzen dieses Landes nicht in's Klare kommen kann, wie mir's überhaupt mit der tollen Mundart geht; das Licht dieser schönen Kerze fiel so hell auf die Personen, daß ich sie alle erkannte und sie schnell auf dieses Blatt aufschrieb."

Er reichte Vasconcellos ein kleines Pergamentblatt, worauf er mit einem Stifte die Namen der vierzig Verschworenen geschrieben hatte.

Mit flammenden Blicken durchflog es dieser. Er stampfte wild mit dem Fuß auf, wenn er einen Namen fand, von dem er sich

so Etwas nicht versehen. Endlich warf er fluchend das Blatt auf den Tisch.

„Saavedra!" rief er aus, „Du hast mir da freilich, wenn das Alles seine Richtigkeit hat, einen großen Dienst geleistet; allein noch ist das, was Du zu thun hast, nicht vollendet. Was sie dort trieben, das gilt es, zu erforschen. Suche Dich mit den Dienern des Carlos Noranha in Verbindung zu setzen; gehe ihm nach auf Schritt und Tritten. Habe Augen und Ohren überall. Dein Lohn wird groß sein, wenn Du das mir herausbringst. Nimm einstweilen dies auf Abschlag."

Saavedra nahm dankbar das Gold, welches der Staatssecretär in seine Hand gleiten ließ. Er blieb aber auf seiner Stelle stehen.

„Nun?" fragte Vasconcellos — „hast Du noch etwas?"

„Allerdings, Herr und Gebieter," nahm Jener das Wort wieder; „Ihr erinnert Euch vielleicht des kleinen Abenteuers noch, das Ihr vor einigen Tagen mit der schönen Schusterstochter von Bairro-alto hattet, die so recht dumm in Eure Schlinge lief?" —

Ueber Vasconcellos' Züge flog ein Blitz der Lust. „Du erinnerst mich da an das holdeste Mädchen, das Lisboa umschließt. Was willst Du mit ihr."

„Auch," fuhr der Spion fort, „gedenkt Ihr vielleicht des grämlichen Alten, der keine Raison annehmen wollte, wie die Franzosen (die Gott verdamme) sagen?"

Aergerlich rief Vasconcellos: „Der wird ja nichts mehr wollen?!" —

„Ihr beliebt zu irren, Excellenza, der lebt!"

„Was?" rief der Staatssecretär, im höchsten Grad überrascht und unangenehm berührt. „Haben ihn die Hunde von Gallego's nicht in den Tajo gestürzt?"

„Freilich; denn ich selbst wies ihnen die Stelle, wo der Strom am tiefsten ist, was ich vom Baden her wußte, denn ich wäre da einmal fast des Todes gewesen, hätte ich nicht schwimmen ge-

lernt wie ein Fisch und wäre mir nicht die Wurzel einer Weide zur rechten Zeit in die Hand gekommen. Gerade so ging's dem Alten auch."

„Aber warum habt Ihr spanischen Maulthiere ihm nicht die Hände gefesselt?" rief im wüthendsten Zorne Vasconcellos.

„Ich hoffe, Excellenza," sprach mit ruhiger Würde der Hidalgo, „der Schimpfname trifft die Gallego's allein, sonst verböte mir die Ehre, länger in Eurem Dienste zu bleiben. Da ich dies voraussetze und auch billige, denn Gallizien ist das Land der Weisheit gerade nicht, und hundert Pfunde gallizischen Gehirns wiegen kaum ein Loth andalusischen auf, wenn eine Waage gut ist. Ihr müßt bedenken, daß der Gallego Alles zu Rathe zu halten sucht. So schien denn den Burschen der Strick, der des Alten Hände und Füße fesselte, noch anderwärts brauchbar und so bewahrten sie ihn vor dem Verfaulen im Wasser."

Vasconcellos raste im Closet umher. Konnte doch durch diesen bedenklichen Umstand das ganze Bubenstück ruchbar werden.

Saavedra's Ruhe wich keinen Moment.

„Ich binde Dir's auf die Seele, Saavedra, er muß weggeschafft werden!" —

„Es wird sich machen, Excellenza, dem Tode geht es wie der Kirche, sie, wie er, gibt keine Opfer wieder. Der Alte ist sehr krank und wird sterben. Ist das nicht auf dem Wege, den alles Fleisch geht, wie ich von Sevilla gelernt, so mag's auf andere Weise sein, ich nehme das auf mich — aber das Mädchen!"

„Welches Mädchen?" —

„Eben die schöne Bella, des Alten Tochter."

„Nun, was ist mit der? Der Teufel wird Dich doch heute nicht zu seinem Reichspostmeister gemacht haben, um mir die Freude des goldenen Vließes ganz zu vergällen!"

„Goldenes Vließ?" fragte Saavedra und seine kleinen Augen wurden groß.

„Ich habe den Orden von Sr. katholischen Majestät heute erhalten," sprach, seine Hiobsposten vergessend, der Staatssecretär.

„Gestattet in Hulden, daß ich Euch meinen unterthänigsten Glückwunsch darbringe, Excellenza, denn dadurch steht Ihr den Granden erster Klasse meines altchristlichen Vaterlandes gleich."

„Ich danke Dir, doch was sagtest oder wolltest Du von dem Mädchen berichten?" —

„Ja — so!" dehnte Saavedra — „da ist Euch der verdammte Noranha auch in das Gehege gestiegen."

„Was sagst Du, Unglücksbote!? — Sage, Du habest gelogen, oder" — er fuhr mit der Hand nach dem Dolche.

„Excellenza!" schrie der Spanier, „hab' ich's denn verschuldet? Bin ich nicht unglücklich genug, daß ich Euch diese Botschaften bringen muß!" —

Vasconcellos besann sich. „Du hast Recht!" sagte er — „aber sprich, was ist das wieder?" — Er war bleich wie der Tod in seinen Sessel gesunken.

Saavedra hatte sich unterdessen der Thüre näher gemacht, um nicht noch einmal in Gefahr zu kommen, ein Opfer seines Berufs zu werden.

Vasconcellos, so sehr er auch erregt war, mußte doch über diese Vorsicht des schlauen Spaniers lachen, dessen Brauchbarkeit er, obschon ihn seine breite Berichterstattungsweise oft fast bis zur Verzweiflung brachte, wohl aus einer reichen Erfahrung kannte.

Er zog seinen Dolch heraus und schleuderte ihn weit von sich in die Ecke.

„Komm her," sagte er dann, „Deine Sicherheit soll nicht mehr gefährdet werden. Erzähle!"

„Euer Kastellan ist heute früh bei mir gewesen und weil er den Muth nicht hatte, solches Euch selber zu melden, bat er mich flehend, es zu thun. Obgleich er ein Portugiese ist, so konnte ich's, bei meiner andalusischen Herzensgüte, dem armen Schelm nicht abschlagen, denn er wollte lieber in den Tajo laufen, als vor Euch treten, obwohl er so unschuldig ist, als ich. Er fürchtete mit Recht Euren Jähzorn, dessen Opfer ich beinahe geworden wäre. Er

erzählte mir, daß Bella letzte Nacht nach vieler Arbeit die Eisenstäbe des Gitters losgebracht und sich in den Teich gestürzt habe.“ —

„Ist sie denn todt?“ fragte mit einem die Brust erleichternden Seufzer der Staatssecretär.

„Ja,“ versetzte Saavedra, „wenn sie todt wäre, so wär' ja alles Andere nicht erfolgt, was eben das Schlimmste an der Sache ist; der Teufel selbst führte den verfluchten Noranha herbei — und es war doch Mitternacht. Der rettet das Mädchen aus dem Teich und trägt sie aus dem Garten hinaus. Eurer Excellenza schöner Bluthund Abul, den Ihr aus Hispaniola durch die Gnade der Adelantada erhalten habt, wurde zuerst des Streiches gewahr, tobte wie rasend, und weckte so den, nichts Arges ahnenden Kastellan. Dieser weckt seine Leute, sie bewaffnen sich und lassen den Hund los. Es scheint, daß das edle Thier den Räuber des Mädchens noch an der Mauer erwischte und dieser ihm dort sein Schwert in die Gurgel stieß, daß das edle Thier sogleich verendete.“ —

„Alle Teufel, Mensch, was bringst Du mir für bittere Kunden!“ rief außer sich Vasconcellos. „Die Burschen werden ihm doch das Mädchen abgejagt haben?“

„Hätten sie das, so wäre sie nicht wohlbehalten im Schlosse Matos, wo sie sich's wohl wird gut sein lassen.“

Der Andaluse dachte nicht daran, daß er mit diesen Worten einen scharfen, ja wahrhaft vergifteten Dolch in das Herz seines Gebieters stieß.

Alle Grenzen waren in diesem Momente gesunken. Einem Rasenden gleich, rannte Vasconcellos im Closet umher. „Du Unglücksrabe!“ schrie er dem Spanier zu, der nichts Eiligeres zu thun wußte, als zur Thüre hinaus zu eilen und den Rasenden sich selber zu überlassen.

Es währte lange, bis dieser zu sich selber kam und das Maß des Unangenehmen ganz mit Ruhe ermessen konnte, das ihm

Saavedra dargeboten. Sein Grimm über dieses schuldlose Werkzeug des Mißgeschickes legte sich auch bald genug, wie denn überhaupt der Wechsel der Leidenschaften in Vasconcellos' Innerem blitzschnell erfolgte. Der Ruf der Glocken mahnte ihn, daß er heute, mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt, die Adelantada zum Hochamt in die Kathedrale zu begleiten hatte. So gut es gehen mochte, suchte er, Herr seiner Leidenschaften zu werden und rief den Dienern, die ihn ankleiden sollten. Denn es war das Fest des heiligen Erzengels Michael, das mit hohem Pompe gefeiert wurde.

Die ungeheuern Räume der herrlichen Kathedrale waren schon von einer unermeßlichen Volksmenge angefüllt, als endlich im höchsten Staatsputze die Adelantada des Königreichs Portugal, die Herzogin Margaretha von Mantua, auf die reichverzierte Emporbühne trat, welche der König sonst zu seiner Andacht, dem Hochaltare gegenüber, zu besuchen pflegte. Ein glänzender Hofstaat umgab sie; allein außer Vasconcellos und einigen wenigen anderen Edelleuten bestand dieser ganze Hofstaat aus Spaniern. Die Adelantada war ein schönes Weib von etwa acht und dreißig Jahren, voll und üppig ihr Bau, groß und feurig ihr Auge, stolz und majestätisch ihre Haltung. Ihre Gestalt war groß und ansehnlich, wie selten die einer Portugiesin. Blondes Haar zeichnete sie insbesondere aus, und auch ein verwöhnter Geschmack mußte diese Frau, die wenigstens durch ihr frisches Aussehen ein Decennium ihres Alters Lügen strafte, noch schön finden. Die Portugiesen widmeten ihr wenig Aufmerksamkeit; denn sie war gehaßt, wie die spanische Herrschaft überhaupt, und die, welche mit ihr in näherer Verbindung standen. Auch war es genugsam bekannt, daß ihr Leben nicht das reinste und sittlichste konnte genannt werden; daß sie mit dem Staatssecretär Vasconcellos in einem Verhältnisse stand. An ihrer rechten Seite stand dieser Günstling. Portugals Sohn — trat er sein Vaterland nieder, verrieth es an Olivarez teuflische Politik. Herrsch- und Selbstsucht waren die Götzen, denen er

vorzugsweise fröhnte. Seine Macht hatte ihn blind gemacht gegen alles Recht, gegen jedes Gebot der Sitte und Sittlichkeit. Doch wußte er schlau genug seine Ausschweifungen vor Margaretha's unduldsamer Eifersucht zu verbergen. Heute war er zum ersten Male mit dem goldenen Vließe geschmückt. Stolz stand er neben der Frau, die ihn erhoben, und lauschte jedem ihrer Blicke und Winke. Bleich sah er aus, todtenbleich. Die Vorgänge dieses Morgens waren gar nicht geeignet gewesen, ihn in die Stimmung zu versetzen, die wohl Margaretha erwartet haben mochte.

Sie war erschrocken, als er in das geheime Closet trat, wo die üppige Gestalt auf einem schwellenden Sopha ruhte, und zu dem er den Schlüssel an einer goldenen Kette trug.

„Bist Du krank, mein Alessandro?" fragte sie.

Er mußte lügen, daß er sich erkältet, daß ihn der Kopf schmerze und die Brust.

„So seh' ich Dich heute nicht?" fragte sie.

Er lächelte und sprach seinen Dank für den Orden des goldenen Vließes aus.

Die Glocken riefen jetzt.

Vasconcellos entfernte sich durch die geheime Thüre und trat stolz in den Vorsaal der Adelantada, wo sich alle Rücken vor ihm bogen.

Wie auch die strengste Etiquette des spanischen Hofes die Herzogin äußerlich fesseln mochte, weder sie, noch die Andacht konnte sie hemmen, dem Geliebten ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden, den sie wirklich krank wähnte.

Hätte sie geahnt, was ihn bewegte, wie würde ihr Furienzorn ihn getroffen haben, den Undankbaren. Wie hätte sie ahnen können, daß er in diesem Augenblicke, wo sie ihm die zärtlichste Sorgfalt widmete, zu neuem Verrath an ihrer Liebe thätig war?

Warum, dachte Dom Carlos de Noranha, der fast der Bühne der Statthalterin gegenüber stand, mag wohl des Schändlichen Blick so glühend auf einer Stelle des Schiffes der Kirche ruhen? Vasconcellos hatte ihn noch nicht wahrgenommen.

Carlos bemühte sich, die Richtung der stechenden Blicke zu finden und — es gelang ihm endlich; wenigstens vermuthete er dies mit vielem Grunde, da er ihn kannte; allein der Gegenstand, der Vasconcellos' Blicke fesselte, übte alsbald gleichen Zauber über die Noranha's aus, so daß er Vasconcellos gänzlich vergaß und sich der süßen Lust des Anschauens ganz überließ.

Nahe einer der herrlichen weißen Marmorsäulen, welche das vielverzweigte Gewölbe der Kirche tragen, kniete neben einem Manne von höheren Jahren ein Mädchen, dessen Schönheit Alles überstrahlt haben würde, wären auch nur die reizendsten Frauen und Mädchen in der Kathedrale gewesen. Bei alle der Fülle von Reizen lag etwas so Eigenthümliches in ihrer Schönheit, etwas so Fremdes und doch so unaussprechlich Anziehendes und Ansprechendes, daß es unwiderstehlich fesselte. War die Haut der Portugiesinnen braun und dunkel, wie die der Spanierinnen, so konnte der Schnee, der die Gipfel der Sierra di Estrella zur Winterzeit deckt, nicht weißer sein, als die Hautfarbe dieser Jungfrau. War das Roth, das die Wangen der Mädchen Estremadura's schmückte, oft frisch und lebendig, hier war es, als hätte es der leise Hauch eines Frühlingslüftchens hervorgerufen — so zart, so durchsichtig war es. Nannten die Dichter das Haar der Portugiesinnen dunkel, wie die Nacht, so war hier keine Vergleichung mehr möglich, denn es hatte dies Haar neben seiner Schwärze einen Glanz, der unbeschreiblich war, und eine Fülle, einen Reichthum, den man höchst selten so fand. Waren die Augen der Portugiesinnen bei der tiefsten Schwärze feuerflammend und weniger groß und frei, so lebte in diesen Augen mehr, als das Alles — Seele, und eine Seele, rein und schuldlos, sah daraus hervor, während sie an Glanz jenen nichts nachgaben und an Größe und Pracht sie übertrafen. Ueber dies Alles aber war ein Ausdruck von Demuth und Unschuld ausgegossen, der ebenso hinriß, als er jeden schuldbefleckten Gedanken in die schwarze Seele zurückscheuchte, die ihn geboren.

Wer war sie? Diese Frage beschäftigte Vasconcellos und

Noranha; denn der Eindruck, den sie auf beide junge Männer gemacht, war ebenso unauslöschlich, als er verschieden war. Bei Vasconcellos' Sinn und Geist mußte er ein unlauterer sein, denn seine im Pfuhle der Laster versunkene Seele war keiner edleren Regungen mehr fähig. Das Reinmenschliche war bei ihm längst weggetilgt. Seit sein Blick diese Reize erspäht, war Bella's Verlust vergessen und Alles, was sich daran knüpfte, mit Ausnahme des Racheburstes gegen Noranha. Diesen Engel zu besitzen, war der sein Wesen mit brennender Gluth durchströmende Wunsch, das rastlose Verlangen. Nur die Nähe der Adelantada konnte ihn in die Grenzen einer nothwendigen Selbstbeherrschung zurückweisen. Die Heiligkeit des Ortes konnte ohnehin auf solch ein Herz keinen Eindruck mehr machen, keine Gewalt mehr darüber ausüben.

Anders war es in der edlen Brust Dom Carlos Noranha's. Kalt und regungslos war bis jetzt sein Herz beim Anblick und in der Nähe der Frauen und Mädchen geblieben. Nur die sogenannte große Welt war es gewesen, in die ihn das Geschick und sein Stand geführt. Er fand in ihr die Herzen so klein und so verschroben, oft so verdorben, daß er bei seiner Eigenthümlichkeit, die mehr in sich hinein lebte, als aus sich heraus, auch sich in sich selbst mehr und mehr zurückzog. So war er denn mit jenem Gefühle, das zum Himmel hebt, das Leben verherrlicht und verklärt und erst recht dem Dasein seine Bedeutung, dem Leben das Verständniß und den Werth gibt, ganz unbekannt geblieben. Die Lage seines Volks und seines Vaterlandes hatte später seinen Gefühlen und Empfindungen eine andere Richtung, eine rein politische Färbung gegeben, und das Traurige, was ihm überall begegnete, warf ihn mit Gewalt in sich selbst zurück. Er hatte für nichts Anderes mehr Sinn. Seine Liebe war Vaterlandsliebe geworden, und seiner süßesten Wünsche Ziel des Vaterlandes Freiheit und Rettung. —

Als er aber dies Wesen erblickte, da fühlte er zum ersten Male, daß seine Brust auch noch Raum für andere Gefühle habe.

Er wollte, als ihm dies klar wurde, sein Auge gewaltsam wegwenden; allein sein Verstand, der wachen wollte, fand es jeden Augenblick mit dem Herzen da, wo er es wegwenden wollte. Er mußte sich am Ende selbst gestehen, dies Mädchen könne er lieben. Und dies Geständniß, sich selber in der Stille abgelegt, war bereits der sattsamste Beweis, daß er liebte.

Wer war sie? Diese Frage drängte sich auch ihm unwillkürlich auf und — ein kalter Schrecken durchrieselte sein ganzes Wesen, als sich jetzt das engelgleiche Mädchen erhob, die Hand des ältlichen Mannes faßte, dieser sich umdrehte, und Carlos' Auge — den getauften Juden Pedro de Baeza — erkannte.

Auch Vasconcellos hatte diese Beobachtung gemacht. Obwohl ein unangenehmes Gefühl sein Herz durchzuckte, da dieser Baeza, der reichste Mann Portugals, viele Rücksichten verdiente, so wußte er jedoch jetzt, wo der Schatz zu heben war, und ein Mensch, wie Vasconcellos, setzte sich über jede Rücksicht hinweg, wenn es die Befriedigung einer Leidenschaft galt.

Unweit der schönen Dina, wie Baeza's liebliche Tochter hieß, hatte, dicht in weite, dunkle Schleier gehüllt, eine Trauernde oder Büßende gekniet. In tiefer Andacht war sie hingegossen gewesen, bis sie einmal ihren Blick erhob und dieser auf dem Liebreize dieses Mädchens ruhen blieb. Thränenströme rannen aus ihren Augen und mit Gewalt mußte sie das Schluchzen unterdrücken. Der Anblick der Engelsreinheit und Unschuld mahnte fürchterlich die Unglückliche an ihr verlorenes Paradies, und dieser Erinnerung flossen die heißesten Thränen — es war Bella. Ein zufälliger Blick nach der königlichen Bühne zeigte ihr den Teufel, der es zerstört, und ein zweiter den rettenden Engel, der ihr die Pforte der Hölle geöffnet.

Als sie Vasconcellos erblickte, bebte sie furchtbar zusammen. Ein unnennbarer Schmerz durchzuckte ihr ganzes Wesen. Sie zitterte heftig an allen Gliedern. Sie würde umgesunken sein, hätte sie sich nicht an die Säule lehnen können, auf deren anderer

Seite Dina kniete. Ein Blick, der zum Himmel empor um Gnade flehte, zeigte ihr ihren Retter, und es war, als käme aus seinen edlen, reinen Zügen Frieden in ihre Brust zurück. Dennoch kostete es ihr Mühe, sich zu sammeln; denn sie war, wenigstens glaubte sie das, einem jener entsetzlichen Blicke Vasconcellos' begegnet, die sie nur zu gut kannte und die ihr Blut gerinnen zu machen drohten. Bald aber überzeugte sie sich, daß dieser Blick dem schönen Wesen galt, das auch ihre Aufmerksamkeit und — wie sie jetzt beobachtete — auch die Noranha's erregt hatte.

O, Dir, sagte sie leise in sich hinein, Dir gönnte ich dieses liebliche Mädchen. An Deiner Brust würde sie glücklich sein; aber vor diesem Teufel muß ich sie warnen! —

Während dieses Selbstgesprächs war Dina und ihr Vater aufgestanden. Auch Bella erhob sich. Sie folgte Beiden. Vor der Kirche trat sie, ihre Schleier dichter zusammenziehend, zu Baeza, und bat ihn um einen Augenblick. Er stand.

„Der Geier hat heute eine Taube als Beute auserſehen, hütet die Taube vor seinen Krallen!" sagte Sie mit scharfer Betonung.

„Was soll die dunkle Rede?" fragte Baeza, nicht ohne Erschrecken. „Wer bist Du, die Du Sie führst? Wer hat Dich zu einer Warnerin bestellt?"

„Mein Herz," sagte Bella. „Wer ich sei, laßt unerforscht. Glaubt mir aber, daß ich es gut mit Euch und Eurer schönen Tochter meine."

„Und wer ist der Geier?"

„Vasconcellos!"

Baeza wurde bleich. Er kannte den Staatssecretär und wußte mehr von ihm, als gut war, ihm Vertrauen zu schenken. „Du magst nicht ganz auf falschem Wege sein!" sagte er darauf. „Ich danke Dir. Kann ich Dir dienen?"

„Nein."

„Noch Eins: Worauf gründest Du den Argwohn?"

„Ich habe seine Blicke gesehen und kenne die!“

„Ich danke Dir nochmals — Dein Wink soll nicht unbeachtet bleiben.“

In diesem Augenblicke trat die Adelantada aus der Kirche und mit Ihr Vasconcellos und der Hofstaat.

„Sieh da, Baeza,“ sprach grüßend die Herzogin von Mantua.

Baeza war genöthigt, zu weilen. Er grüßte mit tiefer Ehrerbietung.

„Ist das Mädchen dort Eure Tochter?“ fragte sie.

Baeza bejahte und mußte nun sein Kind vorstellen, das in größter Verwirrung herzutrat.

Die Fürstin warf ihr einen Blick zu, der ihr wie ein Schwert durch's Herz ging — grüßte leicht den Alten und stieg in die Sänfte.

Vasconcellos aber warf glühende Blicke auf das Mädchen, an dessen Seite Bella trat.

„Das ist der Teufel,“ raunte sie in Dina's Ohr. „Gott schütze Dich vor ihm!“ —

Sie drehte sich um und eben trat der schöne Carlos Noranha aus dem Portale. Er erröthete, als er der lieblichen Dina sich so nahe sah. Auch ihr Blick fiel auf ihn, und eine Pupurgluth ergoß sich über den Schnee ihres Antlitzes.

„Der dort,“ flüsterte Bella ihr wieder in's Ohr, „ist Carlos Noranha, ein Engel im menschlichen Kleide. Fluche Vasconcellos — liebe ihn!“

Baeza eilte herzu, ergriff rasch Dina's Arm und hob sie in die Sänfte, die ihrer wartete, und trieb die Gallego's zur Eile an.

Das Mädchen konnte es sich nicht versagen, durch das Fenster der Sänfte noch einmal einen Blick auf den zu werfen, den die Unbekannte einen Engel genannt, und ihr Herz — stimmte unbedingt dem Worte bei.

Was die Fremde ihr gesagt, stand mit Flammenschrift in ihrem Herzen unvertilgbar geschrieben. Es hatte ihr wie ein

Orakel geklungen und wurde so von ihr angesehen. Und noch lange, lange Zeit hörte sie das Wort: Er ist ein Engel — liebe ihn! — Es war ihr, als müsse sie dem Spruche gehorchen. Sein Bild stand vor ihrer Einbildungskraft in voller Schönheit und die Einsamkeit ihres ländlichen Aufenthaltes war ganz dazu geeignet, der schaffenden Einbildungskraft und dem liebenden Herzen Spielraum zu süßen Bildern und Träumen zu geben; aber die Engel Gottes umschwebten diese Träume und — er war ja auch ein Engel, wie die Unbekannte gesagt. Engel durfte, mußte man ja lieben! —

Die Mitternachtsstunde hatte Stille in die bewegten Straßen Lissabons gebracht. Selbst der Comerzio, Lissabons größter und schönster freier Platz, war öde. Im königlichen Palaste sah man nur hin und wieder noch ein Licht flimmern. Ein scharfer Wind bestrich vom Tajo her den weiten Platz und vermehrte noch die eigenthümliche Kälte der Nacht. Nur ein Mann, in einen dichten Mantel gehüllt, schlich am Palast auf und nieder, brummend und knurrend über das lange Ausbleiben dessen, den er in dieser Zeit und bei dieser Kälte mit doppelter Sehnsucht erwartete. Endlich ging eine Pforte auf, und, ebenfalls in einen Mantel gehüllt, schlüpfte ein Mann heraus, der noch vorher dem leuchtenden Zöschen einen Kuß auf die frischen Lippen drückte.

„Das heiß' ich lange ausbleiben! Nicht wahr?" sprach der aus dem Palaste Kommende zu dem Harrenden. „Welche Stunde ist's?" —

„Mitternacht vorüber, Excellenza;" entgegnete der Gefragte, und hüllte sich noch mehr in seinen Mantel. „Das ist eine schneidende fürchterliche Kälte, die der verdammte Seewind bringt, dem dieses unselige Land offen steht. Da lob ich mir Andalusien!" —

„Du hast Recht, Saavedra," entgegnete Vasconcellos, „nur halt' mir jetzt Deinem Vaterlande keine Lobrede, sondern laß uns schnell in die Straße einbiegen, die nach dem Rozio führt. Sie schützt uns vor dem Winde."

Es geschah. Vasconcellos war übel gelaunt. Die Herzogin

hatte einen Blick gesehen, den er auf dem Platze vor der Kathedrale auf Baeza's schöne Tochter unbewacht geworfen, und ihm vorgeworfen, daß er mehr Wohlgefallen an dieser Dirne habe, als an ihr. Die Erinnerung an das schöne Mädchen, die Wahrheit des Vorwurfs hatten ihn verwirrt gemacht — und die Trennung war keine gewöhnliche gewesen. Margaretha hatte ihn einen Undankbaren genannt. Das gohr in ihm. Aber die Erinnerung an Dina's Reize verwischte schnell diesen übeln Eindruck. Sie waren vor Vasconcellos' Palast angelangt. Hier blieb der Staatssecretär stehen, sah sich scharf um, und da er die weiten Räume des Rozio leer und sich mit dem Spanier allein sah, hob er halblaut an: „Kennst Du Baeza?"

„Ihr meint den Juden, gnädiger Herr, der die vielen Gelder und — was mehr werth ist, die bildschöne Tochter hat? Ja, den kenne ich!"

„Wo hast Du das Mädchen gesehen?"

„Oft schon in der Kirche."

„Und schwiegst stille?"

„Fehlt es Euch an Liebesabenteuern? Excellenza — dort laßt ab. Der Jude, wenn er Unrath merkt, legt seinen Schatz unter Schloß und Riegel, und wir ziehen ab. Das Mädchen ist sehr züchtig. Jüdinnen sind schwer verführbar!"

„Kennst Du mich nicht besser, Saavedra? Hab' ich je vor Schloß und Riegeln mich gefürchtet? Wär' es das erste Mal, daß wir die sprengen und die Schätze holen?"

„Nein, wahrlich nein! Das muß wahr sein!"

„Nun denn! Warum kramst Du Hindernisse aus, ehe Du meine Absichten kennst?"

„Die weiß ich, Herr, die weiß ich. Ihr liebt den summarischen Proceß. Geht's nicht auf dem Wege süßer Worte — die möchten hier vergeblich bleiben — geht's nicht durch Gold, dessen hat der Vater mehr, als wir Alle zusammen — so heißt der Weg Gewalt."

„Richtig! Und Du führst nur den Streich mit mehreren Getreuen aus.“

„Wie aber, wenn der Jude sich schützte und ich würde gefangen?“

„So würdest Du gehengt.“

„Das ist leicht gesagt, aber schwer gethan.“

„Das kostet Dich gar keine Mühe, Saavedra, und wäre ohnehin dann wohlverdienter Lohn —“

„Wofür? Excellenza!“

„Dafür, daß Du das eilfte Gebot nicht erfülltest, das: Laß Dich nicht fangen!“

„Gesetzt aber, der Jude stellte sich ungeberdig —“

„So liegt das Landhaus am Tajo. Du verstehst mich.“

„Wohl — wir werfen ihn hinein, wie den alten Schuster.“

„Ganz recht; nur dürfen die verfluchten Gallego's die Stricke nicht mehr los machen, wie bei dem Alten.“

Saavedra's Züge überflog ein Lächeln bei diesen Worten.

„Willst Du?“

„Fragt Excellenza nicht besser: Mußt Du nicht?“

„Aber lieferst Du sie nicht morgen in meine Arme, so bist Du verloren.“

Den Handel kann ich nicht eingehen. Ich weiß aus einer langen Erfahrung, daß Umstände, Zufälle, Zustände und Ereignisse auch dem Klügsten in den Weg treten können. Denkt nur an den verdammten Noranha und die schöne Schusterin. In Sevilla ging mir's einmal nicht besser“ —

„Halt!“ rief Vasconcellos halblaut, „meinst Du, ich hätte Lust, Dir hier für eine Mähr aus Sevilla auszuhalten? Handle, wozu Dein Schwätzen?“

„Aber die Zeitbestimmung hebt Ihr doch auf?“

In diesem Augenblick fuhr Vasconcellos heftig zusammen.

Sie standen vor einer Nische seines Palastes, in welcher die

Statue des heiligen Joseph stand. Sie war kolossal und füllte so ziemlich die Nische aus, auf der jetzt tiefe Dunkelheit ruhte.

„Hast Du nichts gehört, Saavedra?“ rief er, von einer abergläubischen Furcht ergriffen. „Es schien mir, als habe der Heilige etwas geflüstert.“

„Der hat keine Zunge, Excellenza, und auf dieses Argument baue ich das andere, daß er nämlich nicht reden und also auch nicht flüstern kann. Ihr wißt, ich war in Sevilla einst Famulus eines Professors der Heilkunde; da hab' ich manchmal so was wegbekommen. Weit eher möchte ich des Dafürhaltens sein, daß sich ein unberufener Horcher hinter dem Rücken eines Heiligen ein Geschäft macht. Da will ich doch einmal nachsehen.“

„Um aller Heiligen willen nicht!“ rief ängstlich der Staatssecretär, „ich weiß aus meinen Knabenzeiten, daß man da nicht einmal Versteckens spielen kann. Da ist's unmöglich, daß sich Jemand verbergen kann.“

„Niemand, als der Rächer der Unschuld!“ rief in diesem Augenblick eine Stimme, deren fürchterlicher Ausdruck kaum errathen ließ, ob sie einem Mann oder einem Weib angehöre. Eine Gestalt, welcher die Nacht die grandiosesten Formen lieh, sprang von dem Piedestal des heiligen Joseph herab und wie der Blitz fuhr ein großer breitklingiger Dolch nach dem Herzen des Staatssecretärs. Dieser aber hatte schon bei dem ersten Geräusche, welches das Herabspringen der Gestalt verursachte, sich gegen die Thür des Hofes seines Palastes zurückgezogen. Als die Gestalt die Worte: „Niemand, als der Rächer der Unschuld!“ ausstieß, da ergriff er mit Blitzesschnelle Saavedra beim Kragen und riß ihn mit sich in den Hof, die nur angelehnte Thür in's riesige Schloß werfend.

Lange noch stand die Gestalt mit dem Dolche vor der Thüre, hinter welcher der Verworfene geschützt war. Endlich entfernte sie sich mit den Worten: „Du entgehst mir nicht!“ und nahm die Richtung gegen Bairro-alto, wo sie im Labyrinthe kleiner Gäßchen verschwand.

„Was war das?“ fragte an allen Gliedern bebend, innerhalb des Thores Vasconcellos seinen Gefährten, den er noch krampfhaft am Kragen hielt.

„Excellenza,“ erwiederte der Andaluse, „Ihr mögt Euch die Frage nach Belieben beantworten und meinetwegen des Glaubens sein, der steinerne heilige Joseph sei es selbst gewesen, der, des Stehens müde, einmal da herabsprang. Ich, meines Orts, kann diesmal nicht antworten. Hättet Ihr mich draußen gelassen, so würde mein guter Dolch von Sevilla Bekanntschaft mit der Figur gemacht haben, und er hätte gewiß Fleisch von Stein geschieden.“

„Undankbarer!“ rief halblaut Vasconcellos, „hab ich Dir nicht das Leben gerettet?“ —

„Kann sein, aber auch nicht. Jedenfalls habt Ihr's dem Meuchelmörder gerettet, aber Euch nicht; denn wer die Keckheit so weit treibt, dem ist's Ernst.“

Während Beiden der Mordversuch noch vielfachen Stoff zu Vermuthungen und Hin- und Herreden gab, saß in dem Stadttheile Bairro-alto, in dem Häuschen des Schusters Bartolo, ein Benedictiner-Mönch am armseligen Bett eines Leidenden.

„Wie ist Dir's, Bartolo, Mann meiner guten, in Gott ruhenden Schwester?“ fragte die sanfte Stimme des Mönchs den Greis, der matt auf dem Siechbett lag.

„Leider um Vieles besser, hochwürdiger Herr,“ entgegnete der Greis, „seit ich Euren Trank zu mir genommen und Bella zurück ist.“

„Bella?“ fragte erstaunt der Mönch. „Was sagst Du? Redest Du nicht irre?“ —

„Nein,“ entgegnete der Greis. — „Sie ist da — aber ihr Herz ist zerrissen und Jayme ist verschwunden, ohne daß Jemand weiß, wo er ist. So liegt der Jammer centnerschwer auf meiner Seele — die Zukunft ist hoffnungsleer und die Gegenwart elend. In die Vergangenheit darf ich nicht blicken, sonst bricht mir das

Herz. Wär' es nicht besser, die Wellen des Tajo hätten mich verschlungen?"

„Dein Loos ist hart; aber sage, theile ich es nicht mit Dir?" sprach der Mönch, „und ich vertraue Gott und trage in Demuth das Unvermeidliche."

„Wohl Euch dann!" klagte der Greis. „Mir ist das nicht gegeben. Mir zerreißt der Schmerz die Seele, und nur noch ein Wunsch lebt in mir, und der ist das letzte Aufflackern meines Lebenslichtes — ist der befriedigt, so wird es erlöschen — der Wunsch, das brennende Verlangen nach Rache an dem Schändlichen, der meinen Himmel mir raubte. Gott verdamme seine schwarze Seele!"

Der Mönch schwieg; denn wie auch sein Sinn milde war, den Charakter seiner Nation und seiner Zeit konnte er nicht verleugnen. Auch in ihm gohr die Rachsucht; auch er mußte Vasconcellos fluchen.

„Wo ist meine unglückliche Bella?" fragte der Mönch.

„Ich vermuthe, sie wird ihn suchen, daß ihr Dolch sein Herzblut trinke; denn sie hat ihn scharf geschliffen und — vergiftet. Sie darf ihn nur berühren, nur ritzen, so ist er verloren!"

Der Mönch schauderte. „Großer Gott!" seufzte er, „bis zu welchen Greueln reißt ein Laster hin! Trägt nicht er allein die Schuld solcher Greuel?" — Er sprang auf. „Ist sie allein?" fragte er den Alten.

„Wer sollte sie begleiten? Jayme ist weg und ich liege siech darnieder!"

„So muß ich sie suchen!" sprach der Mönch und wollte eben zur Thüre schreiten, als diese sich aufthat und Bella's hohe Gestalt herein trat. Todtenblässe bedeckte das schöne Gesicht. Ein wildes Feuer loderte im dunkeln Auge.

„Hat ihn Dein Rachestrahl erreicht, mein Kind?" fragte, sich hastig aufrichtend, der Greis.

„Er ist diesmal meiner Rache entgangen, weil Wuth und

Finsterniß mich blendeten; aber er wird ihn treffen, es kann nicht fehlen."

Jetzt erblickte Bella den Mönch.

„Oheim!" rief sie aus, beugte sich tief und küßte die dargebotene Hand. Dann kniete sie nieder und senkte das Haupt — aber die Bitte, daß der Mönch sie segne, kam nicht über die Lippe des Mädchens.

Der Mönch legte seine Hand auf ihr schönes Haupt, und eine heiße Thräne rollte in seinen grauen Bart.

„Gott segne Dich, mein Kind!" sprach er feierlich und ließ lange seine Hand auf ihrem Haupte ruhen. „Möchte Gott Deiner Seele Frieden geben und den Gedanken, mit Deiner schwachen Hand den Schändlichen zu fällen, aus Deiner Seele nehmen!"

„O meine Bella, Kind meiner einzigen Schwester, folge mir und laß ab. Schone Deiner! Diese heftigen Erregungen werden Deine Kraft brechen, wie sie Deinen alten Vater aufreiben. Warte noch. Die Stunde der Rache ist näher als Du glaubst, dann wird der Arm des Strafgerichts auch ihn ereilen!"

„Ich mich schonen?" fragte Bella in einem Tone, der nur zu deutlich die fürchterliche Zerrissenheit ihres Innern verrieth. „Habt Ihr denn vergessen, daß das Leben nichts mehr für mich ist, nichts mehr für mich hat?"

„Bella," tadelte der Mönch, „Du bist ungerecht. Hast Du nicht noch den alten Vater, der Deiner bedarf? Hast Du keine kindlichen Pflichten mehr zu erfüllen? Und bald naht der Tag der Rettung unseres Volkes vom Joche dieser spanischen Molche, wo auch Dir sich wieder eine Zukunft aufthun wird."

„Ich fühle Euren gerechten Tadel tief, Hochwürdiger," sagte das Mädchen. „Möge Gott mir verzeihen, daß ich das einen Augenblick vergessen konnte. O, es lebt wohl ein Gott, der barmherzig ist und die Schuld kennt und die Unschuld! Bei ihm, ja bei ihm blüht mir eine frohe Zukunft — aber hier — die Welt hat

mich ausgestoßen! — Jayme — verachtet mich — ich habe nichts mehr zu hoffen, als den Tod!"

„Kind!" sprach der Mönch, „bist Du nicht schuldlos und reiner, als hundert Andere?"

„Schweigt!" rief das Mädchen in herzzerreißendem Tone. „Die Welt zertritt die Entehrte, sie findet kein Erbarmen, keine Zufluchtstätte, nicht einmal im Kloster. Der Kreis heiliger Jungfrauen stößt sie aus."

„O, mein armes Kind," sprach wehmüthig der Mönch, „Dich hat das Unglück niedergeschmettert — und doch sollte Dich der Glaube aufrecht erhalten, der Glaube an Gott und an die Menschheit." —

„An Gott, ja der ist's, der mich vor Verzweiflung schützt; aber an die Menschheit — o wer könnte nach solchen Erfahrungen noch an sie glauben?"

„Demuth, Buße und reines Leben versöhnt auch die Menschheit," sprach der Mönch tröstend zu ihr.

„Wie?" rief Bella. „Glaubt auch Ihr das Mährchen, das Euch Euer mildes Herz vorlügt? Nein, Hochwürdiger, Mitleid — Erbarmen — das sind Wesen höherer Art, die in dieser Welt nicht sind. Der schändlichste Verführer, der ruchloseste Mörder der Unschuld, wie dieser Teufel Vasconcellos, er ist noch der Ehre werth geachtet, er darf in die Gesellschaft achtbarer Menschen ungescheut eintreten und freundlicher Aufnahme gewiß sein, zumal, wenn ihn äußerer Glanz der Geburt und des Reichthums schmückt; — ja, wenn auch sein ruchloses Treiben bekannt ist, so darf er dennoch kühn um die Hand eines reinen Mädchens werben und — sie reicht sie ihm — und er wird — läßt ihm sein Gewissen Ruhe, ein glücklicher Gatte, ein geehrter Bürger. Es waren tolle Jugendstreiche, sagt die Welt. Er hat den Rausch ausgetobt, die Hörner abgelaufen, nun ist er zahm und gut. — Aber das unglückliche Wesen, dessen Herz er zertrat, dessen Frieden er zerstörte, dessen Glück er für immer mordete — es trägt die Last der

Schmach, der Verachtung bis zum Grabe. Sie ist eine Gefallene, die Niemand aufrichtet. Keiner fragt: wer trägt die Schuld? Keiner forscht, ob mit, ob ohne Schuld sie die Schmach trägt. Jeder drückt die Dornenkrone des Schmerzes tiefer in die Stirne der Unglücklichen, wirft den Stein auf sie und geht erbarmungslos vorüber. Und doch ist es der Verführer, der hauptsächlich die Schuld trägt, und nicht sein armes Opfer. O, sprecht mir nicht von Erbarmen, nicht von Gerechtigkeit! Die Welt kennt sie nicht, sie ehrt kein Unglück." —

„Kind," sagte gerührt der Pater Ignazio, „Du sprichst von einer Klasse, zu der Du nicht gehörst."

Sie antwortete nicht. Sie rang verzweifelnd die Hände, hüllte sich in ihren Schleier und eilte hinaus. —

Der alte Vater, der die Worte im dumpfen Schmerz angehört, ergriff krampfhaft des Mönchs Hand und rief: „So ist es! Darum Rache! Rache! Dann komm' es, wie es wolle!" —

Auch der Mönch sank in düsteres Brüten. Dann stand er auf, segnete den Greis und schied tief bewegt aus dem Orte des Unglücks und des schuldlosen Schmerzes mit dem Herzen voll Grimmes gegen Vasconcellos.

An dem schönen Ufer des majestätischen Tajo, in einiger Entfernung von Lissabons Häusermasse, erhebt sich einer jener lieblichen, mit dem saftigsten Grün einer ewigjungen Vegetation bekleideten Hügel, welcher sich bis zur Mündung des Stromes, immer mehr jedoch sich verflachend und endlich in einer Kette von Dünen endend, hinzieht. Auf der Spitze dieses Hügels, unfern dessen eins jener Castelle stand, welche, der Hauptstadt Schutz bietend, jetzt von spanischen Söldnern besetzt waren, lag ein Landhaus von seltener Schönheit. Terrassen senkten sich von ihm herab bis zum Tajo, dessen Ufer dichtes Gebüsch umschloß — und auf diesen Terrassen prangten die herrlichsten Früchte des Südens

im frischen Laube der Bäume, blühten die duftigsten Blumen und sprudelten die reichsten Quellen ihr krystallenes Wasser in den schönsten Fontainen.

Die Aussicht, welche man oben genoß, war die ausgebreitetste und schönste, welche die Welt bot. Links übersah das Auge die sich an die Hügel lehnende herrliche Hauptstadt mit ihren zahllosen Häusern, Kuppeln, Thürmen, ihrem Hafen und dem bunten Gewühle, welches er zu jeder Stunde entfaltete, dem Mastenwalde seiner Schiffe und der Hunderte von Barken und Gondeln, welche die Fluth in allen erdenklichen Richtungen durchschnitten. Rechts übersah das Auge die lachende Landschaft, welche sich am Tajo hinzog, und gerade im Vordergrunde wälzte der stolze Strom seine Wassermasse dem Meere zu.

Der Besitzer dieses schönen Landsitzes war Niemand anders, als der reiche Pedro de Baeza, Portugals erster Kaufherr. Seine Schiffe flaggten auf den Meeren Indiens und trugen Goas Schätze nach Lissabon in seine Magazine; sie durchsegelten den atlantischen Ocean zu den Besitzungen Spaniens hin und brachten, von Olivarez und Margarethen von Mantua begünstigt, Amerika's Produkte herüber, sowohl in die spanischen als portugiesischen Häfen. Unermeßlich waren seine Reichthümer, und gerade diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß er in so hoher Gunst stand; denn er füllte den leeren Finanzsäckel durch seine Reichthümer und zog dagegen immer neue Handelsvortheile an sich.

Daß Baeza kein Christ vom alten Blute war, so hoch das in den Augen eines Spaniers und insbesondere der Inquisition angeschlagen wurde; daß er im Rufe stand, ein heimlicher Jude zu sein, der nur um seiner Sicherheit und seiner Vortheile willen den äußeren Schein des Christenthums heuchle; daß er seinen Vortheil überhaupt als ächter Jude im Auge behielt, das kam bei ihm, der so wesentliche Dienste leistete, gar nicht in Anschlag. Philipp der Vierte war sogar so großmüthig gewesen, ihn zu adeln. —

Wäre man nicht blind gewesen, wenn man diesen schlauen,

geschäftskundigen, nie rathlosen, immer mit Geld versehenen Mann hätte ob seiner religiösen Gesinnung anfeinden, oder verfolgen wollen? Er besuchte den Gottesdienst, feierte die Tage der Heiligen. Das war ja Hauptsache und also genug, ihn als Christen zu stempeln. Was er innerhalb seiner vier Wände that und trieb, das beachtete hier die Inquisition nicht, so genau sie es auch sonst bei Anderen damit nahm.

So dachte keineswegs Vasconcellos. Zwar ein religiöser, ein fanatischer Beweggrund war es gar nicht, der ihn trieb, seine Spione, und besonders den schlauen Saavedra, das Landhaus Baeza's umschleichen, und seine vielerfahrene und erprobte Gitanna selbst Versuche machen zu lassen, sich Eingang zu verschaffen. Alles das mißglückte gänzlich; denn die Bewohner des Landhauses schienen gar keine Beziehung zur Außenwelt zu haben.

Vasconcellos mußte einen andern Weg einschlagen. Er drang in Baeza, seine liebliche Tochter am Hofe sehen zu lassen, die Herzogin habe sich sehr günstig über sie geäußert und würde sie gewiß mit Liebe aufnehmen.

Baeza dachte an die fremde Warnerin, an den Geier und die Taube, und schlug es kurz und rund ab, welcher Glanz auch Dina winken möchte.

So blieb Alles frucht- und erfolglos, und jeder Versuch, in Baeza's Familie sich hineinzudrängen, blieb ebenfalls ohne Erfolg, da er mit einer Gewandtheit und Schlauheit auswich, die gar keine Handhabe ließ. Einmal war der Staatssecretär unter dem Mantel der Staats-, insbesondere Finanzgeschäfte in das Landhaus eingedrungen; allein Dina war unsichtbar und auf seine Frage nach ihr wurde ihm vom Vater frostig bekannt gemacht, sie befinde sich unwohl. Vasconcellos gerieth außer sich, daß ihm so Alles mißlang, was er versuchte, um in die Nähe Dina's zu kommen. Es blieb ihm nichts übrig, als den Weg zu betreten, den er so oft schon als den sichersten erkannt. Zwar wurde ihm unheimlich zu Muthe, dachte er an die Beziehung Baeza's zum

Hofe der Adelantada, und er fürchtete fast, es möge dieser Streich ihm gefährlicher werden, als irgend ein anderer; aber die Leidenschaft machte ihn blind und — Saavedra erhielt die gemessensten Befehle.

Es war an einem späten Nachmittag, einige Tage darauf, daß aus der Thüre des Hauses Dom Pedro's de Baeza zwei weibliche Gestalten traten, um die Pracht des Sonnenuntergangs auf der Terrasse zu genießen. Eine Dienerin folgte, welche warme Mäntel trug, sich gegen die abendliche Kühle zu schützen. Es war das wunderlieblichste Geschöpf und das abschreckende Bild einer alten Jüdin — Dina und Editha, Pedro de Baeza's Schwester, die, seit Dina's Mutter geendet hatte, Mutterstelle bei ihr vertrat, und, da jene bald nach Dina's Geburt starb, ihre ganze Erziehung geleitet hatte. So abschreckend aber auch ihr Aeußeres war, so edel war ihr Herz, so weich, so sanft, so voll treuer, aufopfernder Liebe. Darum hing auch Dina mit wahrer kindlicher Zärtlichkeit an ihr, und Baeza selbst verehrte sie wie eine Heilige.

War Dina ganz nach der Sitte der Zeit und der Christen gekleidet, so trug dagegen Editha ganz noch die seltsame Tracht ihres Volkes, das dort treuer seinen orientalischen Bräuchen blieb, als anderwärts. Sie war indeß Christin geworden, sogleich nach der Einnahme Portugals durch die Spanier, wie ihr Bruder auch. Die Tracht aber konnte sie abzulegen nicht bestimmt werden, daher sie denn auch das Landhaus gar nicht verließ.

Die Sonne sank eben im Westen gegen den Rand der Sierra di Estrella. Einzelne goldene Wölkchen schwammen in diesem Purpurmeer und drängten sich sehnsüchtig der scheidenden Sonne nach. Im goldenen Widerscheine brannten die Fluthen des Tajo und die unaussprechlich reizende Landschaft bot einen Anblick, der wahrhaft zauberisch genannt werden konnte.

Dina stand wie bezaubert. Editha faltete ihre Hände und sprach leise die Worte David's, des königlichen Sängers ihres

Volkes: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Die Erde ist voll deiner Güter!

Auf dem Tajo wurde es still. Nur wenige Barken sah man wie einzelne dunkle Punkte in diesem Glanzmeere herüber oder hinüber schwimmen. — Allmälig verwandelte sich der Goldglanz in einen rosigen Duft, der auf der Ferne wie ein Schleier lag und ihr jenen ahnungsvollen Reiz lieh, den ein durchsichtiger Schleier dem schönen weiblichen Antlitze gibt.

Lange standen die Frauen in diesen herrlichen Anblick versunken. Endlich bat Dina die mütterliche Freundin, da der Vater abwesend war und in Lissabon bis zur Nacht bleiben zu müssen schon vorher erklärt hatte, mit ihr einen Lustgang durch den Garten bis hinab zum Tajo zu machen, wo unter dem Dache hoher Orangen, deren Blüthen die süßesten Düfte aushauchten, ein breiter Gang am Ufer hinführte, der von dichtem Gebüsch verdeckt war. Beide legten die wärmere Bekleidung um und die Dienerin trat in das Haus zurück, während sie den tieferen Theilen des Gartens in leisem Gespräche zuschritten.

Unterdessen hier in friedlicher, ahnungsloser Stille die beiden Frauen lustwandelten, war auf dem fernen Comerzio, dem vielbewegten Hafenplatze Lissabons, noch ein rühriges Volksgewühl. Man vermuthete, daß im Palaste der Statthalterin etwas Wichtiges vorgehen müsse; denn alle Portugiesen, welche es mit dem spanischen Interesse hielten, sowie alle höheren spanischen Staatsbeamten begaben sich zur Sitzung. Zuletzt noch erschien der Erzbischof Dom Sebastian Matos Noranha mit Pedro de Baeza in lebhafter Unterredung und bald verschwanden sie innerhalb der Thüre des Palastes. Das Volk steckte die Köpfe zusammen. Es wurden Stimmen laut, die vorschlugen, man solle den Palast stürmen und Alle, welche dort versammelt seien, in den Tajo stürzen; doch machten diese Vorschläge keinen Eindruck, da einige Mönche sich bemühten, das Volk zu beschwichtigen mit dem Worte: daß der

rechte Zeitpunkt noch nicht gekommen sei. Nur schwer gelang es ihnen; aber das Volk gab sich endlich drein.

Plötzlich trat aus einem ansehnlichen Palaste des Rozio ein junger Mann von stolzer Haltung hervor. Festen und kräftigen Ganges schritt er durch die Hauptstraße dem Comerzio zu, wo sich die Volkshaufen befanden. Ein dunkelbraunes Wamms umschloß eng anliegend die Glieder und weitpuffige Beinkleider von gleicher Farbe reichten bis zur Hälfte des Schenkels, von wo ab ein seidener Strumpf vom stärksten Gewebe bis zum Schuh hinabreichte, der nach der Sitte der Zeit in einem spitzen Schnabel endete, oben aber mit einer Bandrose verziert war. Ein blausammtner Mantel hing leicht und nachlässig auf den starken Schultern, auf denen sich die reichen braunen Locken wiegten, die glänzend in den Nacken flossen. Eine blaue Schärpe, reich mit Silberstickerei verbrämt, umschloß die Hüfte und diente zugleich dem Schwert als sicheres Gehänge. Den schönen Kopf bedeckte ein feiner Hut mit spitzigem Kopf und ziemlich breiter Krämpe, von dem einige Federn beinahe bis auf die rechte Schulter herabwallten. Ueberall, wo er sich hinwendete, machte das Volk ehrerbietig eine weite Gasse. Freundliche Gesichter neigten sich vor, ihn zu sehen, und sein freundliches Grüßen wurde fast jubelnd erwiedert.

„Das ist er! Das ist Noranha! Der ist Braganza's Freund!" hörte man laut das Volk sagen, und Alles deutete auf ihn. Dann flüsterte man sich wieder leise Mancherlei zu, was aber Noranha nicht verstand, oder nicht verstehen mochte.

Hin und wieder schien man Lust zu haben, ihm laut zuzujubeln.

Er winkte halb strafend.

„Ich bitte Euch, liebe Landsleute, schweigt und mäßigt Euch!" sagte er halblaut im Vorübergehen. „Bedenkt, wo Ihr seid, und daß Ihr der guten Sache mehr schaden könnet, als nützen. Vertrauet Eueren wahren Freunden!"

„Er hat Recht,“ sagte das Volk, und sah ihm schweigend, aber freundlich nach.

Im Palaste hatte man das jedoch bemerkt. Es war Vasconcellos, der, an einem Fenster stehend, ihm nachsah und des Volkes Bewegungen wahrnahm. Wer ihn genau beobachtet hätte, müßte des Glaubens geworden sein, es sei in diesem Augenblick ein Entschluß in ihm zur vollen Reife gekommen; denn schnell verließ er das Fenster, um in die Versammlung zurückzugehen.

Noranha schritt arglos dem Hafen zu. Niemand, nicht einmal ein Leibdiener, begleitete ihn zum Hafen. Dort angelangt, stand er einen Augenblick still, um sich nach etwas umzusehen. Plötzlich sprang ein Mohr an's Ufer aus einer schönen Barke, um seinen Herrn dorthin zu leiten, wo die Barke vor Anker lag.

Rüstige Schiffer saßen an den Rudern.

„Wohin befehlen?“ fragte der Mohr. „Massa, nach Matos fahren?“ —

Dom Carlos de Noranha sah in das purpurne Gewölk, und deutete dann stromabwärts.

Als er eingetreten war, fielen die Ruder mit einem Schlag in das Wasser und die Barke durchschnitt die Fluth rasch wie ein Fisch.

Eine Weile stand Noranha in der schwankenden Barke still aber fest, wie der Mast, da, und schien zu überlegen, wohin er seine Lustfahrt richten sollte. Plötzlich überflog sein schönes Gesicht ein Strahl von Freude. Er setzte sich nieder, und während die Barke dahinflog, sank er in stilles Sinnen. Allmälig ließen die Ruderer ihre Ruder ruhen, und mit des Stromes Wellen zog langsam die Barke abwärts, nur das Steuer hielt sie in ihrer Richtung mitten auf dem Strome selbst.

Vor des jungen Mannes schöpferischer Einbildungskraft stand jetzt ein theures Bild; ein Bild, das ihn auf allen Wegen begleitete, dessen Liebreiz seine Träume umgaukelte, und wachend, wie sein Spiegelbild vor ihm stand, wohin er den Blick richtete. Seit

er Dina in der Kathedrale gesehen, war er ein Träumer geworden. Selbst die hochwichtigen Angelegenheiten der Gegenwart konnten seine Seele nicht lösen von dem Zauber, der sie mit diamantenen Ketten gefesselt hielt.

Zu stolz, sich heimlich in ihre Nähe zu schleichen; zu edel, unlautere Wege zu gehen; zu besonnen, um jugendlicher Tollkühnheit sich zu überlassen, wollte er einen günstigen Moment abwarten, der ihn mit Baeza näher zusammenführte. Jetzt, wo er so träumend den Fluß hinabfuhr, wo es so still um ihn war, wo sich das rege Leben, das sonst den Tajo überall bedeckte, wie ein Bienenschwarm, der am Abend sich in seinen Korb zurückzieht, nach Lissabon zurückgezogen hatte, jetzt erwachte in ihm der Gedanke, wenigstens den Ort zu sehen, wo sie lebte, und die Luft zu athmen, die das geliebte Wesen athmete.

Allmälig traten Lissabons Häusermassen am Strome zurück, das Castell wurde sichtbar, das diesen Theil der Stadt beherrschte, und Spaniens von seinen Zinnen hochflatternde Fahne jagte die Röthe des Zorns auf Dom Carlos' Wangen.

Verfluchtes Zeichen der Unterdrückung, sprach er leise, aber grimmig in sich hinein, bald, bald hoffe ich, dich unter meinen Füßen zu zertreten! —

Er wandte den Kopf ab, da trat Baeza's schöner Landsitz aus dem Grün der Bäume hervor und Dom Carlos' Auge war gefesselt, seine Gedanken hatten plötzlich eine andere Richtung genommen und seine ganze Seele trat in's Auge, das umsonst nach einer jugendlich schlanken Gestalt spähete, nach der das Herz sich sehnte.

Alles war todtstille hier in dieser Einsamkeit, diese Stille hatte so etwas Ansprechendes, daß Dom Carlos, so langsam auch der Kahn hier sich fortbewegte, hätte das kleine Anker auswerfen mögen.

Ein gellender Angstschrei aus dem Gebüsch am Tajoufer des Gartens riß ihn gewaltsam aus seinen Träumen auf.

Die Augen der beiden Ruderer, sowie des Steuermanns und Hamid's, des Negers, richteten sich der Gegend zu, woher er gekommen.

„Was war das?" fragte Dom Carlos.

„Weiber schreien," sagte Hamid, „nichts sehen, Massa!"

„Halt!" schrie jetzt der Steuermann, „dort drüben gibt's ein Bubenstück!" Er deutete nach Baeza's Garten. Das Hülferufen wiederholte sich, dann aber verstummte es plötzlich.

Jetzt wurde eine bedeckte Barke von mehreren Menschen schnell aus den überhangenden Weiden, deren Aeste das Wasser küßten, herausgestoßen. Mehrere Gallego's wurden sichtbar und eine andere, besser gekleidete Mannesgestalt, eine weibliche Gestalt im Arme, sprang in die Barke.

„Rasch dorthin!" schrie Noranha seinen Leuten zu.

Wie der Blitz flog seine Klinge aus der Scheide, und aufgerichtet wie der Rächer der leidenden Unschuld stand er da.

Hamid riß sein Messer aus der Scheide und stellte sich hinter seinen Herrn.

Schnell wie der Gedanke war die Barke gewendet und flog der Stelle zu, wo der räuberische Ueberfall geschehen war.

Jetzt erst erblickten die Gallego's, die die Höhe des Stromes zu erringen sich anstrengten, die Verfolger.

„Dort, dort, Saavedra!" rief Einer.

Der das Weib haltende Mann fuhr empor. „Carracho!" schrie er; „das ist der gottverdammte Noranha! Wir sind verloren! Rudert, sonst kostet's uns das Leben!"

Alle Kräfte setzten die muskelkräftigen Gallizier ein; aber die leichte Barke Dom Carlos Noranha's flog daher wie ein rauschender Falke, der seiner Beute nachsetzt.

„Wir sind verloren!" schrieen die Gallego's. „Werft die Judendirne in den Tajo, das allein kann uns retten! Don, zögert nicht!"

Saavedra maß mit sicherem Blicke die Entfernung. Sie nahm

mit jeder Secunde ab. Er erkannte die wachsende Gefahr. Es war unmöglich, zu entrinnen; denn schon jubelten Noranha's Leute, und Hamid nahm jene Stellung ein, um mit Sicherheit sein Messer zu schleudern, die dem ächten Portugiesen eigenthümlich ist, aber auch des Gegners Leben der augenscheinlichsten Gefahr aussetzt.

Wüthend schleuderte er das ohnmächtige Mädchen in den Strom, daß sich die Wellen bäumend erhoben und sich dann über dem Körper wieder schlossen.

In diesem Momente flog Hamid's Messer hinüber nach Saavedra. Es hatte gut getroffen; denn brüllend schlug der Unmensch, im Herzen getroffen, rücklings über die Barke in den Tajo und war verschwunden. Wildes Geschrei erhob sich von beiden Seiten. Die Gallego's, auf nichts, als auf ihre Sicherheit bedacht, erkannten ihren Vortheil und brachten schnell ihre Barke in eine weite Entfernung.

„Massa! Massa! guter Massa!" rief in diesem Momente der Neger, der seinen edlen Herrn mit dem Strome und der Last des Körpers jener in die Wellen Geschleuderten kämpfen sah, und stürzte ihm nach. Auch die Ruderer sahen jetzt erst die Gefahr ihres Herrn. Schnell erreichten sie die Schwimmenden und nach nicht geringen Anstrengungen gelang es ihnen endlich, sowohl die erstarrte Dina, als auch Dom Carlos und den treuen Hamid in die Barke zu ziehen.

Der Leichnam Saavedra's tauchte noch einmal auf und sein Blut färbte rings um ihn die Wellen roth, aber ein Ruderschlag senkte ihn in die Tiefe.

Im Garten Baeza's war es jetzt auch lebendig geworden, händeringend und jammernd stand die Dienerschaft umher. Aber kein Fahrzeug stand ihnen zu Gebot. Sie wußten nicht, waren es die Räuber, oder wer, die sie mit der jetzt anschwellenden abscheulichen Fluth kämpfen sahen, denn die wirklichen Räuber waren längst entflohen.

Wirklich war, während sich die erzählten Begebenheiten zutrugen, die Fluth mit Macht in den Strom gestiegen und es kostete die Ruderer nicht geringe Kraftanstrengung, ihrer Meister zu werden und gegen den Garten ihr Schifflein zu lenken. Endlich war dies jedoch in so weit gelungen, daß sie sich denen am Ufer verständigen konnten.

Dom Carlos, den fieberisch der Frost schüttelte, hielt, todt für alles Andere, das geliebte Wesen an seinem Herzen und seine Lippen auf ihre gepreßt, als wollte er Leben dadurch in sie bringen.

Als die Barke endlich landen konnte, wollte er sie sich nicht entreißen lassen und es dauerte wirklich lange, bis er sich überzeugte, daß es befreundete Menschen seien, denen er sie übergab. Alles zog jetzt hinauf nach dem Hause mit möglichster Hast, wo man Dina schnell auf ein Bett legte und Dom Carlos, durch die Bewegung vom Ufer bis zum Hause wieder erwärmt, ließ es sich nicht nehmen, sie in's Leben zurückzurufen, da Editha, wie eine Wahnsinnige, durchaus keines Gedankens fähig war, so hatte der Schrecken auf sie gewirkt. Die Diener gehorchten seinen Winken und bald waren Weine und Essenzen da, die Dom Carlos anwandte.

Nach vielen Anstrengungen schlug endlich Dina ihr schönes Auge auf. Hell erleuchtet von vielen Lichtern war das Gemach, wo sie auf dem Ruhebette lag und Dom Carlos, vor ihr knieend, sie mit den stärkenden Essenzen anwunsch. Sie fuhr wild auf. „Wo bin ich?" rief sie bebend aus, „wo ist mein Vater? Bin ich gerettet?" —

Jetzt sah sie in Dom Carlos' Auge. Sie lächelte, als ob sie schön träume, sank zurück und schloß das Auge wieder.

„Dina! meine Dina!" rief im Uebermaße des Entzückens, sie wieder lebend zu wissen, Dom Carlos, „Du bist gerettet, Du bist im Vaterhause. Sieh' mich an, o sieh' mich noch einmal an!"

Sie schlug das große Auge auf. Sie hörte das Wort der Unbekannten wieder: Er ist ein Engel, liebe ihn!

„Wer seid Ihr?“ fragte sie mit matter Stimme. „Wie kommt Ihr hierher? Wer war mein Retter?“

„Er! Er!“ rief Editha ihr zu. „Er stürzte sich in's Wasser, Dich vom Tod errettend!“ —

Da reichte sie mit einem Engelslächeln Dom Carlos ihre Hand und bat: „Laßt mich etwas ruhen!“

Ruhe nach dieser inneren und äußeren Erschütterung war freilich das erste Bedürfniß und Alles zog sich in ein anstoßendes Gemach zurück. Jetzt erst empfand Dom Carlos, daß seine Kleider alle durchnäßt seien und wieder schüttelte ihn der unnatürlichste Frost.

Editha, die ihre Sorgfalt zwischen Noranha und ihrer Pflegetochter theilte, die in ihrer Seligkeit, die Liebliche gerettet zu wissen, den Retter vergötterte, suchte schnell andere Kleider herbeizuschaffen. Das gelang nun theilweise mit denen Baeza's, da er fast gleiche Größe und Breite mit Dom Carlos hatte. Sodann vollendete ein Mantel den Anzug, während Hamid bei einem Feuer im untern Theile des Hauses die Kleidungsstücke, wie seine eigenen zu trocknen beschäftigt war. Editha suchte durch warme Getränke sowohl Dina als Dom Carlos zu erwärmen und zu erquicken, und konnte diese, da sie sich wieder wohl zu fühlen begann, um so leichter den weiblichen Dienern überlassen, als Dom Carlos, der theuerwerthe Gast, schon ob der patriarchalischen Sitte des Volks, alle Zuvorkommenheit erheischen konnte.

Die Nacht hatte sich nun ganz auf die Erde gesenkt. Der Neumond ließ dem Firmamente nur das Sternenlicht zur Erleuchtung der Erde. An Dom Pedro de Baeza hatte unter allen den angreifenden Ereignissen keine Seele gedacht.

Dieser schritt aus der Rathsversammlung allein durch die Gassen der Vorstadt seinem schönen Hügel zu. Was dort vorgekommen, beschäftigte seine Seele, denn es war ernster Art und es dünkte ihm, als habe Feindschaft, Rachsucht und Arglist ihre Hand im Spiele, weil, was zu erweisen stand, auf bloßen leeren Ver-

muthungen und Befürchtungen ruhte. Seinem Rechtlichkeitsgefühle hatte das wiederstrebt; allein er hatte keine Stimme im Rathe, war auch nur einer Finanzangelegenheit halber hineingezogen worden und war nur im Nebengemache, das an den Versammlungssaal stieß, unberufener Ohrenzeuge dieser geheimseinsollenden Verhandlung, deren eifrigster, ja es schien ihm, leidenschaftlicher Leiter Vasconcellos war.

Die Vorstadt lag jetzt hinter Baeza, und er trat unter das Dach der Ulmen, die den Weg beschatteten.

Mit einem Male war es ihm, als vernähme er leise Tritte hinter sich und halblautes Murmeln. Baeza trat nahe an den Stamm einer Ulme, der bis zur Erde beastet war und ihm die vollständigste Verborgenheit zusicherte.

Bald genug hatte er Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß sein sehr scharfes Ohr ihn keineswegs getäuscht hatte.

Eine jugendliche Frauengestalt kam daher. Ihr Gang war fast ein Schweben zu nennen, so leicht berührte der kleine Fuß die Erde, der sich zu fürchten schien, ein Blümchen zu zertreten.

Sie sprach halblaut für sich, und gerade vor der Ulme, wo Baeza stand, stand auch sie stille.

„Warnen, noch einmal warnen muß ich ihn, ehe der Satan sein Glück zerstört. — Jetzt," sprach die Gestalt, „weiß ich gewiß, daß Saavedra ausgesandt ist, das Mädchen zu rauben, wenn kein anderes Mittel fruchtet, und im Nothfalle Baeza zu ersäufen" —

„Was sagst Du?" rief Baeza, der aus dieser Rede entnehmen konnte, daß eine ihm wohlwollende Gesinnung die Unbekannte leite, und trat aus dem Verstecke hervor.

„Jesus Maria!" schrie die Unbekannte mit Entsetzen und trat einen Schritt zurück, einen Dolch ziehend, um sich nöthigenfalls zu vertheidigen.

Baeza sah im Sternenlicht den Dolch glänzen.

„Stecke Deinen Dolch ein,“ sagte er, „ich bin Baeza, zu dem Du willst. Wer bist Du?“

„Schon einmal warnte ich Dich, Vater eines lieblichen Kindes,“ sprach sie. „Ich muß es noch einmal und dringend; denn ich kenne die Schritte dieses Vasconcellos. Mag er Dir heucheln; während er Dir die Hand drückt, sinnt er darauf, Dein Kind zu entehren. Sein Helfershelfer Saavedra geht mit dem Plan um, Deine Tochter zu rauben und nach jenem Orte zu bringen, wo die Hölle ihre Triumphe feiert. Sei vorsichtig, Baeza, es gilt Dein Köstlichstes! Nun hab' ich noch einen zu warnen! Noranha!“

„Wie?“ rief Baeza aus, „weißt Du Alles? Kennst Du die Geheimnisse des Staates?“ Kaltes Entsetzen durchrieselte ihn bei diesen Eröffnungen.

„Wie sollte ich nicht Vasconcellos' Pläne gegen den Edelsten kennen, den Lissabon umschließt? Hat er ihm doch seine Beute entrissen und seinen ganzen Haß auf sich dadurch geladen!“ —

„Ja, ja!“ rief Baeza, „Du hast in's Verborgene dieses schwarzen Herzens geschaut, ich sehe das ein. Geh', ich danke Dir; geh' und warne Noranha!“

„Wovor?“ fragte Bella und trat ihm näher. „Wißt Ihr etwas Anderes noch? Vasconcellos will ihn niederstoßen lassen!“

„Geh' und warne ihn vor dem Thurme von Belem! Eile! Ehe vielleicht zweimal der Tag graut, ist's zu spät.“

Wie der Blitz durch die Wolken zischt, so schnell flog Bella die Anhöhe hinab.

„Seltsames Wesen, dessen Namen ich nicht kenne, von dem ich nichts weiß,“ sprach zu sich Baeza, „und das doch an mir und meinem Kind einen mehr als gewöhnlichen Antheil nimmt. Der Herr lohne Dir, wenn Du gute Absichten hast!“

Er wandte sich schnell nach seinem Hause. „Sollte“ — so fragte er sich selbst, „sollte es möglich sein, daß dieser Vasconcellos unredliche Absichten auf Dina habe? Er ist Wüstling genug, und sein Ruf ist schlimm. Murmelt doch das Volk von einer schreck-

lichen Geschichte, wo er den Vater ersäuft, die Tochter geraubt und entehrt habe!" —

So kam er an das Thor. Lange mußte er harren und lärmen, ehe man ihn hörte und öffnete.

Im Antlitze des Dieners las er die bleiche Schrift des Schreckens, und das Wort des Vorwurfes, das ihm auf der Lippe schwebte, erstarb.

„Was ist geschehen?" fragte er hastig.

„Beruhigt Euch, Herr," war die Gegenrede. „Die Gefahr ist vorüber!"

„Welche Gefahr?" stürmte Baeza mit Entsetzen.

„Sie ist gerettet; Eure Tochter war von Räubern angegriffen und entführt worden; aber ein edler, kühner Mann, den der Herr des Himmels zur guten Stunde sandte, hat sie gerettet von der Schmach und aus den Händen der Gottlosen!" —

So sprach der Diener.

Baeza's Haar sträubte sich. „Gott meiner Väter!" rief er, „erbarme dich meiner und meines Kindes!"

Wie ein Besessener rannte er nach dem Hause. Hier war Editha die Erste, die ihm begegnete und laut weinend um seinen Hals fiel. Aber Baeza drückte sie weg und flog nach Dina's Gemache, wo er das geliebte Kind bleich, aber wohl und heiter fand.

Jetzt erst that sich ihm die ganze schauerliche Tiefe des Abgrundes auf, der sein Glück zu verschlingen gedroht hatte. Er vernahm Alles und ihm schwindelte. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn.

Als sie ihm Alles erzählt hatten, fiel er nieder auf seine Kniee und sprach ein heißes Dankgebet dem Retter seines Glückes, dem Vater, der die Hülfe zu rechter Zeit gesendet.

Dann sprang er auf. „Wo ist der, der wie ein Engel Gottes kam, den Willen des Herrn auszuführen?" fragte er.

Dina lächelte mild und selig. Auch der Vater nannte

ihn ja, wie die Unbekannte und ihr eigenes, liebendes Herz, einen Engel.

Editha aber faßte des Bruders Hand und geleitete ihn in das Gemach, wo Noranha sich befand.

In dem seltsamen Aufzuge, den ihm die Noth aufgedrungen, vermochte Baeza's Auge nicht, ihn zu erkennen. Er trat auf ihn zu und sagte, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte:

„Ein glücklicher Vater kommt, Dir zu danken. Alles, was ich habe, kann den Werth dessen nicht ersetzen, was Du mir erhieltest. Fordere, was Du willst. Du sollst sehen, daß Pedro de Baeza zu lohnen weiß!"

Noranha erhob sich jetzt. Der hellere Strahl des Lichtes fiel auf das edle Gesicht, das bleich und dadurch zwar etwas unkenntlicher, dennoch Baeza's scharfes Auge nicht täuschen konnte.

„Was seh' ich?" rief er aus und trat erschrocken zurück, „Dom Carlos de Matos-Noranha! — ? — Wie um des Herrn willen, kommt Ihr hierher und in diese Kleidung?"

Noranha lächelte. „Ich danke Gott," sagte er, „daß es mir vergönnt war, eins der schändlichsten Bubenstücke zu vereiteln, welche sich der Verworfene, der leider einen mir befreundeten Namen trägt, hat zu Schulden kommen lassen!"

„Wie? also wirklich Vasconcellos?" fragte Baeza.

„Es war sein Leibdiener, der Spanier Saavedra, der von der Hand Hamid's, meines schwarzen Dieners, fiel und so seiner Schandthaten Lohn fand," entgegnete Noranha.

„Also wirklich Vasconcellos!" rief, die Hände ringend, Baeza, aus. „So wäre denn die Warnung nicht ohne Grund gewesen, die ich empfing!"

Aus dem tiefsten Grunde seiner Seele quoll jetzt der Dank hervor.

Noranha aber lehnte ihn ab. „Es war ein glückliches Ungefähr, was mich in dem entscheidenden Augenblicke herzugeführt," sagte er.

„Aber Ihr stürztet Euch in den Tajo für mein Kind und opfertet so Euer Leben" —

„Gott, was ist Euch?" rief plötzlich sich unterbrechend Baeza aus; denn Noranha sank wie ohnmächtig zurück in den Lehnstuhl, in welchem er früher gesessen.

Die plötzliche Erkältung in den Fluthen des Tajo, die Anstrengungen zur Rettung Dina's und das lange Anhalten der durchnäßten Kleidungsstücke verursachten Noranha üble Zufälle. Man mußte ihn schnell zu Bett bringen, und das heftigste Fieber stellte sich alsbald ein — Vorbote einer vorauszusehenden schweren Krankheit. Baeza traf alle nur mögliche Maßregeln, um der Krankheit entgegen zu wirken; allein schon am folgenden Tage zeigte es sich deutlich und klar, daß sie die Nerven des Leidenden auf eine furchtbare Weise erschüttert hatte, daß eine lang andauernde Zeit hingehen konnte, ehe er genas, wenn anders seine Körperkraft ihr widerstand.

Und es war so. Wochen an Wochen reiheten sich, und die Leidenstage des Unglücklichen nahmen nicht ab. Baeza ließ ihn nicht aus seinem Haus und Dina schwebte wie sein Schutzgeist um sein Lager.

Hier erst that sich ihr kund, wie Noranha sie liebe. In seinen Phantasien war nur sie es, die ihn beschäftigte. Der Moment, wie Saavedra sie in das Wasser des Tajo schleuderte, war es hauptsächlich, der ihn beschäftigte und seine ganze Seele erfüllte. Dann klagte er im tiefempfundensten Schmerz um ihren Verlust; bald wieder jubelte er um ihre Rettung, und doch kannte er sie nicht, wenn sie thränenschweren Auges an seinem Siechbett weilte und ihm die kühlenden Arzneien bot.

An einem dieser Tage war es, und schon hatten die November-Stürme gebraust, als er in einen erquickenden Schlaf nach heftigen Paroxismen verfiel. Dina saß an seinem Bett, wachend über den Schlummer des Geliebten und zu Gott betend aus tiefster Seele für seine Genesung. Als er einige Zeit ruhig geschlafen und da

lag wie ein Bild des Todes, überfiel das liebende Mädchen eine namenlose Angst. Man konnte kaum bemerken, daß der Athem seine Brust hob und senkte. „Wie," sagte sie zu sich, „wenn er stürbe, das Opfer für meine Rettung!?" — Bebend erhob sie sich und neigte sich über ihn und — unwillkürlich hauchte sie einen Kuß auf seine Lippen. Er schlug mit dem Worte: „Dina!" die Augen auf und sah in ihr schönes Auge mit klarem Bewußtsein. Er wand seinen Arm um ihren Nacken, und so lag sie an seiner Brust sanft hingegossen. „Dina, Dina," sprach er sanft, „bist Du nicht mein Schutzgeist, von dem ich so schön geträumt?"

„Mein Retter!" flüsterte sie; aber sie entwand sich seinem Arme nicht. Bald fanden sich die Lippen, wie sich die Herzen längst gefunden hatten, und der Liebe schöner Bund war besiegelt.

Wunderbar schnell genas er. Selige Tage lebte er nun in Dina's Nähe, in ihrem Umgang, und der Bund der Herzen gewann jene Festigkeit, jene Innigkeit, welche ihm eine ewige Dauer verhieß.

Schwer war die Stunde, als er schied aus dem Kreise, der ihm so theuer war. Als er in der letzten Stunde, welche er ungestört bei der Geliebten war, von ihrem Munde das Wort: „Ewige Treue" wegküßte, da war über seine Zukunft entschieden und über die Dina's. An den Abstand der Standesverhältnisse dachte seine Seele nicht; nicht an das, was ihn erwartete; denn was sich in Lissabon ereignet, seit er litt, war ihm Geheimniß geblieben.

Das Mißglücken des Versuches, Dina zu entführen, der Tod Saavedra's, hatte Vasconcellos in Raserei gebracht. Baeza war klug genug, über das ganze Ereigniß zu schweigen; allein bald mußte es kund werden, daß Noranha in seinem Landhause krank lag.

In jener Versammlung des Staatsraths war es, wo Vasconcellos das, was er, auf Saavedra's Anzeige bauend, für Gewißheit nahm, dem Staatsrathe zur Anzeige brachte. Groß war die Sen-

sation und fast gerieth der Erzbischof Noranha außer sich, als er den Neffen als Haupt der Verschworenen nennen hörte.

Der Staatssecretär trug auf Verhaftung an; allein nicht Alle stimmten ihm bei, weil die Anzeichen viel zu unsicher seien, und Viele riethen vielmehr, die Verschworenen zu beobachten.

Es war seit jener Zusammenkunft eine geraume Zeit hingeflossen und kein Ereigniß deutete darauf hin, daß man weitere Versuche gemacht.

Auf Noranha's Verhaftung aber trug der eigene Oheim an, weil er Gründe habe, ihm zu mißtrauen. Man forschte heimlich nach seinem Aufenthalte, da er lange unsichtbar blieb. Das Volk vermuthete, sein Liebling sei heimlich aus dem Wege geräumt und selbst Dom Carlos' Freunde wußten nichts von ihm.

Nur Bella kannte Alles genau, so auch seinen Aufenthalt und widersprach den Volksgerüchten, soweit sie konnte, durch den Pater Joseph. Durch diesen erfuhr endlich der Bischof von Lissabon die Wahrheit.

Vasconcellos ahnete es wohl, wo er sei, aber hatte den Muth nicht, Baeza zu fragen. Er steckte sich daher hinter den Erzbischof Noranha und dieser zwang Baeza das Geheimniß ab.

Nach reiflichen Berathungen kam man überein, seine Genesung abzuwarten, weil er ja jetzt unschädlich sei.

So kam denn endlich diese heran und mit ihr Dom Carlos' Rückkehr nach Lissabon.

Baeza, der ihn lieb gewonnen, der ihm aber auch so hoch verpflichtet war, konnte es sich nicht versagen, ihn vor den Folgen seiner Rückkehr zu warnen, ihm freundlich zu rathen, er möge auf seine Sicherheit bedacht sein.

Noranha verwarf das mit edlem Stolz und kehrte in seinen Palast zurück.

Noch ehe der Abend herabsank, wurde der kaum Genesene verhaftet und nach dem furchtbaren Thurme von Belem gebracht.

Schnell, wie ein Lauffeuer, verbreitete sich das Gerücht dieser

gewaltsamen Maßregel unter dem Volk und unter den höheren Ständen.

Schon am Abend dieses Tages, es war in den letzten Tagen des Novembers 1640, sah man auf dem Rozio und Comerzio große Volkshaufen. Einzelne Mönche schlichen umher unter dem Volke. „Noranha muß frei werden!“ schrieen laut einzelne Stimmen.

Vasconcellos, trotzig und wild, ließ aus den beiden Castellen, welche die Hauptstadt schirmen, Truppen in die Stadt rücken und die Wälle des Forts mit Feldstücken besetzen, deren drohender Mund Lissabon sein Schicksal ahnen ließ. Doch blieb es diesen Tag hindurch und am folgenden ruhig.

So nahte der erste December 1640.

Es war noch früh am Morgen, als ein Volkshaufe von Bairro-alto her sich dem tiefer liegenden Lissabon näherte, an dessen Spitze ein Greis, ein Mädchen und ein Jüngling einherschritten. Der Greis war hochbetagt, aber die Erregung gab seinem Wesen neue Schwungkraft. Er schritt einher wie ein Mann von vierzig Jahren. Das Mädchen war von ausgezeichneter Schönheit der Formen. Ihr Gesicht war bleich und der Kummer hatte tiefe Spuren darauf zurückgelassen, aber die Schönheit nicht zu vertilgen vermocht, die einst hier siegend gethront. Ihr Ausdruck war jetzt furchtbar. Ein wildes Feuer glomm in ihrem Auge. Das reiche Haar flog rabenschwarz im Winde. Alle ihre Züge athmeten eine Leidenschaft, die zu jeder Handlung der Rache fähig machte. Der Jüngling schien eine sanfte Natur. Die augenblickliche Erregung nur hatte ihm eine Lebendigkeit gegeben, die ihm nicht eigenthümlich war.

„Noranha frei!“ war der Ruf, den sie von Zeit zu Zeit hören ließen.

Wie die Lawine in den Alpen als Schneeflöckchen beginnt, das der Sturmwind, oder der Gemse leichter Fuß, oder des Adlers Flügelschlag losrollt, aber im Abwärtsgehen immer mächtiger anschwillt und in ihrem Gange drohender wird, bis sie zuletzt, unten

im Thal anlangend, Tausende bedeckt und die friedlichen Wohnungen zerstört, Flüsse zu Seen dämmt und den Fleiß von Jahrzehnten tilgt, so war es mit diesem Volkshaufen.

„Noranha frei, Spanien nieder!“ schallte es in allen Gassen und Häusern, wo sie durch- und vorüberzogen. Ueberall schloß sich das Volk an, mit jedem Schritte wuchs die Zahl, mit der Zahl die Wuth und Kühnheit.

Mit furchtbarer Gewalt schob sich der Haufe, der jetzt bereits Tausende zählte, dem Rozio zu, und ehe Vasconcellos daran denken konnte, sich selber zu retten, war sein Palast besetzt und in sein Gemach drangen Bartolo, Bella und Jayme, gefolgt von den wildesten Männern des Haufens.

Stolz wollte er ihnen entgegen treten, durch sein imponirendes Wesen sie niederdonnern, aber, als er die unglückliche Bella erblickte, trat alles Blut aus den äußeren Theilen nach dem Herzen zurück und drohte es zu zersprengen. Er war keines Wortes fähig.

Bella trat vor ihn hin, und ihr Wesen, ihre Gestalt hatte etwas Furienartiges.

„Kennst Du mich?“ fragte sie. „Teufel, kennst Du mich?“ Sie schwieg auf diese Frage und weidete sich an dem Entsetzen, das sich in Vasconcellos' Zügen aussprach, an der Todesangst, die den kalten Schweiß auf seine Stirne trieb.

„O, mich kennst Du wohl, Teufel? Kennst Du auch diesen Greis?“ Sie deutete auf ihren Vater. „Sieh', ihn hast Du im Tajo ersäufen lassen wollen! Weißt Du das noch? — Deine Stunde ist jetzt da, auch die unsere, die Stunde der Rache! Kennst Du diesen? Sie wies auf Jayme. Er war mein Bräutigam. Er war es. Du hast sein Lebensglück zerstört, wie das meine. Du mußt sterben. Der Dolch ist geschliffen und vergiftet. Sieh' hierher — das ist er. Ritzt er Dich nur, so ist's schon genug, Deine Seele zur Hölle zu schicken. Also rechne auf keine zehn Minuten.“

„Wo ist Dom Carlos Noranha? Antworte!“

Vasconcellos bebte. Sein Muth war gebrochen, er war vernichtet. Wie er früher trotzig war, so verzagt, kleinmüthig und muthlos war er jetzt.

Ohne das Auge aufzuschlagen, sagte er: „Im Thurme von Belem.“

„So setze Dich nieder,“ gebot Bella, „und schreibe dem Commandanten, daß er ihn frei gebe, wir warten hier bei Dir, bis er kommt.“

Vasconcellos wankte zum Schreibtisch und schrieb.

„Halt ein,“ sagte Bella. „Befiehl ihm, den Gefangenen auf einem der beifolgenden Pferde im Galoppe hierher zu bringen.“

Vasconcellos schrieb. Als er geendet, reichte er Bella den Brief. Sie überflog die Zeilen und gab sie schnell einem der nahestehenden Männer.

„Geh’,“ sagte sie, „in den Stall dieses Nichtswürdigen hier, und nimm Dir die zwei besten Pferde. Dann jage, was Du kannst. In einer halben Stunde mußt Du wieder hier sein!“

Der Mann entfernte sich alsbald.

„Schreibe!“ gebot das Mädchen, in dessen Augen Vasconcellos nicht zu blicken wagte, „schreibe, daß Alle frei sind, die Belem und das Fort Sanct Julian umschlossen halten!“

Vasconcellos wankte zum Tische und schrieb. Auch dieser Befehl wurde abgesandt.

Laut und lauter wurde unten das Verlangen, den Kopf Vasconcellos’ zu sehen; allein Bella wollte sich weiden an der Todesangst ihres Schlachtopfers, das schweigend und zitternd da stand.

Von einer andern Seite her kam jetzt ein Haufe Volkes nach dem Rozio. An ihrer Spitze stand Manoel de Maja und der Mönch Joseph, Ersterer ein Franziskaner. Sie hatten die Spanier von dem Fort Sanct Julian abgeschnitten und zu Gefangenen gemacht; aber keiner war mißhandelt worden.

Pinto, Ribeiro, Saldanha, Pereira und Bandeira hatten den

Regierungspalast am Comerzio bereits erstürmt und die Statthalterin zur Gefangenen gemacht; doch auch ihr war nichts geschehen, was nur gegen die Regeln des strengsten Anstandes gewesen wäre.

Lissabon war erobert, Spaniens Macht war gebrochen. Der Bischof von Lissabon ritt durch die Straßen und rief Joao de Braganza zum Könige aus. —

Jetzt konnte Bella nicht länger warten. Auf ihren Wink ergriffen mehrere Männer den Staatssecretär und schleppten ihn auf den Balkon seines Palastes. Bella schwang ihren Dolch und in demselben Momente drangen drei Dolche zugleich in sein Herz. Fürchterlicher Jubel brauste vom Platze herauf. Der Leichnam wurde herabgestürzt. Das Volk schleppte ihn mit kannibalischer Wuth durch die Straßen und stürzte ihn endlich in den Tajo. Als Bella ihren Dolch aus Vasconcellos' Brust zog, wandte sie sich zu Jayme.

„Ich habe Dich wiedergesehen, mein Geliebter," sagte sie, „und habe mich gerächt. Mein Lebensziel ist erreicht. Gib mir noch einmal Deine Hand!"

Er reichte sie ihr und schlang seinen Arm um sie.

Bella drückte die Hand an ihre Brust, an ihre Lippen, machte sich dann schnell los und sprach: „Sei meines Vaters Sohn!"

Eine furchtbare Ahnung durchzuckte den Greis und Jayme zugleich. Sie wollten ihr in den Arm fallen, aber — es war zu spät. Tief im Herzen saß der Dolch.

In Jayme's Arme sank sie nieder.

„So laß mich sterben!" flüsterte sie. Ein Lächeln verbreitete sich über ihre Züge und das Auge brach.

In einem feuchten Winkel des tiefsten Kerkers im Thurme von Belem, den die Wellen des Tajo umspielten, saß, an Händen und Füßen gefesselt, der unglückliche Dom Carlos und rief sich die

Bilder süßen Glückes zurück, mit denen die trostlose Kerkernacht so schauderhaft gewechselt hatte. Obgleich er auf seine Freunde und den Ausbruch der Revolution sicher zählte, so traten doch auch wieder dunkle Ahnungen vor seine Seele. Er wußte, welcher Schandthaten Vasconcellos fähig war. Kein Licht des Tages drang in den Kerker, in welchem man dem Feinde des allmächtigen Staatssecretärs die ungeheuren Fesseln angeschmiedet. Wenig faules Stroh war sein Lager. Nur alle Tage einmal brachte man Ihm rauhes schlechtes Brod.

Mehrere Tage hatte er schon dies entsetzliche Loos getragen, als plötzlich ein wilder Lärm zu seinen Ohren drang.

Das sind meine Henker, die mich zum Tode führen, sprach er zu sich selbst, und empfahl im Gebete seine Seele Gott.

Der Lärm kam näher. Die Riegel rasselten. Unbekannte Gestalten drängten sich zur Thüre herein. Ihre Fackeln beleuchteten furchtbar wilde Gesichter.

„Ihr seid frei, Dom Carlos Noranha! Bella hat Euch diese Riegel geöffnet!“ sagte der Anführer, welcher unter diesen Worten den Gefangenwärter stieß, daß er die Ketten löse.

„Welche Bella?“ fragte erstaunt Noranha, der hier den Zusammenhang nicht begriff.

„Die, die Ihr aus Vasconcellos' Händen rettete. Sie schwingt den Dolch über Vasconcellos. Vielleicht hat er schon ausgeathmet. Aber der Bischof von Lissabon hat Braganza als König proclamirt und Portugal ist frei!“

In diesem Momente fielen Dom Carlos' Fesseln. „Gelobt sei Gott!“ rief er freudig aus.

„Aber auch nun schnell zu Roß, Portugiesen! Braganza sprach: Ohne Blut! An seiner Krone soll kein Tropfen Bürgerblut kleben; ich muß Vasconcellos retten.“

„Da versucht Ihr etwas sehr Eiteles,“ sagte der, der an der Spitze der Rotte stand, welche Vasconcellos' Befehl überbracht hatte; „denn Bella hat eine furchtbare Rache zu nehmen. Das

läßt sie nicht. Und den Befehl, Euch frei zu geben, den zwang sie ihm ab."

Wohl sah Noranha ein, daß Reden hier eitel waren. Er schwang sich auf's Roß und jagte in entsetzlicher Hast der Hauptstadt zu.

Kaum aber nahte er sich den Thoren, so kam wieder ein Volkshaufe aus der Vorstadt Alcantara. „Alle Gefangenen zu Belem sind frei!" riefen sie. „Vasconcellos ist gerichtet und Braganza König!" Sie eilten nach Belem weiter.

Endlich ritt Noranha in die Straßen ein. Kaum erkannte ihn das Volk, als es in brausenden Jubel ausbrach, ihn vom Pferde hob und nach dem Rozio trug, zu seinem Palast.

Unbeschreiblich war Hamid's Freude. Er erzählte ihm die Vorgänge im Palaste Vasconcellos', die Proclamation Braganza's.

„Wie steht's im Hause Baeza's?" fragte er den Diener.

„Viel Kummer Euretwegen, Massa," sprach er. „Viel Thränen."

Der Gedanke fuhr jetzt durch Noranha's Seele, wie wenn ein räuberischer Haufe die Gelegenheit benutzt hätte, diese einsame Wohnung zu überfallen, zumal Baeza ein Freund der Spanier war?

Schnell ließ er sich ein Roß satteln und jagte hinaus auf die freundliche Höhe, wo ihm des Lebens Sonne, wenn auch durch schwere Wolken aufgegangen war.

An dem Thore sprang er ab. Er klopfte, er rief; aber Alles war öde und todtstill, obgleich keine Spur von Gewalt sichtbar war.

Hat sie die Furcht vor der Gefahr in's Innere ihrer Wohnung getrieben? Ist vielleicht Baeza nicht einmal bei den Frauen? So fragte er sich, band dann schnell sein Roß an und schwang sich über die Mauer. Niemand begegnete ihm. Er rief. Niemand gab ihm Antwort. Sein Herz bebte. — Jetzt war das Haus erreicht.

Welch greuelvoller Anblick! Alles war demolirt von frevelnder Hand. Ueberall das Bild einer wilden Zerstörung.

Von Zimmer zu Zimmer rannte er mit wahrer Todesangst. Die Spuren der Zerstörung waren so frisch, so neu, daß ihm die Vermuthung fast zur Gewißheit geworden war, Baeza müsse mit den Seinen noch im Hause versteckt sein.

Mit geschärfter Aufmerksamkeit betrachtete er alle Räume. Er drang hinab in den Keller. Seltsam! da lagen Schläuche voll Weins und in steinernen Gefäßen stand er, mit Olivenöl bedeckt, völlig unberührt! Auch hier war keine Spur. Immer mehr folterte ihn die Angst.

Wieder hinauf rannte er, noch einmal durch alle Gemächer. Da gelangte er in Baeza's Cabinet. Kisten und Kasten waren leer. An der Wand hing ein großes, sehr schlecht gemaltes Bild.

Daß hinter demselben ein Versteck sein könne, vermuthete er. Schnell schob er es auf die Seite. Wirklich zeigte sich eine schmale Treppe von drei Stufen und oben eine Thüre. Sie war verschlossen. Ein kräftiger Tritt jedoch öffnete sie. Dom Carlos trat ein — es war Niemand darin; aber vor seinem Auge stand — ein kleiner jüdischer Tempel!

Acht Tage später, während welcher der Bischof von Coimbra die Ordnung in der Hauptstadt mit Pinto=Ribero erhalten, keine Ausschweifung aber auch mehr vorgefallen war, kam die ersehnte Stunde des Einzugs des Königs in seine Hauptstadt.

Die Adelantada Margaretha von Mantua war in eine milde gefängliche Haft im Palast ihres Günstlings Vasconcellos gebracht worden, dessen Schändlichkeiten ihr erst jetzt kund wurden, dessen Tod sie aber tief beugte. Man erwies ihr indessen alle Achtung und Ehrerbietung.

Eine Deputation war Johann IV. nach Villa Viciosa entgegen=

gezogen. An ihrer Spitze stand Dom Carlos Noranha und der Bischof von Lissabon.

Ueberall begrüßte den Ersehnten des Volkes ungemessener Jubel; aber in Lissabon überstieg er jedes Maß; allein auch der Name Noranha wurde jubelnd gerufen.

War aber das des Volkes Liebling, der zur Linken des Königs ritt, Dom Carlos Noranha, der sonst so blühende, lebenskräftige Mann? Lag die Centnerlast des Kummers auf seiner Seele, oder warum waren die Wangen so bleich, das Auge so trübe, jetzt, wo seines Herzens Wunsch erreicht, das Vaterland frei, der rechtmäßige König seines Volkes in seine Hauptstadt zurückgeführt war? Wer konnte antworten? —

Dom Sebastian de Matos-Noranha.

In einem hellerleuchteten Prunkgemache des königlichen Schlosses zu Madrid ging Philipp der Vierte unruhig auf und nieder. Es lagen schwere Wolken auf seiner Stirn und die Blässe seines Gesichtes verrieth sehr klar, wie sehr ihn die Kunde angegriffen, welche er eben erhalten hatte. Murmelnd unverständliche Worte, trat er vor ein aus Elfenbein herrlich geschnitztes Kruzifix, faltete seine Hände und betete, daß der Sturm vorüberziehen und es ihm gelingen möge, das verlorene Königreich wieder zu gewinnen und die Empörer, welche in Catalonien sich erhoben hatten und täglich Fortschritte machten, zu bezwingen. Unter dieser frommen Beschäftigung, die deutlich genug die Sorgenlast zeigte, welche auf Philipps Seele lag, unterbrach ihn der Kämmerling, welcher den Herzog von Olivarez, Philipps ersten Minister, meldete. Der König hatte ihn eiligst beschieden und ließ ihn augenblicklich vor.

Olivarez verbarg eine große Verlegenheit unter der Spiegel-

glätte des äußern Wesens und einem leichtfertigen Lächeln. Sich tief verbeugend, sagte er zum König:

„Ich muß Eurer königlichen Majestät zu einem ansehnlichen Gewinne Glück wünschen. Der Herzog von Braganza hat am ersten December den witzigen Einfall gehabt, sich zum Könige von Portugal ausrufen zu lassen. Alle seine Besitzungen hat er dadurch verwirkt, die nun der Krone Eurer königlichen Majestät anheimfallen."

Der König sah ihn mit einem strafenden Blick an. „Olivarez," sprach er, „Ihr seid mir heute ein Räthsel. Ihr könnt Euch einen Scherz erlauben, worin so bitterer Ernst laut genug zu uns spricht. Es mißfällt mir sehr!"

Olivarez erbleichte.

„Eure Majestät mögen mir nicht zürnen, wenn ich die Sache in Lissabon anders nicht, als einen kecken Streich eines Unbesonnenen ansehe und wiederhole, was ich zu bemerken mir erlaubte."

„So ist Eure Quelle trüb und Ihr seid schlecht unterrichtet. Der Staatssecretär Vasconcellos ist todt. Braganza ist nicht von einer Faction, sondern vom ganzen Volk als König anerkannt. Alle die drückenden Steuern, womit Ihr, nach Alba's Art, das Volk zur Verzweiflung gebracht, sind von ihm erlassen. Er hat öffentlich dem Volk erklärt, daß er alle außerordentlichen Staatsbedürfnisse aus seinem Privatvermögen bestreiten würde, um das arme Volk aufathmen zu lassen!" Der König hielt einen Augenblick inne und fuhr dann mit einem tiefen Seufzer fort:

„In den ersten sechs Tagen seiner Regierung rief er die Cortes zusammen. Sie haben ihm gehuldigt und sechs Millionen Ducaten baar in den Schatz geliefert, damit eine Marine wieder entstehe und ein Heer errichtet werde. Der Commandant von Elvas hat ihm, um die Hiobspost voll zu machen, diese Festung, den Schlüssel des Reichs, übergeben; er war ein Portugiese. — Ermesset die Lehren, die darin liegen!" —

Olivarez fühlte den Boden wanken unter seinen Füßen. Es

schwindelte ihm. Die Mittheilungen des Königs enthielten so herbe Vorwürfe, daß er fast eine förmliche Ungnade zu befürchten hatte.

„Eure Majestät," sprach in einem unterwürfig demüthigen Tone der Minister, „beschämen mich. So genau und mit solchen Einzelheiten bin ich leider nicht vertraut. Sollte es so sein, so hätte mich freilich ein starker Irrthum befangen, und ich müßte von Eurer Majestät Gnade meine Verzeihung erflehen."

„Das Alles also ist Euch wirklich fremd?" fragte der Monarch mit Verwunderung.

Olivarez beugte sich tief. „Eurer Majestät Quellen sind reicher geflossen, als die meinen. Wahrscheinlich sind die Eilboten der Herzogin aufgefangen worden."

„Oder sie selbst!" sagte der König, Olivarez's Erstaunen noch vermehrend.

„Oder sollte vielleicht der hochwürdige Erzbischof von Braga —"

„Der dürfte es," fiel der König in die Rede des Ministers, „für's Erste gerathen finden, sich neutral zu halten."

„Aber, um Gotteswillen, sind denn unsere Truppen in den Forts Sanct Julian und —"

„— alle todt, meint Ihr?" — fragte der König. „Sie leben, Herzog; aber die Gefangenschaft des Volkes von Lissabon, das sie nicht lieb hat, dürfte sie nicht auf Rosen betten."

„Majestät!" rief Olivarez, „ich bin außer mir. Sind die himmlischen Mächte im Spiel — oder —"

„Ihr wollt fragen, ob ich bessere Agenten habe, als Ihr, Herzog?" fragte der König. „Baeza!" rief er, und aus dem anstoßenden Cabinette trat der Gerufene hervor.

„Hier," sagte der König, „ist meine, leider sehr sichere Quelle. Ein Augenzeuge der neuesten Ereignisse, ein treuer Unterthan seines rechtmäßigen Königs, der den Muth und die Treue bewies, in dieser Zeit großer Gefahren für ihn hierher zu pilgern, um uns die sicherste Kunde zu bringen."

„Ihr also, Dom Baeza!" sprach Olivarez, und der Ton, in

dem er dies sagte, ließ Baeza deutlich erkennen, wie übel er es deute, daß er ihm vorüber geradezu zum Könige gegangen sei.

„Ich hatte mit Eurer Erlaubniß Seiner Majestät ein Schreiben meines gnädigsten Herrn, des Erzbischofs von Braga, zu überreichen, das die größte Eile hatte!" versetzte Baeza, gleichsam dem Ton antwortend, in dem der Minister zu ihm geredet.

„Es ist eine Hiobsbotschaft, welche Ihr bringt," fuhr Olivarez fort; „aber ich hoffe, es wird uns nicht schwer werden, mit dem Schwert in der Hand den Portugiesen zu sagen, wer das Recht habe, ihre Krone zu tragen, und wer nicht."

Der König sah seinen Minister fragend an.

„Und die Rebellen in Catalonien — die vergeßt Ihr, oder wollt sie übersehen; vergeßt, daß der Schatz leer ist und unsere Macht jenseit des Oceans zum Theile zerstreut!" sagte der König.

Olivarez, wohl erkennend, daß er seinem Könige völlig unentbehrlich sei, aber auch nicht verkennend, daß die Umstände sein Ansehen beim Könige bedeutend geschwächt hatten, ließ den Moment nicht unbenutzt vorüber, der ihm das volle Uebergewicht sichern mußte.

Er richtete sich stolz auf. „Wann haben Eurer Majestät Waffen noch ohne Ehre gekämpft? Wo hatte das frevelnde Unrecht der Aufrührer gegen das göttliche Recht des gesalbten Monarchen Etwas vermocht? Dank dem Himmel und seinen Heiligen, daß ich, Eurer Majestät unwürdiger Diener, im Stande bin, Eurer Majestät die frohe Kunde eines entscheidenden Sieges zu bringen. Silva hat die Empörer geschlagen. Sie werden kaum sich wieder zu erheben wagen."

„Gelobt sei Gott!" seufzte der König schwer auf. „Herzog, Ihr erleichtert mein Herz."

„Und ist uns das gelungen, so wird es nicht fehlen, daß auch Portugals Krone Eurer Majestät erhabenes Haupt wieder schmücke. Die sechzigjährigen Wohlthaten der spanischen Regierung werden viele dankbare Herzen in Portugal noch nicht vergessen

haben. Jetzt beherrscht sie ein wilder Rausch. Laßt den wüsten Traum vorübergehen, mein erhabener Gebieter, laßt sie zur Besonnenheit zurückkehren, und zu Euren Füßen werden sie sich winden und um Gnade flehen."

„San Jago gebe, daß Eure Prophezeihung wahr werde, Herzog!" sprach erheitert der Monarch. „Daß wir der Freunde viele noch in Portugal haben, daß uns der Neid gegen Braganza viele zuführen wird, das meldet der Erzbischof. Leset selbst das Schreiben, das Dom Pedro de Baeza überbracht."

Er reichte dem Herzog von Olivarez, der seine ganze Kraft wieder gesammelt hatte, das Schreiben des Erzbischofs Sebastian de Matos=Noranha.

Olivarez las. Wohl mußte er manche bittere Pille verschlucken, die ihm unverzuckert der Erzbischof reichte, welcher auf die Fehlgriffe hinwies, welche man in der letzten Zeit in Portugals Verwaltung sowohl, als in der Besetzung der höchsten Stellen des Staates, begangen; aber Olivarez war zu viel Hofmann, zu viel Herr seiner selbst, als daß er diese Pillen nicht ohne Zucken verschluckt hätte. Er behielt seine Fassung vollkommen, und ohne lange zu säumen, faltete er den Brief des Erzbischofs, anscheinend ruhig, zusammen und reichte ihn mit einer tiefen Verbeugung dem Könige zurück.

„Die Herren der Kirche," sagte er darauf mit Achselzucken und einem spöttischen Lächeln, „sehen, von einem höheren Licht erleuchtet, die Dinge an, stoßen aber häufig Nasen und Füße an die Ecken der Erde. Es ist leicht tadeln, aber wer die Last einer Verwaltung auf seinen Schultern trägt, muß Manches anders machen, als es sein wohlmeinendes Herz ihn lehrt. Eure Majestät tragen die Sorgen der Regierung — ich schweige."

Der König seufzte tief auf. „Das ist wahr, Herzog," sprach er dann, „daß man auf unserem Standpunkte die Dinge anders ansieht, als von unten, wie sie offenbar der ehrwürdige Würdenträger der Kirche betrachtet. Auch ist es nicht zu verkennen, daß

diese Rebellion seinem Herzen eine tiefe Wunde schlug und also sein Herz in einer gereizten Stimmung urtheilt — denn dieses ist es, was hier spricht, nicht der klare Verstand des Staatsmannes. Nicht wahr, Dom Baeza?" —

„Eurer Majestät durchbringender Blick hat den rechten Standpunkt zur Beurtheilung des bischöflichen Schreibens gewählt," sprach, sich tief neigend, Baeza.

„Also Ihr meint, die Sache hätte so viel Schwierigkeiten nicht?" fragte der König Olivarez.

„Aus dem Schreiben seiner Eminenz geht es klar hervor und Dom Baeza muß das bestätigen, wir haben in Portugal der Freunde viele und das Blatt wird und muß sich bald wenden. Braganza's Güter und Besitzungen fallen der Krone anheim — ich behaupte das fest. Zwar verhehle ich nicht, daß der Schatz ziemlich erschöpft ist; allein die Silberflotte von Lima kann nicht lange mehr ausbleiben. Spaniens Klöster sind reich. Sie werden gerne die Schätze darbringen, wenn es die Ehre und das Wohl der geheiligten Krone Eurer Majestät gilt, und —"

Des Königs Stirne wurde kraus. „Herzog von Olivarez," sagte er, „laßt mir die Mönche, überhaupt die Kirche aus dem Spiele. Sie gibt nicht gern und leicht könnten wir unserer Seele Heil auf das Spiel setzen. Das geht nicht. Politik und Religion verbieten es. Wißt Ihr keinen andern Rath?" —

„Eure Majestät geruhen, mich meinen Satz ausführen zu lassen. Wenn selbst auch diese Quelle durch Eurer Majestät stets große Milde und auch noch größere Frömmigkeit abgeschnitten würde," fuhr Olivarez, seinen Aerger verbeißend, fort, „so bliebe uns noch eine andere. Portugals Adel ist reich, wie seine Kirche. Gerne würden Spaniens Freunde Opfer bringen, dafür wird die Eminenz von Braga schon Sorge tragen, und hier steht der Mann, der so oft dem Vaterlande, das stets dankbar gegen ihn war, Opfer brachte; er wird jetzt, wo es gilt, alle jene Vortheile seines Handels, welche die Revolution ihm gefährdet, wieder zu

gewinnen und noch größere sich zu erwerben, gewiß seine Schätze öffnen!" —

Baeza verbeugte sich. „Wäre nicht die Revolution gekommen und hätte mir den ungeheueren Schaden gebracht, mein Besitzthum bei Lissabon zerstört und mich zum Flüchtlinge gemacht, ich würde freudig jedes Opfer gebracht haben, das meine Kräfte zuließen; allein sie sind geschwächt, diese Kräfte, sie sind sehr geschwächt. Ich kann mich als einen zu Grunde gerichteten Mann ansehen. Wie dem aber sei, mein letzter Reale, mein letzter Conto de Reis, er ist bereit für Eure Majestät; denn ich weiß, wie freigebig Spaniens großer König getreuer Unterthanen Opfer vergilt, und Amerika's Handel bietet so viele Vortheile dar, daß ich reichlich entschädigt werden kann."

„Es sei Euch zugestanden, Dom Baeza," versetzte heiter der König. „Nun aber laßt uns berathen, wie das Alles zu ordnen und einzuleiten sein wird, daß bald wieder unser Scepter in Portugal herrsche."

„Wen glaubt Ihr wohl empfänglich in Lissabon zu einer Verschwörung, die uns in die Hände arbeite?" fragte der König Baeza.

„Ich könnte Einen nennen und hätte in ihm Alle genannt," versetzte Baeza, „Seine Eminenz den Primas des Reichs und Erzbischof von Braga, Dom Sebastian Matos-Noranha; denn sein Geist überflügelt Alle, seine Gewandtheit beherrscht Alle; sein Muth ist im Stande, Alle zu beseelen; allein unter Portugals Adel kenn' ich Viele, die mit dem neuen Regiment unzufrieden sind. Da ist Dom Soares de Alarcano, den Braganza aus alter Feindschaft haßt, der keine Aussicht hat, je eine hohe Stufe zu erklimmen, zu der ihn doch sein Ehrgeiz treibt; ihm gleich denkt der Graf von Tarouca, der mehr Charakterkraft in sich vereint, als zehn Alarcano's. Auch ihm ist jedes Steigen verboten und verwehrt. Ein langer Proceß mit Braganza um ein werthvolles Landgut, den Braganza gewann, hat ihn zu des Hauses unversöhnlichem Feinde

gemacht. Ich nenne Euch den Grafen Armamar, des Erzbischofs Neffen, der auf jeden Wink seines Auges lauscht, und Val de Reys und Castanhera. Man hat letztere Beide ganz bei der Besetzung der Ehrenämter übergangen; das vergessen sie Joao de Braganza nie. Zu dieser Gesinnung zählen sich von der hohen Geistlichkeit die Prälaten Dom Louis de Mello, erwählter Bischof von Malacca, Francisco de Faria, Bischof von Martvica, Dom Antonio de Mandoza, Commissär der Cruciata, und Dom Juan, General des Ordens des heiligen Täufers Johannes, und vom Adel viele Andere noch. Die Geistlichkeit, die mit dem heiligen Officium in Verbindung steht, der Großinquisitor an ihrer Spitze. Zwei Andere kenn' ich, die von großem Gewichte sind durch Talent und ihre Brauchbarkeit, Dom Belchior Correa de Franca, der am Vermögen Schiffbruch litt und auf ein Amt rechnete, das er nicht erhielt, und der alte Dom Agstinho Manoel, dessen unruhiger Geist nach jeder Gelegenheit hascht, die ihm neue Thätigkeit und Auskommen auf lange Zeit zu sichern verheißt. Legt Eure Majestät die volle Macht, nach Gutdünken zu handeln, in des Erzbischofs Hand, gelobt Ihr, gut zu heißen und zu vollziehen, was er verspricht, dann sichere ich mit meinem Leben den Erfolg."

„Vortrefflich," sprach der König. „Harret nur wenige Tage, und Ihr sollt Alles mit Brief und Siegel haben." Auch Olivarez stimmte dem Allem bei. Mit einem Heere sollte dann Silva in das Land fallen; die Gallego's sollten in Lissabon für die Sache gewonnen und thätig werden, und der Erfolg stand in vollem Glanze vor ihrem Auge.

Das Alles wurde reiflich hin und her besprochen und erwogen, bis man völlig einig und im Klaren war.

Der König, der bis jetzt gestanden, ließ sich in einen Lehnstuhl nieder. „Sagt an, Dom Baeza, was war wohl die nächste Veranlassung des Aufstandes?"

Baeza erzählte nun von Vasconcellos' schändlichen Thaten. Er erzählte selbst den Angriff auf sein eigenes Kind. Hierbei nannte er den Namen Noranha.

„Wer ist dieser Carlos Noranha?“ — fragte der König. „Irre ich nicht, so kam sein Name auch in den Berichten der Herzogin von Mantua vor!“

Olivarez bestätigte das und ließ sich über die glühende Liebe für Portugals Befreiung, über die unbeugsame Festigkeit seines Charakters und die Entschiedenheit aus, mit der er stets der Regierung entgegengetreten und der Liebling des Volkes dadurch geworden sei.

„Mir scheint's, als ob der Mensch uns sehr gefährlich werden könnte,“ sprach der König. „Er ist, wie Ihr sagt, schlau und gewandt. Ist er des Erzbischofs Verwandter?“ —

„Sein Neffe väterlicher Seits,“ sprach Olivarez.

„Aber,“ versetzte Baeza, „sein entschiedener Gegner.“

„Desto schlimmer,“ bemerkte der König. „Gibt's denn kein Mittel, ihn in unser Netz zu ziehen, oder doch unschädlich zu machen?“ —

Baeza lächelte. „Ich wüßte wohl eins,“ sagte er; „doch bin ich ihm zu hohem Danke verpflichtet.“

„Welches?“ fragte hastig Olivarez. „Ihr wisset, Dom Baeza, daß Seine Majestät die Opfer würdigt, die Ihr gebracht habt, jetzt bringet und noch bringen werdet.“

„Er hat mein Kind aus Vasconcellos' Händen gerettet,“ fuhr Baeza fort, „und ich müßte nicht die Augen meines Vaters geerbt haben, um nicht einzusehen, daß die Schönheit meines Kindes ihn bezaubert hat. Aber sie ist schuldlos und gut. Vielleicht, daß hier das Mittel gefunden ist, ihn in das Interesse zu ziehen.“

Olivarez und der König billigten es höchlich, und bald darauf entließ Beide der Monarch.

Olivarez, so ärgerlich ihm auch der Umstand war, daß Baeza zuerst zum Könige ging, sah doch dessen ungemeine Brauchbarkeit, ja seine gänzliche Unentbehrlichkeit ein, und suchte ihn auf alle Weise zu fesseln. Er zeigte ihm Handelsvortheile in der Ferne, die den Kaufmannsgeist des Juden rege machten. Er ließ ihn,

ahnend, daß es bei ihm mit dem angenommenen Christenthum nicht weit her sei, Vortheile für die Juden sehen, die ihn mit hoher Freude erfüllten, und schrieb dem Erzbischof in einer nur ihm und diesem lesbaren Zeichenschrift, daß er ja diesen Hebel möge anwenden, der so Außerordentliches verheiße.

Baeza sah eine goldene Zeit vor sich, eine reiche Ernte für sich und er war von ganzer Seele für die Sache. Ihm, dem es leicht war, jede Maske vorzunehmen, wenn es seinen Vortheil galt, sollte selbst des Kindes Schönheit, — er ahnete nicht, daß auch ihr Herz in heißer Liebe glühe, — dienen, den edlen Retter seines Kindes für die Sache seines Vortheiles zu gewinnen.

So waren acht Tage aus zweien geworden, die er in Madrid hatte weilen wollen und am neunten trat er seine Rückreise an, reichlich mit Briefen und Depeschen versehen, und noch reicher an Hoffnungen.

Ein Tag hatte Portugals und Lissabons ganze Zukunft entschieden, hatte die Ketten des Volkes gebrochen und seinen heißen Wunsch erfüllt. Freudig brachte es seinem König jedes Opfer. Man sah in Lissabon die Bürger ihr goldenes und silbernes Geräthe freiwillig in die Münze tragen, daß es geprägt und zu des Vaterlandes Bestem verwendet werde. Hatte früher in Spaniens Heeren zu dienen, die Portugiesen empört, jetzt ergriff Jeder frohlockend die Waffen, um für den neuerwählten, für den vielgeliebten König, aus ihrer Könige altem Stamme, und für das Vaterland zu kämpfen, wenn Spanien es versuchen sollte, das Volk und Land wieder zu unterjochen.

Sechzig Jahre des Druckes, sechzig Jahre, in denen jene teuflische Maxime Philipps II., daß es ehrenvoller sei, Herr eines zu Grunde gerichteten, aber sicheren, als der eines blühenden und mächtigen Staates zu sein, welchen man nur mit Gefahr im Zaume halten könne, Regel für seine Verwalter gewesen, hatten

das Volk zur Einsicht, zur Erkenntniß gebracht, was es früher besessen unter seinen eigenen Königen, und eine Abneigung, einen Haß gegen Spanien begründet, der bodenlos war. Lieber untergehen, als wieder eine Provinz Spaniens werden, das war sein Losungswort. Und doch hatte diese Revolution kein Blut gekostet, als das eines Verworfenen und zweier Anderen, die seines Gleichen waren und der Volkswuth zum Opfer fielen, die aber längst der Volkswuth anheimgefallen waren. Ein neuer Geist war rege geworden. Wenn auch Portugals Macht klein war gegen die Spaniens, es fühlte sich stark in seiner Vaterlandsliebe, in seiner Bürger Eintracht und fürchtete nichts für seines selbstständig gewonnenen Reiches Fortbestehen.

Die Tage des Decembers waren Festtage, Tage der Lust. Man sah nur frohe Gesichter, nur glückliche Menschen.

Einer nur ging düster umher, still, in sich gekehrt und schweren Herzens. Es war Dom Carlos Noranha.

Konnte er froh sein mit den Fröhlichen, da ihm das Glück des Lebens untergegangen, das kaum so jugendfrisch erblüht war? — Mußte die Entdeckung, daß Dina eine Jüdin sei, nicht seine Seele tief erschüttern? Und war sie, zu der das ganze Herz ihn zog, nicht verschwunden? Er zerbrach sich den Kopf, was Baeza bewogen haben konnte, sein Hausgeräthe selbst zu zerstören und zu fliehen; denn daß dies geschehen war, konnte von ihm, nachdem er der Beweise so viele hatte, gar nicht mehr bezweifelt werden. Sollte er Dina's Liebe zu Dom Carlos entdeckt, sie ihm bloß haben entrücken wollen, um jene zu dämpfen? Das war ihm wohl die genügendste Erklärung des Räthsels.

Wie dem aber auch sein mochte, sie wieder zu haben, diese Sehnsucht erfüllte sein Wesen ungetheilt. Zu der Sehnsucht des Herzens gesellte sich nun, seit er sich durch die Entdeckung des Tempels überzeugt, daß Baeza noch Jude sei, der edle Beweggrund, die reine Seele in die Arme des Heilandes zu führen, sie zu retten — sich zu gewinnen.

Darum forschte er mit aller Sorgfalt nach allen Richtungen hin. Endlich brachte ihm der treue Schwarze, Hamid, eine befriedigende Kunde. Man hatte sie am Morgen des ersten Decembers in der Richtung von Mafra entfliehen sehen. Schnell warf sich Dom Carlos auf ein gutes Pferd und flog nach Mafra, die Spur zu verfolgen. Nach vielem Forschen endlich entdeckte er, gerade in jener Zeit, als Baeza die weite Reise nach Madrid angetreten, ihren Aufenthalt. —

Es war ein Landgut, jenseit Mafra, im Gebirge, welches Baeza sich erkauft, und wo er, wenn irgend eine Gefahr drohen sollte, seine Schätze, sich und die Seinen in Sicherheit bringen wollte. Dorthin war er geflohen mit seinen Reichthümern und seiner Tochter und Schwester, als er die ihm, dem von Spaniens Herrschaft so gewaltigen Vortheil ziehenden Handelsmanne, drohende Gefahr sah; denn er fürchtete nichts weniger, als Hinmordung aller vom Volke so furchtbar gehaßter Menschen. Daß auch er zu ihnen gehöre, wußte er wohl. Hatte ja er doch fast alle Handelsgeschäfte Lissabons allein in seiner Hand! Wußte er ja darum doch, wie ihn der Handelsstand haßte; aber er, als Anhänger der spanischen Partei und Gewaltherrschaft, konnte die Liebe des Volkes im Allgemeinen um so weniger besitzen, als man ihn zugleich als heimlichen Juden verabscheute. Obwohl Niemand daran denken mochte, ihm irgend Arges zuzufügen, so fühlte er sein Gewissen doch belastet, war überzeugt, daß wenigstens das Volk Ursache dazu haben mochte. Sein Alles schlau berechnender Verstand ließ ihn daher für diesen Fall eine Auskunft finden. Er nämlich und seine Diener zerstörten alles überflüssige Geräthe, bedeckten damit die Böden aller Zimmer und Gänge in seinem Landsitz, um die etwa Eindringenden und Plündernwollenden irre zu leiten, als seien schon Vorgänger in ähnlicher Absicht dagewesen und als sei Nichts mehr zu finden, nachdem Jene Alles zerstört. Dann hatte er schnell sich über den Tajo setzen lassen und war am jenseitigen Ufer dem Zufluchtsorte zugeeilt. Bald genug überzeugte

er sich, daß seine Furcht ungegründet gewesen. Daher kehrte er, zwar nicht selbst, zurück, denn dazu ließen ihm die sein Gehirn durchkreuzenden Pläne keine Zeit, wohl aber sandte er zwei bewährte Diener seines Hauses nach Lissabon, die Alles wieder in seinen vorigen Stand setzten.

Dom Carlos konnte der Sehnsucht nicht gebieten, die ihn trieb, Dina wiederzusehen. Unverweilt trat er, allein von Hamid begleitet, die Reise in's Gebirg an.

Es war an einem heitern Morgen, als er nach einem mühsamen Ritt in der Nähe des Guts anlangte, wo er seine geliebte Dina wiederzufinden hoffte. Was auch sein Verstand geltend machen mochte, das Herz überflügelte jede Rücksicht. So trat er klopfenden Herzens in den Garten ein, der das Haus von allen Seiten umgab. Niemand zeigte sich ihm. Endlich bog er um eine Ecke, und vor ihm saß, unter dem Schirm einer ungeheuren Kastanie, den schönen Kopf in die Hand gestützt, Dina, deren Wangen bleich waren, aus deren schönen Augen Thränen in das von Thau beperlte Gras zu ihren Füßen träufelten. Er stand gefesselt. Der Anblick war unbeschreiblich reizend. Waren es Thränen, die ihm galten? Dem Schmerz, ihn so lange nicht wiedergesehen zu haben? — Sein Herz sagte unberufen, aber aus einer in seinem Innern wohnenden Ueberzeugung: Ja. Waren die sonst sanft gerötheten Wangen so bleich, weil er so gar Nichts von sich hören ließ und sie sich von ihm vergessen glaubte? — Auch hier sprach sein Herz ohne alle Eitelkeit den bejahenden Spruch.

Ein Geräusch, das der Morgenwind verursacht, ließ sie ihr schönes Haupt erheben. Jetzt erblickte sie den Geliebten. Laut aufjauchzend flog sie ihm entgegen, breitete die Arme nach ihm aus — aber als sie vor ihm stand, da sanken sie matt herab, und die Gluth jungfräulicher Scham übergoß ihr Antlitz mit Blut.

In überwallendem Gefühle zog er die Erglühte an seine Brust. Im Uebermaße des Entzückens bedeckte er Lippen, Augen, Wangen mit seinen Küssen. „Dina, meine Dina!" rief er jubelnd aus, „so hab' ich Dich endlich wieder!"

Leise entwand sie sich den umkettenden Armen des Berauschten. Sie sprach nicht; aber ihr Auge sprach die Sprache, die jedes Herz versteht, weil sie das Herz spricht und das Auge nur der treue Zwischenträger und Vermittler ist.

Sie zog ihn zu dem Baume, wo eine Bank sie aufnahm, und hier erzählte sie ihm den Schrecken, den sie ausgestanden, die namenlose Angst seinetwegen, bis sie zufällig erfahren, daß er den König von Villa-Viciosa nach Lissabon geführt und begleitet habe.

„Ach," sagte sie und sah ihn schmerzlich an, „er wird Euch noch höher erhoben haben, als schon stand und Geburt Euch erhebt, also daß die arme Dina es nicht mehr wagen darf, ihr Auge zu Euch zu erheben?"

„Nein, meine Dina, Du irrst. Kein Ehrgeiz beherrscht meine Brust — sonst hätte ich wohl andere Gelegenheit gehabt, ihn zu befriedigen; nein, ich nahm nie und werde nie ein Hofamt bekleiden; aber warum fließen Deine Thränen, Dina?"

Sie legte ihr schönes Haupt an seine Brust und brach in lautes Schluchzen aus. —

Auch seine Brust ergriff ein unnennbar schmerzliches Gefühl. Es trat jener heimliche Tempel vor seine Seele — Dina war eine Jüdin — wie durfte er sie lieben?

„Ihr waret in unserm Hause?" sagte sie endlich leise und sah ihn mit Beklommenheit an.

„Ich war dort, Dina," entgegnete Dom Carlos. „Ich suchte Dich in jedem Winkel."

Ihr Herz pochte hörbar; ihre Hände faßten krampfhaft die seinen. Sie neigte sich weit vor, um in sein Auge blicken, darin das, was sie fürchtete, lesen zu können.

„Ich kam," fuhr er fort, „auch in jene Stube, wo das Bild hängt — — und — schob es weg" —

Ein fürchterlicher Angstschrei entfuhr der gepreßten, angsterfüllten Brust. —

„Und — und, o Dom Carlos, redet aus!" —

„Und fand, was ich nie gesucht, nie erwartet — einen jüdischen Tempel!“ sagte er.

Dina's Haupt sank auf ihre Brust herab. Ihre Thränen rannen. Lange Zeit saß sie so stille da. Noranha fühlte einen tiefen, stechenden Schmerz in seinem Innern.

Endlich richtete sich Dina auf und sah ihn mit thränenfeuchtem Auge an.

„Was Ihr nie erwartet?“ fragte sie. „Wohl, Dom Carlos Noranha, ich lese in Eurer Brust. Ihr seht in meinem Vater den heimlichen Juden, den Heuchler, den Verachteten — und in mir — sein Kind. O, Ihr seid edel und gut; blickt hin auf unser armes, verfolgtes, mißhandeltes Volk, das keine Heimath mehr hat im Lande der Verheißung, nirgends mehr ist, als Fremdling, dem man nicht einmal gestattet, in seiner Väter Weise seinen Gott zu verehren; das man auf die Schlachtbank schleift, wenn es nicht zu der Christen Bräuchen sich hält, und sprecht dann, ist es zu verdammen, wenn es das Kleinod seines Glaubens festhält? Wenn es aus Zwang fremden Formen huldigt? — Hat die Welt ein ähnliches Beispiel, daß ein Jahrtausend des glühendsten Hasses auf einem Volke lastet, und es doch, schuldlos das Schrecklichste erduldend, treu hält an dem, was mehr gilt, als Alles, was die Erde beut? — Denkt Euch in die Stelle, und könnt Ihr dann, so werft den Stein auf uns, auf meinen Vater!“

„Und Du? — Dina, sprich, und Du?“ — fragte Dom Carlos.

„Ich?“ sagte sie, und ihr seelenvoller Blick ruhte auf ihm, „ich bin treu dem Glauben meiner Väter.“

„Und doch dienst Du unserm Gott?“ fragte er, „erzogen in der Lehre und im Geiste seiner Kirche.“

„Verehret Ihr einen anderen Gott als wir?“ fragte sie und wurde bleich vor Schrecken. „Ist es nicht der Gott der Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit, an den Ihr glaubt und dem Ihr dient? Nicht der Gott, der Himmel und Erde erschuf und sie erhält und

regiert? Nicht der Gott, der zu Abraham sagte: Wandle vor mir und sei fromm? Nicht der Gott, dem Gehorsam lieber ist, denn Opfer? — O, das ist es ja, was es mir möglich machte, auch in Euren Tempeln ihm zu dienen, ihn zu verehren, der Gedanke, daß es derselbe Gott ist, den wir auch verehren!“ —

Dom Carlos gerieth in eine starke Verlegenheit. Er sah sich von der religiösen Erkenntniß der Jüdin in die Enge getrieben. Zwar bot er Alles auf, so weit seine christliche Erkenntniß reichte, sie zu überzeugen von der Wahrheit, daß der Sohn Gottes im Fleisch erschienen sei, die Welt zu erlösen, und daß sie vergebens des Messias harreten, der in Christus gekommen, in dem alle Verheißung der Propheten erfüllt sei.

Sie hörte gläubig zu. Sie ließ sich gerne von Christus erzählen, von seiner Liebe, von seiner Milde, von seinem segensreichen Wirken, von seinem Leiden — aber als Dom Carlos auf die besonderen Lehren seiner Kirche kam, da brach sie ab und bat ihn, nicht in sie zu dringen. Sie wolle, sagte sie, treu ihrem und seinem Gotte leben, aber an Heilige, an Sündenvergebung durch die Priester und dergleichen Lehren könne sie nie glauben; es widerstrebe ihrer Vernunft, ihrer Gotteserkenntniß.

„Ach, muß denn,“ sprach sie mit tiefem Gefühle, „da, wo ein Herz voll Liebe im anderen aufgeht, auch der religiöse Glaube Eins sein? Der Glaube in einzelnen Lehren? Sind wir denn nicht Eins in der Hauptsache, in der Verehrung des einzigen wahren Gottes und im Erfüllen seiner heiligen und heiligenden Gebote, wie im Glauben an ein Jenseits, wo jede Schranke fällt? Dürfen wir uns denn nicht rein und innig lieben ohne dies?“

Dom Carlos zeigte ihr mit klaren Worten, wie im Christenthum allein das Heil aller Welt gegeben sei, allein die Erlösung, Versöhnung, Heiligung. Je länger er sprach, je seelenvoller seine Worte, je eindringlicher. Es war, als ob der Prophetengeist über ihn gekommen sei, eine Salbung von oben. Dina hing an seiner Lippe mit ihrem Auge. Es dünkte ihr, es spräche ein höheres

Wesen aus ihm, es würde ihr eine neue Offenbarung zu Theil. Er legte ihr den Sinn der Bräuche seiner Kirche aus. Es floß die Rede aus dem Herzen, und wenn sie auch zum Herzen drang, Dina's klarer Verstand grübelte, fragte und brachte ihn oft wieder in nicht geringe Verlegenheit, da seine Theologie auf schwachen Füßen stand. —

Er bat sie, nachzudenken. Er beschwor sie, die Lehren des Christenthums anzunehmen, um so seinem Herzen näher zu stehen.

Die Unterredung hatte lange gewährt. Editha störte sie. Ein tiefer Ernst lag auf ihrer Stirn, und ein schmerzlicher Zug um ihren Mund zeigte, daß ihr Herz litt.

Auch zwischen die beiden Liebenden war eine unsichtbare Scheidewand getreten. Jener innige Herzensverkehr war gehemmt. Dina war ernst. Man konnte es wahrnehmen, daß in ihrem Innern eine heftige Bewegung stattfand. Auch Dom Carlos war bewegt. Er verließ frühe noch die stille Wohnung der Geliebten und trug sein Weh wieder in die Räume des Schlosses Matos.

Die Revolution, welche Portugal die Freiheit gebracht, nöthigte die Adelantada Margaretha von Mantua, in ein zwar ehrenvolles, aber dennoch drückendes Gefängniß sich zu begeben. Der Erzbischof von Lissabon, dem das Volk bis zur Ankunft des Königs Dom Carlos de Noranha zugeordnet und die Zügel der Regierung übergeben hatte, war mild, wie Dom Carlos, gegen die Fürstin, deren Scepter gebrochen war, wie ihr Stolz und ihr Herz; denn dieses Ereigniß raubte ihr Macht, Ansehen und den Geliebten — Vasconcellos. — Sanft und mild bat sie der edle Erzbischof, sich in die Verhältnisse zu fügen; allein sie gerieth außer sich, so daß selbst Dom Carlos ein hartes Wort sprach, das die Fürstin überzeugte, die Tage der Macht seien vorüber — und nun hatte sie bloß Thränen. So stieg sie in die Sänfte, welche man für sie hatte bereiten lassen, und man brachte sie mit ihrer nächsten Umgebung nach dem Kloster Necessidades.

Diesen Rücktritt empfand, außer der Herzogin, Niemand so tief und schmerzlich, als der Erzbischof von Braga, Dom Sebastian de Matos=Noranha, Portugals Primas. Ein Haß, dessen Tiefe bodenlos war, erfüllte sein Herz gegen seinen Neffen Carlos Noranha; denn diesen sah er als den Urheber der Umwälzung der Verhältnisse an. Treu ergeben dem spanischen Hofe, war aus seinem Herzen jede Liebe für das eigene Volk und Vaterland gewichen. Sein reizbares, leidenschaftliches Wesen war auf's Höchste gesteigert, sein Mitleid mit der Herzogin, die er liebte, machte ihn jeder That fähig. Unersättliche Rachsucht nährte er für das Haus Braganza, dessen Sterne jetzt hell leuchtend aufgingen. Diese Rachsucht wandte sich jetzt mit gleicher Kraft gegen Dom Carlos, der Braganza zum König proclamirte, ihm nach Villa=Viciosa entgegenging, und ihn im Triumph in Lissabon einführte. Bald hatte Alles eine andere Gestalt gewonnen in Lissabon, wie im Reiche; aber die tiefste Ruhe herrschte, gleich als ob ein Ereigniß, wie das vorgefallene, durchaus nicht stattgehabt.

Dom Sebastian de Noranha schloß sich, da man ihm den Zutritt zu Margarethen von Mantua verweigerte, in seinen Palast ein, nahm an keiner Feierlichkeit Antheil und nährte seinen Grimm im Stillen, über finstern Plänen brütend. Nur seine gleichgesinnten Freunde, die Vorsitzer des heiligen Officiums der Inquisition, sah er bei sich, die Prälaten Dom Louis de Mello, den Erzbischof von Malacca, Dom Francisco de Faria, Bischof von Martiria, den Ordensgeneral, und eine kleine Zahl von Männern, deren Geschick an die spanische Herrschaft geknüpft, oder die Braganza dadurch, daß er sie ohne Würden ließ, gegen sich aufgebracht. Unter diesen war Pedro de Baeza Derjenige, dessen schlauen Unternehmungsgeist, dessen eiserne Beharrlichkeit er am besten zu benutzen hoffte.

Was in seiner Seele vorging, vertraute er diesem an. Es war der Plan einer völligen Wiederherstellung der spanischen Herrschaft. Mit Freuden nahmen Alle diesen Plan auf, da der Erzbischof ihnen Allen eine glänzende Zukunft wies, ja sogar so

weit seine sonstige Unduldsamkeit verleugnete, Baeza besondere Vortheile für die Ausübung der Religion seiner Väter und die Duldung seines Volkes zuzusichern. Wohl erkannte es der Erzbischof, daß er dieses Mannes nicht entbehren könne; schon darum, weil seine Reichthümer nothwendig waren, das in's Werk zu setzen, was er beabsichtigte! Sobald daher der Erzbischof sich des Kreises der Getreuen versichert, sandte er Baeza heimlich nach Madrid ab.

Während dies im Stillen vorbereitet wurde, hatte sich der Zustand der Verwaltung mit wunderbarer Schnelligkeit geregelt. Die tüchtigsten Männer des Volkes standen an den Stellen, wohin Talent und Vertrauen sie rief. Willig gehorchte das Volk, willig brachte es die schwersten Opfer. Freude durchwogte alle Adern des Volkslebens und eine junge, frische Kraft zeigte sich überall in den herrlichsten Früchten und Erfolgen.

Wie es Braganza's Wunsch war, daß ohne Blutvergießen die Umwälzung vor sich gehe, so erfüllte er den daraus hervorgehenden treu, seine Regierung nicht durch Druck und Verfolgung derer herabzuwürdigen, welche Anhänger der Adelantada gewesen und im spanischen Interesse das Ihrige gefunden. Man ließ, ihre Ohnmacht kennend, sie stille gewähren; dachte aber auch kaum daran, daß ein so mährchenhafter Plan in ihren Köpfen könne ersonnen werden, einen Versuch zur Wiederherstellung einer Macht zu wagen, die das ganze Volk gegen sich, nichts für sich und nicht einmal hinlängliche Kräfte und Mittel besaß, sich geltend zu machen.

So kam es denn, daß der König die Haft Margaretha's von Mantua sehr milderte, daß er dem Erzbischof gestattete, sie im Kloster Necessidades ungehindert zu besuchen, wann und wie er wollte, und nichts unternahm, was nur in der Entfernung darauf hätte gedeutet werden können, als beobachte man jene Feinde der neuen Ordnung der Dinge.

Dom Sebastian de Noranha war verblendet genug, dies als Ohnmacht anzusehen und zu deuten. Ja, er ging noch weiter, er

sah darin eine gewisse Scheu, eine gewisse Furcht, welche aus dem Bewußtsein der Ungerechtigkeit des Unternehmens und der Unrechtmäßigkeit des jungen Thrones hervorgehe.

Mit der größeren Sicherheit wuchs sein Muth. Er erschien wieder öffentlich, er kam in den Staatsrath. Sein hoher, unbändiger Geist, genährt durch jene falschen Voraussetzungen, mochte es nicht ertragen, sich öffentlich Zwang anzuthun und seiner Zunge Fesseln anzulegen. Sein im Herzen gehegter Zorn und Grimm gegen Joao IV. nahm nun mit jedem Tage zu; denn überall sah er die Zweckmäßigkeit neuerer Einrichtungen, die freudige Aussicht des Aufblühens des Staates und Landes, und die bis zur Anbetung gesteigerte Liebe des Volkes für seinen Regenten. Das war zu viel für ihn, um es stille zu verwinden. Laut und öffentlich tadelte er diese Einrichtungen; ohne alle Klugheit und Mäßigung war sein bitterer Tadel. Der König, wohl berechnend, wie wohlgethan es sei, den finstern Feind zu gewinnen, bot oft, bot überall die Hand zur Aussöhnung; aber der Erzbischof verwarf jeden Antrag mit Hohn und Verachtung und steigerte nur noch seine Keckheit.

Von diesem Zeitpunkt an ließ man den eigensinnigen, hochfahrenden Prälaten seinen eigenen Weg gehen, den er denn auch in gerader Richtung zum Ziele seiner ehrgeizigen Entwürfe einschlug, ohne irgend eine Rücksicht zu nehmen; denn er haßte Lissabon, Portugal, die ganze Welt; dennoch aber verschmähte er es nicht, jede Gelegenheit zu ergreifen, die Saat seiner Entwürfe auszustreuen. Mißtrauen gegen die Regierung zu erregen, Zweifel in ihre lautere Absichten, das war sein eifrigstes Bemühen. Bei jedem Anlasse gab er zu verstehen, wie unsicher es doch im Ganzen sei, auf die Festigkeit und Dauer aller dieser neuen Zustände und Verhältnisse zu bauen. Es sei Thorheit, sprach er unverholen aus, zu glauben, daß ein armer Herzog, wie Johann von Braganza, es mit dem Colosse der spanischen Monarchie aufnehmen könne, die ihn im ersten Anlauf erdrücken müsse. Und wer, fragte er, sich den Anschein von Vaterlandsliebe gebend, müsse dann für den Frevel

der Unbesonnenen und Aufwiegler büßen, als sein theures Vaterland, sein geliebtes Volk? Er wies auf den Mangel an Hülfsmitteln hin, auf die man etwa zählen zu können meine; er fragte nach den Männern, die es in Staatsklugheit mit den außerordentlichen Geistern aufnehmen könnten, welche Spanien ihre Kräfte weihten, und an deren Spitze Olivarez stehe? Er zog eine Parallele zwischen dem öffentlichen Credite, den Reichthümern, den Kriegsheeren und Verbindungen Portugals und Spaniens, und zeigte in der Ferne, wie ein Prophet, des Vaterlandes Geschicke, wenn nun Spanien in die Schranken zu treten beginne. Er sähe, fuhr er fort, nur einen möglichen Ausgang dieser unreifen, heillosen Unternehmung. Das Unheil nämlich, dem man zu entrinnen gedacht habe, die gänzliche Verschmelzung Portugals mit Spanien komme immer näher, sei immer weniger abzuwenden und die Stunde könne unmöglich ferne sein, wo Spaniens rächender Arm das Schwert der Vernichtung über Portugal schwinge. Die Portugiesen hätten es unerträglich gefunden, die begünstigten und väterlich behandelten Unterthanen der katholischen Könige zu sein; sie hätten willkürlich aufgehört dies zu sein, und nun nichts weiter zu erwarten, als ihre Sclaven zu werden.

Daß eine solche Saat, begünstigt durch die Macht der Rede, hervorgehend aus wirklicher Ueberzeugung, nicht auf den Felsen fiele, sah Dom Sebastian mit innigem Behagen. Bei Vielen, deren sanguinische Hoffnungen nicht hatten erfüllt werden können und die sich dadurch bitter getäuscht fanden, faßte die Saat Boden, keimte, wuchs und trug Frucht, sie in des Erzbischofs Bande leitend. Die Verbindung mit ihm, der des Hofes Gunst besessen und jetzt sein volles Vertrauen besaß, zeigte ihnen bei guter Zeit noch den Anker der Rettung, um bei nahendem Sturme nicht zerschellt zu werden.

Mit aller Schlauheit suchte er die geheimsten Neigungen dieser Menschen zu erforschen, um sie demgemäß behandeln zu können.

Als nun Baeza zurückkehrte und die Schreiben Philipps und Olivarez' überbrachte, nebst den Instructionen, wie in besonderen Fällen zu verfahren sei; als nun der stolze Erzbischof die Gewißheit hatte, daß man sich ihm ganz hingäbe, alle Hoffnung auf ihn setze, alles billige, was er bis jetzt gethan, und den Weihrauch athmete, den eine schlaue Politik ihm streute, da kannte er und gönnte sich keine Ruhe mehr, um seine Pläne in's Werk zu setzen.

Tagelang verkehrte er mit Baeza, der mit den Seinigen bei voller Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums auf sein Landhaus zurückgekehrt war, und mit Dom Soares de Alarcano. Diesen schloß sich späterhin der junge Graf von Tarouca an. Beide hatten die Absicht, die Herzogin von Mantua, welche trotz ihrer Reclamationen durch den Erzbischof ihre Freiheit nicht erlangen konnte, zu entführen. So schwer es auch dem Erzbischof wurde, der in ihr gerade ein mächtiges Vehikel seiner Absichten erblickte, der mit glühender Leidenschaft an ihr hing, dies zuzugeben, so widerstand er doch ihren endlosen Bitten nicht und willigte endlich ein.

Die günstigsten Umstände vereinigten sich dazu, das auszuführen. Der König, die beiden Edelleute als Mißvergnügte kennend, wünschte sie sich zu gewinnen. Um dies zu erreichen, bot sich gerade jetzt eine sehr erwünschte Gelegenheit. Zwei Statthalterschaften in den portugiesischen Besitzungen in Afrika waren erledigt. Zu diesen ernannte der König Alarcano und Tarouca. Die Zeit ihrer Abreise war bestimmt, das Schiff, das sie überfahren sollte, lag auf der Rhede vor Lissabon.

Die Verschworenen wurden einig, daß die Herzogin heimlich in der Nacht auf Baeza's Landsitz sich begeben sollte. In einer Barke sollte sie alsdann dort von ihren Begleitern abgeholt, in Männerkleidung auf das Schiff gebracht und so nach Cadix eingeschifft werden.

In der Kleidung eines Dieners des Erzbischofs sollte sie aus den Mauern von Necessidades entfliehen und Geld die Augen der Wache schließen, welche an der Klosterpforte stand.

Alles war bereit. Schon graute der Abend, der zur Ausführung bestimmt war.

Ehe noch die Sonne schied, kam der Erzbischof in das Kloster. Die Herzogin war in heftigster Bewegung. Sie vermochte kaum, den Abend abzuwarten, der dieses Mal unendlich zu zögern schien.

Auch Baeza traf im Kloster ein. Er sollte die Fürstin geleiten und den beiden Rettern am Tajoufer überliefern.

Wohl hatte mit scharfem Blicke der Erzbischof die Wache gemustert, die am Thore stand. Es war ein junger Mann von schwermüthigem Aussehen. Kummervoll waren seine Züge und düster sein Blick. Es war Jayme, der unglückliche Jüngling, in dessen Armen Bella gestorben war, der seitdem, jede Hoffnung aufgebend, aber voll glühenden Hasses gegen Spanien, die Waffen für sein Vaterland und seinen König ergriffen hatte. Die Hoffnung war es, welche ihn dazu vermocht, daß bald ein wilder Kampf entbrenne, wo er dann den Tod finden würde, nach dem sein Herz sich sehnte. Bella's Vater war gestorben, auch der seine war hinüber gegangen — so hatte die Welt nichts mehr für den Armen; aber sein Herz hing am Vaterland und an Dom Carlos Noranha mit schwärmerischer Liebe. — Er kannte durch Bella den Edeln. — Mit scharfem Blicke musterte er die Ein- und Ausgehenden.

Allmälig senkte sich die Finsterniß auf Lissabon herab. Jayme, der besonders die Herzogin haßte, weil sie einst mit Vasconcellos verbunden war, hatte gerade diesen Abend eine ungewöhnliche Bewegung bemerkt. Es war ihm befremdend, da er, öfters hier Wache haltend, Aehnliches noch nicht wahrgenommen. Er unterließ es nicht, seinem Offiziere davon Anzeige zu machen. Es war Antonio Pinto-Ribero, Dom Carlos Noranha's Freund. Auch dieser wurde aufmerksam und begab sich selbst auf den Posten. Noch nicht lange war er da, als Baeza aus dem Thore trat, von einem Fackelträger begleitet, dessen Gesicht ein breitkrämpiger Hut dem Blicke verdeckte. Dem geübten Blicke Ribero's entging die

Aengstlichkeit des Juden nicht. Er vermuthete irgend ein Geheimniß, das er jedoch noch nicht einmal ganz argwöhnte.

„Halt!" rief plötzlich Jayme, der durch ein Vorwärtsbeugen des Kopfes das Gesicht des Fackelträgers gesehen.

„Halt!" rief jetzt auch Pinto-Ribero und trat vor.

Die Fackel entsank den Händen des Dieners, allein schnell warf Jayme seine Hellebarde auf die Seite und ergriff die Fackel, schwang sie blitzschnell im Kreis und entzündete die erloschene Flamme wieder. Jetzt erblickte Pinto-Ribero die wohlbekannten, nur sehr bleichen Züge der schönen Adelantada, die mit einem Schrei des Entsetzens in seinen, sie auffangenden Arm sank.

Ribero's Ruf, kräftig und weithin hallend, brachte die nahe Wache in Thätigkeit. Bald waren sie von Menschen umringt.

„Faßt Baeza!" rief er, „und helft mir die Ohnmächtige in das Kloster zurückbringen."

Dies geschah zum größten Schrecken des Erzbischofs.

Schnell aber sammelte er sich und wollte, eine imponirende Weise und Haltung annehmend, Pinto-Ribero Vorwürfe machen, daß er Baeza's Diener auffange.

„Schweigt jetzt, Herr Erzbischof!" donnerte ihm der junge Mann zu, „und danket Gott, wenn Ihr nicht in sichern Gewahrsam gebracht werdet!"

Als die Lichter heller auf die Ohnmächtige fielen, erwachte sie; allein der Schrecken hatte sie fast ihrer Sinne beraubt.

„Hab' ich die Briefe noch?" rief sie, und griff nach der Binde, welche ihre Hüfte umschloß. Sie fielen heraus und Pinto-Ribero faßte sie; dann stellte er eine doppelte Wache vor das Kloster, ließ Baeza vor sich her führen und eilte nach dem königlichen Palaste auf dem Comerzio.

Schnell versammelten sich die Staatssecretäre zum Rathe des Königs. Die Briefe wurden erbrochen und das ganze Gewebe von Trug und schnöder Undankbarkeit enthüllte sich vor den erstaunten Blicken des Königs und der Minister.

Nun wurde eine Galeasse bemannt, die beiden Statthalter gefangen zu nehmen.

Diese hatten mit ihrer stark bemannten Barke an Baeza's Garten, da, wo einst Saavedra den schändlichen Versuch gemacht, die schöne Dina zu entführen, bis zur neunten Abendstunde gewartet; dann waren sie, als die Erwarteten nicht kamen, nach dem Schiffe zurückgekehrt, in der Hoffnung, daß vielleicht die Einschiffung der Herzogin im Hafen selbst gelungen sei. Das gänzliche Ausbleiben flößte ihnen endlich Mißtrauen am Gelungensein des Plans ein. Ein günstiger Wind schwellte die Segel und, auf eigene Sicherheit bedacht, ließen sie die Anker lichten. Als die Verfolger nahten, war das Schiff aus Lissabons Gesichtskreis, und statt in Afrika, landeten die Beiden bald darauf in Cadix, ihrem Könige den schweren Verlust eines Schiffes zufügend, an denen der Staat so sehr Mangel litt.

Bis tief in die Nacht blieben die Räthe bei dem Monarchen, über den Erzbischof berathend. Die Briefe waren aber vorsichtig verfaßt, so daß sie nicht wohl Grund fanden, ihn der Verrätherei zu beschuldigen. Joao IV., der gerne vergab, erließ um so lieber die Strafe, als er hoffen mochte, den Hartnäckigen zu gewinnen. Seiner Haft wurde er mit ernsten Warnungen zwar entlassen; allein die schwerste Strafe für ihn war das Verbot, Necessidades nicht mehr zu betreten und die strengere Haft der Herzogin von Mantua, welche er sich allein zuschreiben mußte. — Baeza aber, der der Verrätherei überwiesen war, wurde in den Thurm von Belem gebracht, um dort seine weitere Strafe zu erwarten.

Der Morgen des nächsten Tages vergoldete kaum Lissabons Thürme, als das Gerücht des schändlichen Verrathes sich durch die Stadt verbreitete. Vor dem Kloster Necessidades sammelte sich eine ungeheure Volksmenge, welche, von Rache glühend, verlangte, daß die Herzogin in das Fort Sanct Julian als Staatsgefangene

gebracht und der Erzbischof gerichtet werde. Nur mit Mühe vermochte Pinto-Ribero ihnen einleuchtend zu machen, daß nicht er, sondern allein der König ihnen willfahren könne.

So zog der stets wachsende Volkshaufe unter den wüthendsten Verwünschungen vor das königliche Schloß am Comerzio, wo ihr Wuthgeschrei fürchterliche Strafe für die Verräther des Vaterlandes forderte. Umsonst schickte der König seine Minister, das Volk zu beruhigen; Joao selbst mußte es über den Stand der Sache aufklären und zufrieden stellen. Wohl legte sich seine Wuth jetzt allmälig; aber es bildeten sich noch um Mittag Gruppen von Bürgern, welche die allzu große Milde des Königs als ein Unrecht ansahen. Erst da beruhigte sich das Volk vollständig, als die Herzogin von Mantua, zwar mit allen Ehren ihres Standes und allen zarten Rücksichten auf ihr Geschlecht, doch aber als Staatsgefangene, in das Fort Sanct Julian gebracht wurde.

Natürlich vergrößerte sich das Gerücht in's Ungeheuere, je weiter es der Mund des Volkes von der Hauptstadt trug. So kam es zu den Ohren Dom Carlos Noranha's, der in Matos' stillen Mauern ein Einsiedlerleben geführt.

Er eilte Lisboas Mauern zu, begab sich sogleich in das königliche Schloß, und vernahm aus dem Munde seines königlichen Freundes den Rettungsversuch des Erzbischofs und des Juden.

Dom Carlos war ergrimmt über die Ränke des Erzbischofs von Braga, seines Oheims. Er kannte diesen Mann genugsam, um vor ihm den König zu warnen, um ihn zu bestimmen, ihn scharf beobachten zu lassen. Daß der Jude für Jenen die Buße trage, sah Jedermann ein, und da man nicht ahnte, wie nahe er dem Primas des Reiches stehe, so bemitleidete ihn auch wenigstens diejenige Klasse, welche nicht von blindem fanatischem Hasse erfüllt war. Auch Dom Carlos gehörte zu diesen. Dina's Kummer über dies Geschick des Vaters, er konnte ihn ermessen — er sah im Geist ihr bleiches, leidendes Antlitz, ihre Thränen, und seine Phantasie schilderte ihm diesen Zustand so herzergreifend, daß er

sogleich den Entschluß faßte, Baeza zu retten. Er stellte darauf dem Könige vor, wie doch ein Gefühl tiefer Dankbarkeit in der Seele Baeza's ihn zu solcher That vermocht, und wie er deßwegen schon einer königlichen Gnade nicht unwürdig sei. Joao IV. erkannte das gern an; war auch nicht im Mindesten geneigt, ihn schwer zu strafen; allein er stellte Dom Carlos vor, wie es in diesem Augenblicke, wo der leiseste Verdacht des Volkes seine ganze Leidenschaftlichkeit erwecken würde, völlig unthunlich sei, Baeza frei zu geben; es stehe indessen dem nach einiger Zeit nichts weiter im Wege. —

Auf Baeza's Landsitz ahnte man nichts von dem, was sich in der Hauptstadt begeben. Ohnehin war ein unheilbringender Geist in die Räume, wo sonst der Friede und das harmloseste Lebensglück geherrscht, eingekehrt.

Editha, Jüdin von ganzer Seele und mit der ganzen Heftigkeit bejahrter Frauen dieses Volkes, war unglücklicher Weise Ohrenzeuge jener Unterredung gewesen, die Dom Carlos mit Dina geführt, als Baeza in Madrid sich befand. Sie hatte mit Beben vernommen, daß das Geheimniß, das sie und ihre Familie verderben mußte, wurde es anders der Inquisition bekannt, die jetzt weit strenger war, als selbst unter der spanischen Herrschaft, Dom Carlos kannte; sie hatte aber auch die ganze Macht und Größe der Liebe kennen gelernt, welche die Herzen der beiden Liebenden erfüllte. Ihr schwindelte, dachte sie daran, was aus dieser unglücklichen Neigung für ihren Liebling entstehen sollte. Mit innerem Widerstreben befolgte sie des Bruders Befehl, nach dem schönen Landsitze zurückzukehren, wo jeder Gegenstand Dina'n an das süße Glück mahnen mußte, das sie hier einst genossen. Indessen war sie, gehorsam dem Befehle des Bruders und zu Dina's größter Freude, dorthin zurückgekehrt. Sie fürchtete heimlich, Dom Carlos möge bald wiederkehren; allein sie sah ein, daß sie sich verrechnet hatte. Selbst in Lissabon war er nicht, das hatte sie erforscht. Beruhigt von dieser Seite, machte ihr Dina nun desto schwereren Kummer. Anfänglich war sie heiter, obwohl sie das Alleinsein liebte und in

süßem Schwärmen, im Schwelgen in den schönsten Erinnerungen ihres Daseins sich glücklich zu fühlen schien. Man sah es ihr aber bestimmt an, wie sie von Tag zu Tag einer heißern Sehnsucht sich hingab. Stundenlang stand sie an einem Fenster, das auf den Weg nach Lissabon ging. Sie sprach nichts über diesen Zustand ihres Herzens, aber ihre bleichenden Wangen, ihre tiefen Seufzer, ihre heimlichen Thränen sprachen mehr, als Worte. Auch von Dom Carlos redete sie nicht; allein wurde der Namen genannt, so flog eine frische Röthe über ihre Wangen und ein Blitz leuchtete aus dem Auge; aber er kam nicht und auch keine Kunde von ihm. Editha kannte die Quelle des Wehes und wagte es doch nicht, irgend etwas zu thun, es zu mildern.

Um diese Zeit kehrte Baeza zurück aus Spanien. Wohl verbreitete dies hohe Freude im Haus — aber trotzdem blieben Dina's Thränen und ihre Seufzer. Editha konnte nicht umhin, ihren Bruder mit Allem vertraut zu machen, und auch er erschrack ob der Kunde, daß seine List eine so gänzlich unerfreuliche Folge gehabt. Er war in Dom Carlos' Hand. Kam die Inquisition hinter sein Geheimniß, so war er verloren. Lange Zeit war der sonst so schlaue, gewandte Jude völlig ohne festen Entschluß. Das blieb ihm am Ende fest stehen, daß er auf alle Weise die Liebe Dom Carlo's für Dina benutzen müsse, ihn an sich zu fesseln. Durch ihn, der Mitglied des Staatsrathes war, ohne aber irgend eine Auszeichnung anzunehmen, hoffte er, sich selbst von dem unterrichten zu können, was dort geschah und berathen wurde.

Er fing selbst mit Dina an, von ihm zu reden und suchte gewissermaßen dadurch seine Zustimmung zu ihrer Liebe zu bezeugen. Was Editha befürchtete, Dom Carlos möge Dina zur Christin machen, das fürchtete er nicht. Kannte er doch Dina's tiefe Anhänglichkeit an ihren Glauben hinlänglich, um überzeugt zu sein, daß nichts sie darin irre machen konnte, hatte er ja doch selbst diese Saat gesäet, um zu wissen, welche Frucht sie trage. Sah sie ja doch den Kirchenglauben der Portugiesen, in dem so mächtig das

sinnliche Element vorherrschte, als Götzendienst an, und hatte sie doch die Processionen der Heiligen, bei denen die Puppen derselben im widerlichsten Putz umher getragen und geführt wurden, hundertmal mit tiefem Abscheu ebenso bezeichnet. Baeza kannte aber auch das reine, edle Gemüth Dina's, darum rückte er nur langsam mit seinen politischen Beweggründen und Absichten hervor, aus dem schändlichen Religionsdrucke seines Volkes das Erlaubtsein solcher Pläne ableitend und die Aussicht geltend machend, daß unter der rückkehrenden spanischen Herrschaft ein besseres Loos seinem Volke fallen würde, zumal ihm sowohl Olivarez, als der Erzbischof von Braga, Versprechungen gegeben, die ihn, half er das gewünschte Ziel erreichen, noch Kühneres hoffen ließen.

Mit Staunen, aber auch mit einem von Augenblick zu Augenblick sich steigernden, tiefen sittlichen Unwillen hörte sie des Vaters Rede an.

„Ihr habt Euch getäuscht in Eurem Kinde, mein Vater," sagte sie, mit edlem Stolze sich erhebend. „Dina's Liebe wird nie das Werkzeug unedler Pläne, oder politischer Rücksichten. Wie Ihr über die denkt, welche über uns gebieten, das ficht mich nicht an," fuhr sie fort, „und nie werde ich die Hand dazu bieten, weil ich mich und ihn, weil ich das reine Gefühl, das ich im Herzen trage, herabwürdigen würde, wollte ich es zur Magd Eurer ehrgeizigen Pläne hergeben. Ich liebe Dom Carlos, weil er edel ist. Ich bin ihm zum heiligen Dank verpflichtet; denn er rettete mir mehr als das Leben; allein lieber versagt mir, oder lieber versage ich mir selbst auf immer seinen Anblick, als ich zu solchen Handlungen Hülfe leiste."

„Gewiß," sagte Dina nach einer Pause, in der sie Baeza liebevoll anblickte, „das will mein Vater nicht, daß ich mich selbst verachten müßte."

Baeza lachte. „Thörichtes Mädchen!" rief er aus, „Du wolltest das so hoch in Anschlag bringen, was die Klugheit von uns heischt, während diese Christen uns wie wilde Thiere hetzen,

uns jedes Recht, selbst das, Gott zu dienen, versagen, uns verdammen, wie Verworfene? — Noranha ist ein edler Mensch, sagst Du; gut; ist er nicht aber ein Christ wie sie Alle, der uns als Verdammte betrachtet, weil wir nicht vor seinen Bildern knieen, weil wir nicht erst durch unsers Gleichen zu Gott unsere Zuflucht nehmen, sondern ihn unmittelbar selber in Glauben und Vertrauen anrufen? Glaubst Du nicht, daß, wenn Carlos Noranha Dir Liebe zulächelt, er doch im Innern vor der verworfenen Jüdin schaudert und Dich als eine Verdammte ansieht. Und zu was soll diese Liebe mit dem Feinde Deines Volkes, dem Verräther Deiner Religion, führen? Hast Du Dich das noch nicht gefragt?" — Zornig sah er sie an. Er hatte in diesem Augenblick alle seine berechnende Klugheit vergessen und sein Inneres trat in der gereizten Stimmung seines Wesens ungeschminkt hervor. „Deinen Vater und Dich elend zu machen, dazu bist Du nicht fähig, Dina, denn Du bist keusch, wie Israels edelste Tochter; die Buhlerin eines Ungläubigen! Kind, mein Blut gerinnt, wenn ich das denken könnte! Siehe, meine Hand würde Dir das Messer in die Brust stoßen und Dich lieber verbluten sehen, als daß ich Dir fluchen müßte. Fluchen! Gott sei meiner Seele gnädig!" rief er, und faltete die Hände vor der Brust. „Was soll's aber am Ende? — Ein sieches Herz durch's Leben tragen, schmachten — Kind, dazu bist Du zu vernünftig, zu weise. Darum ist nur eine Absicht denkbar — die, ihn benutzen zu unseren Zwecken und lossteuern auf ein Ziel, das einst noch unserm Volk ersprieslich wird. Ich fordere Gehorsam."

Dina war bleich wie eine Todte geworden. Sie schauderte vor ihrem Vater. Wie wenig begriff er ihre Gefühle, ihre Gesinnungen. Wie unedel dachte er von ihr. Das schmerzte sie unbeschreiblich.

„Nun?" fragte er nach einer Weile, in der sie stumm, fast erstarrt dagestanden hatte.

Sie trat vor ihn hin mit dem klar erwachten edlen Gefühle.

„Nehmt das Messer jetzt schon," sprach sie, „und stoßt es in

meine Brust. Ich will Gott dafür danken, denn Eure Worte sind vergiftete Dolche, die doppelt tödten. Habt Ihr, mein Vater, keine bessere Ueberzeugung von Eurem Kinde — so ist mir das Leben ein Greuel, und flehen will ich zum Herrn der Heerschaaren, daß er mich hinwegnehme; aber gehorchen werde ich Euch in dieser Weise nie, weil ich es Gott mißfällig halte. Sind die Christen unedel, was berechtigt uns, ihnen nachzuahmen? — Nein, achten soll mich Dom Carlos stets. Verachten müßte er mich und ich mich selbst, böte ich zum Betruge des Mannes die Hand, der mit Gefahr des eigenen Lebens das meine und meine Ehre rettete."

„Gehe hin und werde eine Unreine!" rief im höchsten Grimme der Jude. „Laß Dich mit Wasser begießen und ein Kreuz auf Deine Brust und Stirne machen und werde Christin! Kniee nieder vor die Bilder der Heiligen, daß der starke und eifrige Gott Deine Missethat heimsuche, der da gesagt hat, du sollst sie nicht anbeten, noch ihnen dienen."

Er rannte wie wüthend hinaus und kam nicht wieder; denn sein Weg führte ihn nach Lissabon, wo an jenem Abende die Rettung der Herzogin von Mantua beabsichtigt wurde — er wanderte in den Thurm von Belem. —

Wer aber konnte die Stimmung beschreiben, in welcher Dina zurückblieb? Sie lehnte die heiße Stirn an die kalte Mauer des Zimmers und Ströme von Thränen rannen auf den kalten Steinboden hinab. So war ihr Herz nie verwundet worden, als von dem Vater; darum blutete es auch unaufhaltsam und die Nacht brachte sie in wilden Fieberträumen hin.

Als er nun nicht heimkehrte — da grenzte ihr Zustand an Verzweiflung. Sie sandte Boten auf Boten nach Lissabon. Endlich wurde ihr die Nachricht zu Theil, daß ihr Vater im Thurme von Belem als Aufrührer sitze in strenger Haft.

Dina war außer sich. Auf ihren Knieen rang sie im Gebete

für des Vaters Rettung; aber das Gebet blieb unerhört. Editha ging jammernd umher.

„Wer wird unser Retter in dieser Noth?“ rief sie verzweifelnd aus.

Da antwortete in Dina's Herzen eine Stimme: Dom Carlos! Er, o, er allein war es ja, von dem sie Hülfe hoffte.

Aber, wo war er? Wo blieb er? Wo sollte sie ihn suchen? Wer konnte Antwort auf diese Frage geben? —

Sie rief ihren treuesten Diener, den alten David, daß sie ihn aussende auf Kundschaft, wo Dom Carlos sei.

Der Diener war weggegangen. Dina's schwergequältes Herz athmete leichter in gewisser Voraussicht, daß er gefunden würde; ja, ein dunkles Gefühl verhieß ihr selbst, er werde zur Stunde der Noth ungerufen kommen.

So saß sie denn dort, wo der Blick über des Tajo silberne Fläche glitt und die reizendste Landschaft der Erde sich vor dem Auge entfaltete. Ueber ihr wölbte sich das Laubdach zweier Maulbeerbäume zur dichten Laube; aber das Auge sah nur den Vater in schweren Fesseln, wie er die Arme nach ihr ausbreitete, und sie hörte nur den Ruf: Rette mich! Rette mich!

Dina schauderte zusammen vor den Schreckensbildern ihrer eigenen Einbildungskraft und drückte die Hände vor das thränenschwere Auge. Seufzer arbeiteten sich aus der beklommenen Brust hervor. „O, warum bist du jetzt ferne,“ sagte sie mit klagendem Vorwurfe, „du, der du mir nahe warst, rettend und helfend, in den schwersten Stunden meines Lebens? Carlos, Carlos, kenntest du Dina's Weh, kenntest du ihres Herzens namenlose Angst, ihre heiße Sehnsucht nach dir — o, du eiltest herzu, wo du auch bist, und bötest der Sinkenden die Hand, daß sie sich aufrichte an dir.“

Da neigte sich ein theueres Antlitz an dem Stamme des Maulbeerbaumes zu ihr nieder und lächelte sie an. Sie erschrak und schrie auf. Sie meinte, es sei wieder eines jener Bilder ihrer Ein-

bildungskraft, ein verkörperter Gedanke ihrer Seele. Aber die Gestalt wich nicht. Sie lächelte fort. Sie lispelte mit süßem, herzgewinnendem Tone: „Dina, meine Dina!"

Da wagte sie's, sie nochmals anzublicken — und vor ihr stand im Schmucke seiner männlichen Schönheit, die durch den Zug von Melancholie nur noch erhöht war, Dom Carlos.

„Carlos!" rief sie, und flog an seine Brust. Aller Schmerz, alles Weh war gewichen. Die Seligkeit des Himmels senkte sich in ihre Brust. Sie hatte ihn wieder, und mit ihm die Gewißheit, daß er nicht hoffnungsleer käme.

Die Seligkeit des Wiedersehens nach langer und schmerzlicher Trennung erfüllte die Herzen und ließ keinem andern Gedanken Raum. Selbst des Vaters dunkles Geschick trat in diesem Augenblicke zurück und ließ dem liebenden Herzen seine unentreißbaren Rechte.

Als aber dieser Rausch des Entzückens zerrann und der lichtere Strahl des Bewußtseins in das Innere fiel, da kehrte in Dina's Brust das heilige Gefühl der Kindesliebe zurück. Sie ergriff Dom Carlos Rechte und sagte mit unbeschreiblicher Bewegung:

„Kennet Ihr das Geschick meines unglücklichen Vaters?"

„Ich kenne es," antwortete er ruhig.

„O, wo ist er? Wie geht es ihm?" — stürmte sie hervor.

„Im Thurme von Belem!" war die Antwort.

Ein Schrei des Entsetzens entrang sich dem Herzen des Mädchens. Sie wankte und nur Dom Carlos' Arm schützte sie vor dem Umsinken.

„Ach," klagte sie, „ist nicht eine Sage im Volke, daß lebend Niemand diesen entsetzlichen Thurm verlasse? O, mein Vater!"

„Dina," sprach Carlos, „war ich nicht auch in diesem Thurme? Sieh', ich lebe und halte Dich in meinem Arme."

Sie sah ihn fragend an. „Soll das ein Wort der Hoffnung sein, Dom Carlos Noranha?" fragte sie.

„Es ist's," entgegnete er freudig, und seine Blicke sogen das

liebreizende Bild ein, das er in seinen Armen hielt; denn das Weib ist nie schöner, als wenn der Lichtstrahl einer tagenden Hoffnung sich in den Thränen des Auges bricht und das Morgenroth einer schönern Zukunft auf die bleichen Wangen haucht.

„O, Du Bote Jehova's!“ rief sie in hoher Begeisterung, „der Du wie ein Engel des Lichtes Hoffnung und Rettung bringst dem, der da wandelt im finsteren Thal und sitzt im Schatten des Todes. Möge der Herr über Dein Haupt gießen die Ströme seiner Freude und Dich segnen mit den Gütern seines Hauses! Sela!“

„Ist das nicht der reichste Lohn, wenn ich einen verdiene,“ sagte er mit Rührung, „daß Du liebend an meiner liebenden Brust ruhest?“

„O, meine Liebe ist das Blümchen, das im Grase blüht und nur wenig duften kann, das vielleicht bald der Fuß zertritt — was kann sie lohnen, wo so groß die Schuld ist!“ sprach das Mädchen.

„Deine Liebe? O Dina, möge nie mein Herz dieses Lohnes entbehren. Sie allein gibt meinem Leben Zweck und Bedeutung noch, da mein Werk vollbracht ist.“

„Nein, nein!“ rief sie leidenschaftlich aus, „Dein Werk ist noch nicht zu Ende. Großes und Herrliches zu wirken, ist Dein Beruf. Leidende gibt es immer — ihr Helfer bist Du ja! O rede, was darf Baeza's unglückliche Tochter hoffen?“ —

„Seine Freiheit, und mehr, seine Rückkehr auf den Weg der Pflicht und des Rechts!“

„Wie?“ rief Dina, „hat er den verlassen! O sage, Du lügst, mein Retter!“

„Er hat gefehlt gegen das Gesetz, hat gefehlt gegen das Vaterland, dem er als Mann andere Pflichten hat, als den Versuch, seiner Feinde Macht zurückzurufen, die so lange es in schmachvolle Bande geschmiedet. Siehe, Dina, des Gesetzes Spruch ist hart. Tod dem Verräther des Vaterlandes. So lautet er.“

„Gott meiner Väter!“ schrie das entsetzte Mädchen.

„Aber siehe,“ fuhr er fort, „im Herzen eines guten Königs wohnt eine andere Macht, die des Gesetzes ehernen Arm beugt, ihm das Schwert aus der Hand windet — es ist die königliche Gnade — ein Strahl göttlicher Milde.“

„Ja,“ fiel Dina ein, „der Herr lenkt der Könige Herzen wie Wasserbäche!“ —

„Wohl,“ sprach Dom Carlos; „der Herr hat auch das Herz Joao's de Braganza gelenkt. Er hat Deinen Vater, der das Leben verwirkt, begnadigt.“

„O, auch Ihr, Dom Carlos, waret hier thätig, es sagt mir's mein Herz. Verschweigt es mir nicht. Meine Dankbarkeit kann zwar nicht größer werden, weil ich weiß, daß es so ist.“

„Wozu das?“ sagte Dom Carlos — „genug, er ist gerettet. Doch noch darf er Belem nicht verlassen. Noch ist des Volkes Wuth zu groß. Sie muß sich erst gelegt und die Fluth des Zornes zur Ebbe der Ruhe sich gewandelt haben, daß er sicher ist vor seiner Rache — dann kehrt er wieder, ich bürge Dir.“

„Jetzt also noch nicht?“ fragte sie schmerzlich.

„Nein, meine Dina; Dein Vater würde auf jedem Schritt und Tritte, wenn ihn das wilde Volk erkennt, seines Lebens unsicher sein. Darum gedulde Dich. Daß ihm dort Nichts abgehe, das ist meine Sorge. Darauf verlasse Dich fest. Erst wenn einige Wochen herum und die Ereignisse dieser Tage vergessen sind, bringt ihn Carlos Dir wieder.“

Sie sah die Nothwendigkeit ein und pries die Besonnenheit des Geliebten.

Jetzt aber zog sie ihn zum Hause, daß auch Editha's Herz leichter werde.

Freude herrschte wieder im Hause, und Dom Carlos war der Abgott Aller, weil an sein Erscheinen im Hause immer sich eine Rettung aus Noth und Gefahr knüpfte.

Täglich war Dom Carlos hier, und die ersten seligen Tage

seines Liebesglückes kehrten wieder. Nie kam die Religion zur Sprache, und Editha, die oft heimlich die Unterredungen der Liebenden belauschte, stimmte in Dina's begeistertes Lob allmälig immer herzlicher ein.

Auch in der Nähe des geliebten Königs Joao des Vierten hatte der Verrath schon seine Stätte gefunden. Der Herzog von Aveyro und der Marquis von Villareal, heimlichen Groll tragend, daß Einer, der im Range nicht höher als sie selbst stand, nun ihr Gebieter war, dessen Willen sie gehorsamen mußten, vor dem sich zu beugen die Würde forderte, welche ihm des Volkes einstimmiger Wille zuerkannt, waren es müde, als Kammerherren eines Fürsten zu handeln, dessen Stand sie ihm gleich stellte. Beide gehörten zu den Mißvergnügten, weil ihres Ehrgeizes und ihrer Habsucht schnöde Forderung nicht befriedigt worden war.

Sie Beide waren Ohrenzeugen, daß Dom Carlos Noranha zu dem König gesagt, er solle seinen Oheim strenge beobachten lassen, weil der Ränkesüchtige nicht ruhen würde, bis er seines Hasses Ziel erreicht, das Haus Braganza vom Throne zu stürzen.

Längst hatten Beide, obgleich sie gleiche Gesinnungen nährten, sich mit dem Auge des Mißtrauens aus einiger Entfernung beobachtet. Keiner wußte, ob er dem Andern ganz trauen dürfe. Ein Moment vermittelte; es war der, wo Dom Carlos jene Worte sprach; denn Beide richteten längst ihre Blicke auf den Erzbischof von Braga, in dem sie Denjenigen erkannt, der mit eisernem Willen alle anderen Eigenschaften verband, welche geeignet waren, ihn zum Haupt einer Partei zu stempeln.

Bald wußte es der Erzbischof. Er gerieth, ohnehin durch seine vereitelten Pläne leidenschaftlich gereizt, in ungeheuren Zorn über seinen Neffen, den er bodenlos haßte, seit er wußte, daß er das Haupt der Revolution war und eigentlich den ersten Anstoß gegeben, das Haus Braganza auf den Thron zu erheben. Schon längst hatte er ihm empfindliche Rache geschworen; jetzt stand es fest, daß er sie sich gewähren müsse.

„Gut," sagte er zu dem Herzog von Aveyro, „daß das Schaf, das die Krone Portugals auf's Haupt bekam, ohne zu wissen wie, zu kurzsichtig ist, als daß er in mir seinen gefährlichsten Gegner erkenne; indessen, wenn dies auch wäre, mich schützt der unübersteigliche Wall meiner Würde und die undurchdringlichen Mauern der Kirche vor jedem Angriffe von frevelnder Hand. Meine Pflicht ist es, dem Eide treu zu bleiben, den ich Philipp von Spanien geleistet. Mag mit Eiden spielen, wer da will, ich, der erste Diener der Kirche Portugals, muß zeigen, wie es eine heilige Pflicht ist, ihn zu halten, da ich überzeugt bin, daß Alle die zur Hölle fahren, welche es mit Braganza halten, weil seine Sache gottlos ist."

Das war die Sprache, die der Herzog von Aveyro gerne hören mochte. Auch er sprach sich in ähnlichem Sinn und Geist aus.

Freudig ergriff der Erzbischof diese Gelegenheit; denn ihm galt es, tüchtige Leute an die Spitze seines tollkühnen Unternehmens zu stellen. Darum hatte er längst den Späherblick nach allen Großen Portugals ausgeschickt, ihre Gesinnung zu erkunden. Ueberall verbarg man die eigentliche Meinung, wenn man nicht für die neue Dynastie war. Am längsten beschäftigten ihn die beiden Kämmerer des Königs, der Herzog von Aveyro und der Marquis von Villareal, da er des Glaubens war, daß, trotz dieser nahen Verbindung mit dem König, ihre Gesinnung doch mit der seinigen harmonire. Ueberdies gehörten die Häuser der Aveyro's und Villareal's nächst dem der Braganza's zu den mächtigsten des Königreichs; auch sie führten ihre Stammbäume bis zu den alten Königen Portugals hinauf, und Villareal trug lange den Gedanken im Herzen, daß, wenn wirklich eine Revolution entstehen sollte, die Krone ihm gehöre. Beide hatten an der Revolution, wie viele Andere der Granden ersten Ranges, keinen Antheil genommen. Spaniens Politik war so weise und klug gewesen, sich den höchsten Adel zum Freunde zu erhalten, wenigstens dies zu versuchen. Dann war der verworfenste Grundsatz der Politik, der freilich fast immer zum Ziele führt: Trenne

und herrsche! hier eben recht ausgeübt worden. Man fachte die Flamme der Eifersucht nur an und war dann gewiß, daß man sie Alle, ohne Ausnahme, in der Schlinge hatte. War es nicht die Krone — so konnte die Revolution ihnen Nichts geben, als höchstens einen König, über dessen Schulter oder Haupt sie sahen. Dies wußte der Erzbischof, darum ergiff er mit Vergnügen die Gelegenheit, sich kräftig darüber auszusprechen.

Der Herzog von Aveyro war noch ein Jüngling, den man lenken konnte, wie man wollte; dem ein abenteuerliches Unternehmen eben recht reizend erschien.

Villareal aber war ein Mann jenseits der Sonnenhöhe des Lebens, in dessen Brust aber die Seele eines Jünglings wohnte. Sein Unternehmungsgeist kannte kein Hinderniß, seine Thätigkeit keine Rast, sein Ehrgeiz keine Grenze, als am goldenen Reif des Königthums; dabei aber war sein Geist beengt, und der Ueberlegenheit des Erzbischofs unterwarf er sich blindlings, als dieser die Macht seiner glänzenden Beredtsamkeit aufbot, um ihm durch Spaniens ungeheure Größe und Macht, im Gegensatze zu Portugals Schwäche, die Unmöglichkeit zur Anschauung zu bringen, daß Portugal im Kampfe obsiege. Endlich wußte der Erzbischof recht gut den mißtrauischen Charakter Joao's de Braganza gegen die von ihm vielgerühmte Großmuth Philipps von Spanien in's wohlberechnete Licht zu setzen und auf die Schmach der Unterwerfung unter den Willen eines Gleichberechtigten hinzuweisen, die Villareal längst drückend genug im ehrgeizigen Herzen empfand. — Klug rückte Dom Sebastian de Matos-Noranha seinem Ziel immer näher und erreichte es endlich vollständig, als er Villareal die Statthalterwürde des Reiches zusagte, wozu er bevollmächtigt zu sein vorgab.

Mit ganzer Seele ergab sich Villareal an den Erzbischof. Glücklich, daß ihm dies gelungen, wirkte er nun unablässig, und die Revolution wurde in immer größeren Kreisen beschlossen. Einzelne Priester, Creaturen des Erzbischofs, die mit der Lockspeise

reicher Pfründen geködert wurden, mußten in allen Ständen wirken und thaten's mit nur allzu sicherem Gelingen.

Es fehlte nur Eins — und dies war eine Hauptsache — Geld. Dazu war Baeza nöthig, und der seufzte im Thurme von Belem. Ihm gleich war kein Anderer, und darüber war der Erzbischof längst mit dem Großinquisitor, Dom Francisco de Castro, Bischof von Guarda, einig, daß man dem Juden Alles, selbst freie Duldung seines Glaubens und die Erlaubniß einer öffentlichen Synagoge, zusagen dürfe, um ihn zu ihren Zwecken zu benutzen, ohne jemals verbunden zu sein, es zu halten. Dom Sebastian kannte ihn aber zu gut, um nicht des Sieges gewiß zu sein, wenn er ihn nur wieder besessen hätte.

Den Morgen darauf, als Dom Sebastian de Matos-Noranha sich Villareal's ganze Theilnahme gesichert hatte und nun auch ein Haupt für seine Wiederherstellungsrevolution besaß, trat Dom Belchior Correa da Franca in sein Gemach.

Dieser Belchior Correa war ein Glücksritter jener Art, wie sie zur Zeit Colombo's, oder des Prinzen Heinrich, Spanien und Portugal zu Hunderten besaß. Leichten Säckels lockte sie jede Aussicht auf Gewinn eines bessern Looses. Ritterlich, zu Abenteuern aller Art geneigt, besonders wenn sie recht ausschweifender Art, der wilden Phantasie ein freies Feld gewährten; weiten Gewissens kam es ihm auf ein Bubenstück nicht an, wenn es galt, seinen Zwecken förderlich zu sein. Dieser Mensch, brauchbar zu Allem, nur nicht zu etwas Tüchtigem, war unter Vasconcellos' Aegide in den Staatsdienst getreten, hatte sich als exaltirter Anhänger des Unterdrückungssystems seines Gönners, oder vielmehr dessen Gönners, Olivarez', ausgezeichnet und war bei der Revolution am 1. December kaum dem Tod entgangen und natürlicherweise brod- und amtlos geworden. Der Erzbischof kannte ihn wohl, darum unterstützte, ja ernährte er ihn und war nun gewiß,

an ihm einen treuen Helfer zu haben, da ihm außerdem, wenn Alles wohl gelang, was man beabsichtigte, eine ansehnliche Stelle gesichert war.

Dieser Mann, von kleiner, ziemlich korpulenter Statur, krausem, schwarzem Haare, gelbem Gesichte, kleinen, stechenden Augen und großem Mund — einem Gesichtsausdruck endlich, der Jedem den Schurken schon in weiter Entfernung kenntlich machte, trat in des Erzbischofs Gemach, sich in tiefster Devotion verneigend.

„Was bringst Du, mein Sohn Belchior?" fragte süß ihn anlächelnd der Würdenträger der Kirche.

„Mehr, Eminenza," sagte in einem Tone, der jedes an Wohlklang gewöhnte Ohr schwer hätte verletzen müssen, Dom Correa, „mehr, als Eurem Neffen Dom Carlos Noranha lieb ist und Ihr erwarten dürftet."

„So?" fragte neugierig der Erzbischof und drehte den Polstersessel, ohne sich zu erheben, dem Redenden zu.

„Eurem Befehle gehorchend, habe ich ihn seit kurzer Frist sehr genau beobachtet. Mir fiel es auf, daß er so oft nach dem am Tajo liegenden Landsitze des Juden Pedro de Baeza schleiche, und ich witterte irgend ein verliebtes Abenteuer. Ihm nachschleichend, gelang es mir endlich gestern Abend, in den Garten zu bringen. In einem Gemache, dessen Laden nicht geschlossen waren, sah ich denn, wie die engelschöne Jüdin an seiner Brust lag im süßen Spiele der Liebe. — Wie gefällt Euch das?" —

„Verfluchter Bube!" brüllte im wüthendsten Zorne der Erzhirte Portugals. „Umgang mit einer Jüdin pflegt er? Gut, so ist er dem Arme des heiligen Officiums verfallen und Dein Dolch, Correa, mag von seinem Blute rein bleiben. Dank Dir für diese Nachricht!"

„Meine Schuld wächst gegen Dich," fuhr der Erzbischof, zu Correa gewendet, fort, „aber sei getrost. Olivarez gab mir Vollmacht, die Stellen alle zu besetzen. Welche gefiele Dir?"

„Ihr überhäuft mich mit Gnade, für das Wenige, was ich

Euch leisten kann. Forbert Alles und Alles, was ich bin und vermag, ist Euer!"

„Gut, ich weiß das; allein Du hast auf meine Frage nicht geantwortet."

„Wenn auch," sprach jetzt, den Ton der Bescheidenheit annehmend, Dom Correa de Franca, „die Stelle eines Corregidors von Lissabon gerade nicht die glänzendste und im Range sehr hochgestellte ist, so möchte diese meinen geringen Kräften doch wohl am meisten zusagen."

„Aha," lachte der Erzbischof, „Dom Belchior Correa verleugnet seine Schlauheit nicht! Du hast Recht, mein Sohn, Dir diese Goldquelle zu erbitten."

„Ich brauche viel, Eminenza."

„Niemand weiß das besser, als wir," sagte der Erzbischof, indem er einen bedeutsamen Blick auf Correa warf.

„Klagt Ihr mich an, Hochwürdigster?" lachte dieser. „Ich bitte, zu bedenken, daß Eure Aufträge alle der Art sind, daß sie Geld in Anspruch nehmen." —

„Wohl wahr!" fiel der Erzbischof in die Rede. „Ich bin auch gar nicht karg, wie Du weißt; wie steht's mit den Verbindungen im Volke?" —

„Mehrere Zünfte sind gewonnen," versetzte Correa, „auch die Aeltesten der Gallego's sind auf unserer Seite, nur fehlen die Summen noch, wodurch ich sie völlig fesseln kann."

„O, Baeza! Baeza!" rief Dom Sebastian de Matos Noranha aus, „wärest du da, so fehlte nichts!"

„Baeza?" fragte Correa. „Der ist frei."

„Was sagst Du, Glückskind?" rief der Prälat mit freudestrahlenden Blicken aus.

„Er ist mir heute begegnet. Dom Joao de Braganza hat ihn seines Gefängnisses ledig gemacht."

„Gracia a dios!" rief der Erzbischof. „Ich sehe, der Himmel ist uns günstig, wie es sich nicht fehlen kann. Jetzt, Correa, wo

die Blindheit Braganza's uns alle Wege ebnet, sei thätig! Schaffe mir Baeza her, und schon heute Abend soll so viel Geld zu Deiner Disposition stehen, als Du nöthig hast, um alle Gallego's zu bewaffnen und schlagfertig zu halten. Eile!"

Correa flog hinweg und wenige Stunden später trat Baeza in des Erzbischofs Gemach, wo sich mittlerweile auch der Bischof von Guarda, der Großinquisitor des Reichs, eingefunden hatte.

Dieser Letztere gab sich alle Mühe, seinen Grimm gegen den Juden unter der Maske der Freundlichkeit zu verbergen, was ihm indessen, so gut er es verstand, doch schwer wurde.

„Ich wünsche Euch Glück, Dom Pedro," rief ihm der Erzbischof entgegen, „daß Ihr so schnell frei wurdet. Ihr mögt dem Himmel danken!"

„Und Eurem Neffen Dom Carlos, hochwürdigster Herr," erwiederte der Befreite; „denn dieser bemühte sich um meine Freiheit, bis er sie erzielt."

Der Erzbischof runzelte seine breite Stirn. „Es scheint," sagte er scharf betont, „daß sich der junge Herr viel mit Euch zu schaffen macht! Doch laßt das, um zu Nothwendigerem überzugehen. Alles steht gut, fast über meinen Wünschen, aber wir brauchen Geld, Baeza, und da seid Ihr der Mann, der helfen kann."

Baeza machte einige Entschuldigungen und Einwendungen, wie sie in seines Volkes Art liegen, fragte aber dann, wie viel nöthig sei? —

„Eine Million dreimal hunderttausend Scudi," sprach der Erzbischof.

„Gott sei meiner Seele gnädig!" schrie Baeza, „wo soll ich diese ungeheuere Summe aufbringen?!" —

„Sie ist Euch keineswegs unerschwinglich!" versicherte der Erzbischof.

„Bedenkt, Eminenza, daß seit dem Sturze der Regierung Sr. katholischen Majestät aller Handel stockt und ich nur Verluste auf Verluste litt!"

„Aber es gilt auch glänzende Vortheile, Dom Pedro," entgegnete der Erzbischof — „es wird in reicherem Maße Euch ersetzt, was Ihr eingebüßt. Und wollt Ihr nicht, so können Eure Verluste nur sich häufen; ohne alle Aussicht auf bessere Zeiten! Das vergesset nicht. Ueberdies leiht Ihr's dem ersten, dem reichsten aller Staaten der Welt."

„An meinem Willen fehlt es nicht, Eminenza, davon seid Ihr hinlänglich überzeugt; allein ich **allein** vermag das nicht, und wo ist Geld in Portugal? Der Kaufmannsstand beneidet mich und neigt auf Braganza's Seite. Er gibt nichts. Ich darf selbst nicht einmal ihm Anträge stellen, da die Stockung des Handels nicht einmal einen Vorwand leiht und leicht dadurch Alles entdeckt werden könnte."

Die Geistlichen mußten die Wahrheit dieser Worte anerkennen. Sie saßen in stillem Brüten, und der Jude hatte Ursache, keinen Ausweg zu zeigen; denn je zweifelhafter dieser war, desto sicherer hoffte er seine Absichten zu erreichen.

„Dom Pedro de Baeza," nahm endlich der Großinquisitor das Wort, „ich müßte mich sehr täuschen, wenn Ihr nicht Rath wüßtet. Ihr seid ein treuer Sohn der Kirche und wisset wohl, wie viel dieser guten Mutter daran liegt, das Werk der Aufrührer zu zerstören, um den rechtmäßigen und getreuesten Fürsten zurückzuführen in seine Staaten."

„Es ist nur ein Ausweg, hochwürdigster Herr," entgegnete der Jude. „Euch ist es bekannt, daß das Volk der Juden, dem ich angehörte, ehe mir das Heil aufging, unter schwerem Drucke seufzend, dennoch Mittel zu finden wußte, sich große Reichthümer zu sammeln. Bei ihm allein ist es möglich, obgleich es mir mißtraut, Hülfe zu finden; allein —"

„Ihr stockt, Dom Pedro Baeza?" nahm der Großinquisitor das Wort; „redet ohne Hehl. Wir kennen Euch, und wo es einen so gottgefälligen Zweck gilt, da vermögen wir, zumal dieser die

Mittel heiligt, kraft unseres Amtes Dinge zuzugeben, die sonsthin freilich nicht gestattet werden dürften.“ —

„Ueberdies,“ fiel ihm der Erzbischof von Braga in die Rede, „ist es Euch bekannt, was bereits in Madrid der Herzog von Olivarez Euch hoffen ließ, ja, sogar Euch verhieß. Ich bin ermächtigt, das zu bestätigen.“

Obgleich in Baeza's Herzen die Freude alle Fackeln anzündete, so war doch in seinen Zügen keine Spur davon zu entdecken, und er blieb sich so vollkommen gleich, daß auch das listige Auge des Erzbischofs nichts finden konnte, was ihn zur Erreichung seiner Hoffnungen hätte berechtigen können.

„Gut,“ sprach Baeza, „das Volk seufzt nach Freiheit. Es kennt kein höheres Gut, als freies Bekenntniß seines Glaubens, damit endlich seine Knechtschaft aufhöre und es sich bauen dürfe ein Gotteshaus nach seiner Weise. Könnet Ihr mir das zusagen, daß ich es ihm verbürge, so möchte ich kaum zweifeln, daß das Geld in Bälde da sei, daß Ihr außerdem eine große Anzahl treuer Anhänger dessen Euch erwerbt, wofür Ihr so große und ruhmwürdige Anstrengungen zu machen bereit seid und bereits gemacht habet.“

„Unter dieser Bedingung also werdet Ihr uns die Summe von einer Million und dreimal hunderttausend Scudi liefern können?“ fragte der Erzbischof.

„Ich glaube es,“ entgegnete Baeza, „und vielleicht schon diesen Abend könnte ich sie Euch abliefern; aber Worte dürfen nicht täuschen!“ —

Der Erzbischof zürnte: „Habt Ihr uns je auf dem fahlen Pferde gefunden?“

„Ich vertraue Euch!“ rief Baeza.

„So sei Euch das zugestanden!“ sprach der Erzbischof.

Der Großinquisitor schwieg.

„Und Ihr, hochwürdigster Herr?“ — fragte Baeza.

„Auch ich bin ganz mit den Gesinnungen Seiner Eminenz einverstanden," entgegnete bedeutungsvoll der Großinquisitor.

Baeza ging schnell hinweg. Er dankte Gott. Was er errungen, es galt ja seinem Glauben, seinem Volk!

Als Baeza aber weg war, brachen beide Prälaten in ein lautes Gelächter aus.

„Ihr habt Euch gut herausgezogen," lachte der Erzbischof. „Ich sitze tiefer."

„Thut nichts," entgegnete Jener darauf. „Dem Ungläubigen braucht man keine Treue zu halten. Wir sind ja unsers Wortes dadurch entbunden, daß wir in unserm Herzen es sogleich widerriefen."

So trösteten sich die Würdenträger der Kirche. Der Jude aber lief wie besessen umher. Fast lauter Jubel entstand unter seinen Glaubensgenossen und am Abend schleppten die Juden die Summe, die Baeza versprochen, in den Palast des Erzbischofs, wo er sie mit den gütigsten Worten empfing und entließ.

Belchior Correa empfing seine Summen, die Gallego's zu versichern, und bald stand den Entwürfen des Erzbischofs nichts mehr im Wege. —

Aus unumwölkter Höhe fährt oft zündend der Blitz herab. So entzündet oft ein Augenblick die wildlodernde Leidenschaft im Herzen des Menschen. Als Belchior Correa die Liebe Dom Carlos' und Dina's dem alten Erzbischof verrieth, da sprach aus ihm die höllische Leidenschaft des Neides und der Eifersucht. Ein Blick auf Dina's Engelsgestalt war hinreichend, ihn mit wüthender Leidenschaft für die Holde zu erfüllen. Sein Blut kochte, als er den verhaßten Noranha in ihren Armen, an ihren süßen Lippen hängen sah. In seiner Seele tagte schnell der teuflische Entschluß, um jeden Preis diese Blüthe selbst zu pflücken. Ihm schien der Moment der Umwälzung der Verhältnisse geeignet, Noranha zu entfernen,

daß er nicht mehr ihm schaden könne. Hatte er ja doch den Befehl des Erzbischofs erhalten, den Dolch tief in seine Brust zu senken. So fiel alle Schuld von ihm auf den Erzbischof. Das Mädchen sich zuzueignen, wenn er Corregidor von Lissabon war, dünkte ihm ein Leichtes. Was lag ihm daran, wenn sie auch eine heimliche Jüdin war, bekannte sie sich doch äußerlich zu seiner Kirche und — hatte sie doch ein ungeheures Vermögen! Das setzte über alle Schwierigkeiten hinaus. Natürlich brachte ihn das gegenwärtige Verhältniß näher zu Baeza hin. Oft traf er ihn jetzt in seinem Hause. Sah er auch Dina selten, so wurde er doch mit dem Alten befreundet und das war genug, um sich langsam seinem Ziele zu nähern. Er hatte bereits das Geld empfangen. Die Gallego's, als Unterthanen Spaniens, waren leicht gewonnen! Waffen waren aufgehäuft an Orten, welche ihnen bereits bezeichnet waren.

So war das Ende des Juli nahe — bald sollte nun das wohlangelegte Complott in's Leben treten; denn der Erzbischof hatte dazu den fünften August 1641 angesetzt.

Mit Baeza zu verhandeln erschien eines Abends Correa bei diesem.

Die Wichtigkeit seiner Mienen und Worte zeigte dem Juden schon an, daß das Ziel seiner Wünsche nahe sei.

„Ich sehe an Euren Mienen, Dom," sprach er zu Correa, „daß Ihr mir heute eine Nachricht von größter Bedeutung bringet. Ist endlich das Ganze beschlossen, so setzet mich davon in Kenntniß, daß meine Rolle dabei mir endlich bekannt wird!" —

Vertraulich setzte er sich zu Baeza und suchte seine widerlich kreischende Stimme nach Möglichkeit zu dämpfen. „Daß wir," hob er an, „eine große Menge der wichtigsten Personen in unserer Hand haben, wisset Ihr, Dom Baeza. Durch Euer Geld sind die Gallego's gewonnen. Ihrer sind wenigstens vier Tausende und eisenfeste Bursche, die mir auf jeden Wink bereit stehen. Für Waffen ist gesorgt. So sind wir in Lissabon gesichert. Seine Eminenz, der Erzbischof, hat bereits mit Olivarez verkehrt. An

den Grenzen Alentejo's sammelt sich bereits das spanische Heer, das durch diese Provinz einbrechen wird in Portugal. Bereits ist die Flotte ausgelaufen, die urplötzlich im Tajo erscheinen wird, unser Unternehmen in aller und jeder Weise zu unterstützen. Sichere Leute sind bestellt, welche im Hafen dieser Stadt die portugiesischen Schiffe in Brand stecken, daß kein Widerstand von dieser Seite möglich wird. Eure Aufgabe ist diese. In der Nacht vom fünften August lasset Ihr durch die Juden den königlichen Palast an vier Ecken anstecken und legt an mehreren Stellen der Stadt Feuer an. Das sind die Feuerzeichen für die spanische Flotte und zugleich das Mittel, das Volk in eine grenzenlose Verwirrung zu bringen. Jeder denkt an sich und an die Rettung der Seinigen. Wir befreien die in Belem und Sanct Julian gefangen gehaltenen Spanier; die Gallego's besetzen die Zugänge der Stadt. Lärmschüsse fallen. Die Verschworenen dringen in das brennende Schloß, stoßen den König nieder und bemächtigen sich der königlichen Familie, die als Geißel dient, wenn die Befehlshaber der Forts nicht gleich zu unserer Fahne übergehen wollen."

„Traut Ihr aber so ganz dem Volke?" fragte Baeza, einstimmend in Alles, was Correa eben gesagt, und nichts einwendend gegen den Antheil, den man ihm und seinen Glaubensgenossen eingeräumt.

„Der Erzbischof, der Großinquisitor und der General der Cruciata," fuhr Correa fort, „ziehen mit dem Allerheiligsten, während dies vorgeht, durch die Stadt im höchsten Ornate, wodurch das Volk im Gehorsame gehalten wird. Daran zweifelt nicht eine Minute, sonst kennt Ihr die Macht der äußern Erscheinung der Religion nicht, welche sie über die Gemüther des Volks ausübt. Sobald dies geschehen, erscheint, umgeben vom höchsten Glanze des portugiesischen Adels, der Marquis von Villareal und proklamirt König Philipp von Spanien als Portugals rechtmäßigen Regenten und nimmt sogleich, als der Adelantado des Königs, die Huldigung

an. Die Flotte läuft in den Hafen, die Truppen rücken in das Land und der Hauptstadt zu, und Alles ist vollendet." —

„Der Herr gebe es!" seufzte Baeza; „allein was wird aus den Anhängern Braganza's?"

„Die getreuesten stößt man nieder. Die übrigen werden sich alsdann besinnen und das Beste wählen!"

„Und Dom Carlos?" fragte Baeza, in dessen Herzen doch die Stimme der Dankbarkeit laut wurde.

Correa zuckte die Achseln.

„Ist er klug," sagte er nach einer stummen Pause, „so wird er sich ruhig verhalten und Landesverweisung wird dann wohl den unruhigen Kopf zur Besonnenheit führen; ist er dies nicht, dann" — — Er machte eine Bewegung, die sehr verständlich darauf hindeutete, was er dem ihm Verhaßten zugedacht.

In diesem Augenblick war es Correa, als vernähme er in dem an das Zimmer, wo sie sich befanden, anstoßenden einen unterdrückten weiblichen Angstschrei. Er stand auf und sah sich ängstlich um. „Habt Ihr nichts gehört?" fragte er mit allen Zeichen des Schreckens." Sind wir auch sicher und allein?" —

„Ruhig," sprach Baeza. „Es war eine Einbildung, Dom, wir sind hier so sicher, als säßen wir Beide im Thurme von Belem, wo die Einsamkeit entsetzlich ist."

Beruhigt ließ sich Correa wieder in seinen Sessel nieder.

„Seltsam," sagte er, „Ihr fragt nach Dom Carlos Noranha, der doch mit Eurem Kinde buhlt — oder wisset Ihr das nicht?" —

Baeza gerieth in Verlegenheit. „Nennet's so hart nicht," sagte er. „Mag er sie, oder sie ihn lieben — es ist eine Tändelei, die bald enden muß, denn nie kann sie ja die Seine werden. Dankbarkeit fesselt ihr Herz an ihn. Er ist ihr, er ist mein Retter."

Schnell ging er von diesem Punkte zu einem andern über und noch einmal das Ganze besprechend, zog Correa ein Schreiben des Erzbischofs an Olivarez hervor, das Baeza zur persönlichen Besorgung übergeben wurde.

Schon am andern Morgen reiste Baeza ab. Das Schreiben eilte, denn es kündigte Olivarez das Gelingen der Pläne und den Tag an, wann das Ganze vollendet werden sollte.

Eilig, wie auf den Flügeln des Windes, reiste Baeza seinem Ziele zu; aber es war eine unbeschreibliche Angst und Unruhe in ihm. Er legte sich hundertfach die Frage vor, ob er denn selbst genöthigt sei, nach Madrid zu reisen? Er wagte es indessen nicht, so lange er noch auf portugiesischem Boden war, das Schreiben aus der Hand zu geben; allein als Portugals Grenze hinter ihm lag, als er die erste spanische Stadt in Andalusien erreichte und er vernahm, daß hier ein spanischer Befehlshaber sei, da dünkte es ihm, als sei seiner Sendung Ziel erreicht, wenn er es diesem, dem Marquis d'Ajamonte, übergäbe. War es ja doch gesiegelt das Schreiben, das er trug, mit dem großen Insiegel der Inquisition und gerichtet an Olivarez. Wie sollte er ahnen, daß ein untergeordneter Beamter es wagen würde, hier gegen Pflicht und Gewissen zu handeln? — Baeza hatte zu sicher gerechnet. Hier aber waltete ein besonderer Umstand ob.

Dieser Marquis d'Ajamonte war einer jener unruhigen Menschen, die sich im Geleise des gewöhnlichen Lebens unwohl fühlen, deren wilder Geist Außerordentliches fordert, um sich daran zu vergnügen und seine Kräfte daran zu üben, deren Ehrgeiz aber über alle Schranken weg zum glänzendsten Ziele fliegen möchte. Er war ein Freund und Waffenbruder des Herzogs Medina-Sidonia, des Bruders der Gattin Joao's des Vierten, und stand daher der Thronerhebung dieses nicht ganz fern, ja war selbst in jenes Complott mit verwickelt.

Als ihm sein Leibdiener das voluminöse Schreiben reichte; als er das Insiegel erblickte und vernahm, daß es ein portugiesischer Jude von vornehmem Aeußeren gebracht und dabei gebeten habe, es doch durch Eilboten nach dem Eskurial zu senden, wo sich damals gerade der König aufhielt, da wurde der Marquis aufmerksam.

Er ließ nach dem Ueberbringer suchen, allein der war schon

über alle Berge, vielleicht schon über der Grenze. Alle diese Umstände vereinigten sich, dem Marquis d'Ajamonte Zweifel und Argwohn einzuflößen. Eingedenk seiner eigenen schwankenden Sicherheit, dachte er, vielleicht hier ein Mittel zu erlangen, das ihm als Anker zur Stunde des Sturmes dienen konnte. Ohne sich lange zu besinnen, riß er das Siegel ab — und vor seinem Blicke lag das ganze Geheimniß enthüllt, welches Portugals Sicherheit, des Königs Leben so sehr bedrohte — lag vor ihm in der ganzen scheußlichen Nacktheit, wie es Correa an Baeza mitgetheilt.

In seinem Herzen Gott dankend für die Gelegenheit, sich den Portugiesen gefällig zu erweisen, und dem König sich zu verpflichten, zögerte er nun auch keinen Augenblick, ließ sich sein Leibroß satteln und flog, nur von einem Diener begleitet, der portugiesischen Grenze zu.

Die Unterredung, welche Belchior Correa da Franca mit Baeza gehalten, war allerdings nicht unbehorcht geblieben. Das Zimmer, welches an jenes stieß, worin sich die beiden Männer befanden, hatte nur einen Eingang, und diese Thüre ging eben in jenes Zimmer. Dina befand sich darinnen, als die Männer eintraten, und der Abscheu vor dem schändlichen Correa, der schon mehrmals sie mit seinen Schmeicheleien verfolgt hatte, hielt sie ab, daraus hervorzutreten. So wurde sie gewissermaßen zur Horcherin gezwungen.

Correa's fürchterliche Stimme, die Mark und Bein durchschnitt, so sehr er sie auch dämpfen mochte, war doch im anstoßenden Gemache so verständlich, daß Dina'n kein Wort verloren ging. —

Das Entsetzen durchrieselte ihr Mark von Moment zu Moment mehr. Sie sah ein Gewebe voll Verworfenheit sich vor ihren Blicken enthüllen. Ihr Athem stockte. Als sie aber endlich die Verhandlungen über Dom Carlos Noranha vernahm — da schwin-

delte ihr, und mit einem dumpfen Angstschrei sank sie ohnmächtig in den Sessel, worauf sie sich gelehnt. Ihr Vater hatte in der Aufregung, in welche ihn die Mittheilung Correa's versetzt, diesen Angst- und Schmerzensruf nicht vernommen, wohl aber dieser, dessen Ohr der Argwohn sehr geschärft. Die Ruhe Baeza's tilgte jedoch jeden Zweifel, und bald darauf schied er.

Baeza ging noch einige Zeit im Gemach auf und nieder, über das nachdenkend, was ihm Correa mitgetheilt, und berechnend, wie er es am besten einleite, daß er, im Falle, daß Alles mißglücken sollte, sich den Rückzug sichere.

Jetzt vernahm er ein Aechzen im anstoßenden Gemach. Eine Angst überfiel ihn, wie er nie eine gleiche gefühlt, eine namenlose Angst, die ihn an die Stelle fesselte, wo er stand. Sollte Jemand die Unterredung behorcht haben, das Geheimniß bloßgestellt sein? — Er wagte das kaum zu denken. Und doch! Es war so. Er ergriff die Kerze, die das Zimmer erleuchtete, und trat mit Angst und Beben in das Gemach. —

Da stand die todtbleiche Dina vor ihm, wie ein Gespenst anzuschauen — ähnlich seiner Gattin Rahel, wie sie im Tode da gelegen. Sie vermochte nicht zu reden und erhob nur bittend die Hand gegen ihn; aber ergriffen von der Furcht, die des bösen Gewissens Folge ist, in der höchsten Aufregung, welche die vorhergegangenen Ereignisse bewirkt, wäre er beinahe zu Boden gesunken. Er taumelte mit einem Angstschrei zurück — die Kerze entfiel seiner Hand und heulend vor Entsetzen rannte er davon.

Dina wäre fast von Neuem in Ohnmacht gesunken, da sie sich das Benehmen ihres Vaters nicht erklären konnte und heftig davon erschreckt worden war; allein der Gedanke an das Entsetzliche, womit er seine Seele belasten wollte, gab ihr schnell ihre Kraft zurück. Sie eilte, sobald sie sich erholt, dem irregeleiteten Manne nach. Doch sie traf ihn nicht in seinem Gemach. Er war schnell hinabgeeilt in die Stadt.

Verzweiflungsvoll rang sie die Hände. Alle Diener sandte sie

aus — aber sie kamen zurück, ohne ihn gefunden zu haben. Dina's Angst wuchs. Ihre lebendige Phantasie erblickte ahnend das Unheil, welches der verblendete, verführte Mann über sie, über sich selbst herbeiführen mußte. Was sollte sie beginnen? — Und welche Gefahr drohte dem, den sie als den Edelsten kannte, liebte, verehrte! Er hatte sie gerettet, den Vater gerettet, durfte, konnte sie ihn ungewarnt seinem Schicksal überlassen? War er nicht vielleicht im Stande, den Vater noch vor dem Abgrunde zu bewahren, in den er zu stürzen in Gefahr stand? — Sie sah keine andere Rettung, als durch ihn.

Noch in der Nacht mußte David nach der Hauptstadt. Glücklich traf er Noranha in seinem Palast und unverweilt folgte er ihm nach dem Landhause.

Wie verändert traf er Dina! Ihr Haar flatterte aufgelöst um das bleiche Antlitz. Ihr Auge starrte thränenlos, aber mit dem Ausdruck eines namenlosen Kummers den Eintretenden an.

„Dina, was ist Dir?" fragte er liebevoll. „Was bekümmert Deine Seele so?" —

Sie warf sich an seine Brust und erst jetzt löste sich der starre Schmerz in einen Thränenstrom auf, der sie unfähig machte, eine Silbe zu reden.

Dom Carlos begriff nichts; aber er fragte auch nicht, wohl einsehend, daß in dieser Aufregung ihrer Seele keine Mittheilung denkbar sei.

Erst, als sie sich beruhigt, theilte sie ihm rückhaltlos das Alles mit, was sie gehört, flehend, daß er ihren Vater zurückhalte von dem Complotte, das ihn elend machen mußte.

Dom Carlos schauderte. Eine so teuflische Verschwörung hätte er nie geahnt, nie sich denken können. Er konnte sich auch lange nicht überzeugen und forschte nach jedem Umstande, weil er es für einen entsetzlichen Traum hielt, den Dina geträumt. Leider wurde es ihm nur zu bald und zu sehr zur Gewißheit, daß hier eine schauderhafte Wahrheit obwalte.

Dom Carlos starrte in eine endlose Finsterniß, in ein Labyrinth, aus dem er keinen Ausgang sah.

„O sagt," flehte das geängstete Mädchen, „könnt Ihr ihn retten?" —

„Wollte Gott!" seufzte er tief auf, „wollte Gott, daß ich ihn gesprochen, ehe er den traurigen Schritt that, das Schreiben zu bestellen! Doch hoffe, meine Dina, hoffe und bete, vielleicht, daß es mir gelingt, ihn zu retten, indem ich ihn als Angeber der Verschwörung nenne. Laß mir Zeit und Ruhe. Jetzt aber muß ich weg!"

Sie klammerte sich an ihn an und schrie wie eine Verzweifelnde:

„O, geht nicht, geht nicht, Dom Carlos! ohne mir einen Trost zurückzulassen!" —

„Vertraue auf Gott und mich!" sprach er, sie an seine sorgenvolle Brust drückend. „Hat er sich nicht allzu tief in die Verschwörung eingelassen, dann, hoffe ich, soll es mir möglich werden, das Schlimmste von ihm abzuhalten."

Mehr konnte er ihr nicht versprechen; denn wie die Sache stand, so mußte er befürchten, selbst dies nicht halten zu können.

Schmerzlicher war noch keine Trennung gewesen, wie diese. Gerne wäre er länger geblieben, um sie zu beruhigen; allein eine heilige Pflicht gebot, und des eigenen Herzens Wünsche dem heiligen Gebot unterordnend, schied er mit blutendem Herzen.

Ein leiser Wind hatte die Schwüle, welche am Abend geherrscht, verweht — aber er war angewachsen zum heftigen Sturme, der, die Wipfel der Bäume schüttelnd, furchtbar daherbrauste. Tief unten tobten die Wogen des Tajo, aufgewühlt vom wilden Sturme, der schauerlich — und prophetisch über die Stadt brauste, deren Bürger am Vorabend schrecklicher Ereignisse ruhig schlummerten. Einige Blitze zuckten am westlichen Horizonte hin, wie feurige

Schlangen, und der Donner rollte dumpf in der Ferne, wie der unheimliche Spruch eines Orakels.

In einer Stimmung, wie er sie nie erlebt, eilte Dom Carlos die Höhe hinab. Seit er das entsetzliche Geheimniß kannte, war es ihm, als könne jede Minute Zögerung die sein, wo es in's Leben treten sollte, Unheil bringend Tausenden und neue Ketten dem Vaterlande. Der Boden brannte unter seinen Füßen. Er flog mehr, als er ging, der Stadt zu und erreichte athemlos den königlichen Palast am Comerzio. Schon war es Mitternacht vorüber und die Herrschaft war zur Ruhe gegangen. Solch ein Geheimniß aber, wie er es mitzutheilen hatte, entschuldigte Alles, ließ jede Rücksicht fallen.

Die wachehabenden Offiziere wurden schnell von dem Verlangen des edlen Grafen in Kenntniß gesetzt, und ehe der Hahn zum ersten Male krähte, führte der Kämmerer ihn in das Closet des Königs, der ihn mit Spannung erwartete.

„Wahrscheinlich,“ sprach Joao IV., „bringt Ihr mir eine neue Bestätigung, vielleicht genauere Kunde von dem, was mir heute ein Brief ohne Namen von unbekannter Hand meldete?“ —

Bedeckt von Staub, ermüdet bis zum Umsinken, mußte sich Dom Carlos niederlassen und entdeckte dann dem König Alles, was er wußte, nannte ihm seine Quelle und suchte dadurch, daß er die Tochter Baeza's als die Angeberin hinstellte, Gnade für diesen zu erhalten.

„Ihr seht,“ sagte, nachdem Carlos geendet und der König sich von dem Entsetzen erholt hatte, das ihn ergriffen, „bei der Furchtbarkeit dieser Verschwörung ist Gnade Sünde gegen mein Vaterland und das großherzige Volk, das mich auf seinen Thron mit ebenso viel Vertrauen als Liebe gerufen hat. Euch, der Ihr als der Uneigennützigste und Treueste meiner Freunde Euch tausendfach erwiesen, Euch verspreche ich Alles, was ich thun kann; aber hemmen darf ich nicht den Arm des Rechts, ohne die Grundlage des Staates zu erschüttern. Ist es möglich und ist die Schuld

Baeza's nicht allzu groß; läßt es sich erweisen, daß er den entsetzlichen Auftrag, die Hauptstadt des Reiches in Brand zu stecken, abgelehnt hat, so werde ihm Gnade um Euretwillen." —

Das war Alles, was der König zugestand, Alles, was er als König zugestehen konnte und durfte, das fühlte Dom Carlos und ergab sich in das Unvermeidliche.

In vertraulicher Berathung blieben Beide, bis der Morgen graute, da erst entließ ihn der König und Dom Carlos eilte nach seinem Palast, um sich anzukleiden, da sogleich eine Sitzung des Staatsraths um sieben Uhr angekündigt wurde. —

Es war am 28. Juli des Jahres 1641, als man gegen sieben Uhr die Staatsräthe sich nach dem Schlosse begeben sah. Nicht ohne Zeichen der Unruhe in ihren Zügen über diese ungewöhnliche Stunde sah man den Erzbischof von Braga, Dom Sebastian de Matos-Noranha, den Großinquisitor Dom Francisco de Castro, Bischof von Guarda, und den Marquis von Villareal sich nach dem Schlosse begeben.

Kaum war der Staatsrath versammelt, als aus allen Straßen, die auf den Comerzio mündeten, die Soldaten, welche die Besatzung von Lissabon bildeten, auf diesen großen Platz anrückten und sich in Schlachtordnung vor dem Schloß aufstellten. Diese Umstände wurden bald in ganz Lissabon bekannt. Zugleich verbreiteten die Verhaftungen von mehr denn vierzig Personen, worunter die Angesehensten und viele Beisitzer des heiligen Officiums sich befanden, Schrecken und Besorgniß in der Stadt. Gerüchte der schauderhaftesten Art theilte man sich mit und bald war ganz Lissabon in wilder Bewegung.

Erwartungsvoll harrte der Staatsrath der Ankunft des Königs, der endlich mit Dom Carlos Noranha eintrat.

Würdevoll begrüßte er die ansehnliche Versammlung und

begann dann mit Ruhe, aber nicht ohne ein wehmüthiges Gefühl, das mitzutheilen, was ihm Dom Carlos berichtet.

Todtenbleich saßen die Schuldigen da. Villareal und der Großinquisitor zitterten sichtbar.

Kalt und stolz sah der Erzbischof auf den König, giftige Blitze schoß sein Auge auf Dom Carlos.

Als der König geendet und wüthend sich der ganze Staatsrath, mit Ausnahme der drei Schuldigen, erhob, Rache fordernd an den Verruchten, da nahm der Erzbischof das Wort, um das Grundlose dieses Verdachtes darzuthun, zu verlangen, daß man den Schändlichen, der solche Verleumdung ersonnen, zur härtesten Strafe ziehe.

Der König lächelte. Auf seinen Wink trat Pinto-Ribero ein mit Correa und einem Alkaden, bei dem er bereits Alles eingestanden hatte. Ueberwiesen von dem schändlichsten Verrathe, nahm sie jetzt Pinto-Ribero gefangen.

Vor dem Schloß aber hatte sich bereits eine unabsehbare Menschenmasse versammelt, die, Wüthenden gleich, die Auslieferung der Verbrecher forderte, um Rache an ihnen zu nehmen. Das Volk brannte vor Begierde, sie zu zerreißen.

Der König sandte den Bischof von Lissabon hinab, dem Volke für die Beweise seiner Liebe und Anhänglichkeit zu danken; allein dies half nicht im Mindesten.

Es war Nichts übrig, als im Staatsrath ein Edict zu erlassen, worin der König versprach, ein Gericht niederzusetzen, das rücksichtslos die Schuldigen strafen sollte, deren Namen bereits dem Volke kund waren. Es verließ hierauf den Comerzio; allein sein wüthender Grimm warf sich auf die Juden, die ein herbes Schicksal erfuhren.

Kaum war der Staatsrath auseinander, so erfuhr dies Dom Carlos. Eine tödtliche Angst für Dina ergriff sein Herz; denn der treue Schwarze, Hamid, berichtete, daß man den Namen

Baeza's genannt, und daß wohl eine Rotte nach seiner Wohnung geeilt sei.

Rasch warf sich Dom Carlos auf ein flüchtiges Roß und jagte mit verhängtem Zügel von dannen.

Das arme Thier keuchte unter dem Reiter, dessen Herz von den nagendsten Besorgnissen gedrückt war.

Schon von Ferne vernahm er das kannibalische Brüllen des Volkshaufens, der am Werke der entsetzlichsten Zerstörung war.

Wie ein Rasender warf er sich unter das Volk, das scheu ihm wich. Seine Donnerstimme brauste durch das Gebäude und schüchterte die Zerstörer ein.

„Wo sind die Bewohner?" schrie er ihnen zu. „Wehe Euch, wenn Ihr ihnen ein Leid zugefügt!" —

Ein alter Mann trat vor, entblößte sein Haupt und sagte: „Edler Herr, Ihr dürft es uns glauben, es war Niemand da, keine Seele!"

„Feuer! Feuer!" schrieen jetzt viele Stimmen zugleich, und wirklich wirbelte die gierige Flamme vom Dache des Gebäudes auf und verbreitete sich mit entsetzlicher Schnelligkeit.

„Jesus! Maria!" schrie Dom Carlos, „helft mir suchen. Sie haben sich versteckt und müssen sterben in den Flammen!"

Seine Todesangst rührte die wuthentbrannten Herzen. Man durchsuchte das Gebäude in allen Richtungen noch einmal. Dom Carlos eilte in den wohlbekannten Raum hinter dem Bilde — aber nirgends war eine Spur der Unglücklichen zu finden. Die Flamme machte furchtbare Fortschritte. Mit Gewalt mußte man endlich den Verzweifelnden aus dem Gebäude herausreißen, das bald darauf mit fürchterlichem Krachen einstürzte, Alles unter sich begrabend.

Der Proceß der Verschworenen war schnell eingeleitet worden und das Gericht in voller Thätigkeit. Baeza, auf den Correa

wüthend war, dem er ungeheure Schuld auflud — war immer noch nicht da. Man suchte ihn überall und glaubte am Ende, er habe mit den Seinigen den Tod in den Flammen seines eigenen Hauses, wo er sich in einem geheimen Schlupfwinkel verborgen gehalten, wohlverdient gefunden.

Anders aber gestaltete sich es, als nach einigen Tagen der Marquis d'Ajamonte eintraf und nun es sich herausstellte, daß er der Bote selbst gewesen, der jenem die Briefe überbracht. In allen Richtungen wurden nun Häscher ausgesandt, und bald brachte man ihn gefangen ein; denn nicht ahnend, was sich ereignet, war er voll Hoffnung, daß nun bald sein Plan reifen müßte, Lissabon zugeeilt und so seinen Feinden in die Hände gerathen.

Baeza, obgleich Correa auf ihn bereits genug bekannt hatte, um ihn des Todes schuldig zu finden, leuchnete hartnäckig — aber als er die furchtbaren Qualen der Folter litt, gestand er Alles ein.

Viele der Verschworenen flehten des Königs Gnade an; nur der Erzbischof nicht.

Er sei Erzbischof von Braga, Primas des Reiches, sagte er, und erkenne keinen Oberen an, als Gott und den Papst. Sollte sich, fügte er keck hinzu, Joao der Vierte so weit vergessen, daß er Gewalt gegen ihn brauchte, so müßte er es als gemeiner Mörder und nicht als König thun; er würde ihm vielleicht als Christ und Priester verzeihen können, aber nichts würde ihn vermögen, sich einer anmaßenden Gewalt freiwillig zu unterwerfen.

Der Beichtvater des Königs brachte es kaum mit Aufbietung der größten List und Beredtsamkeit dahin, daß er eine Erklärung seiner Absichten niederschrieb; allein er fügte eine heftige Protestation gegen jede menschliche Gewalt hinzu, da er keine über sich anerkenne.

Wie auch die Milde des Königs geneigt sein mochte, zu vergeben, so sprachen doch die Richter einmüthig das Todesurtheil aus; ein Urtheilsspruch, den das Volk mit Jubel aufnahm, der aber viele Familien unglücklich machte.

Mit zerrissenem, blutendem Herzen war Dom Carlos heimgekehrt und hatte sich in sein stilles Matos zurückgezogen, um ganz seinem Schmerze über Dina's Verlust sich hinzugeben. Erst jetzt, wo er sie ganz verloren, fühlte er die Kraft und Fülle seiner Liebe zu ihr, fühlte, wie aller Reiz des Daseins mit ihr erstorben war. In dumpfem Schmerze flossen seine Tage hin. Von Lissabon und den dortigen Ereignissen hörte er nichts und mochte nichts davon hören. So war es ihm denn auch unbekannt geblieben, daß man Baeza gefänglich eingebracht, daß auch über ihn der Stab gebrochen war. —

Eines Abends, es war am Tage vor der festgesetzten Hinrichtung der Verschwornen, klopfte es spät an des Schlosses Pforte. Der Kastellan wollte öffnen, aber als keine Antwort erfolgte, nahm er Anstand. Es klopfte wieder. Auf seine zweite Frage antwortete eine weinende weibliche Stimme.

Jetzt öffnete er. Zwei Frauen, in dichte schwarze Schleier gehüllt, wankten herein und verlangten, Dom Carlos zu sprechen.

Als er es ihnen mit seltsamen Ahnungen gestattet, traten sie ein. Die Schleier wurden zurückgezogen und — Dina stand vor ihm.

Unbeschreiblich war die Scene, die nun folgte. —

Dina erzählte, daß sie bei'm Nahen des Haufens entflohen seien und sich bis jetzt verborgen gehalten hätten. „Aber nun," sagte sie, „liegt mir noch eine, die letzte Bitte auf dem Herzen, die ihr der unglücklichen Tochter nicht versaget. Morgen" — sie stockte — „morgen ist der Todestag meines Vaters." —

Dom Carlos erstaunte — „Deines Vaters? Er starb also auch nicht in den Flammen?" —

„Er war in Spanien," entgegnete sie mit einer Ruhe, die als der höchste Grad der Verzweiflung erschien, „und ist nun in den Händen der Richter, die kein Erbarmen kennen. Noch einmal wünsche ich ihn zu sehen. O, ich habe geflehet auf meinen Knieen, aber umsonst. Dom Carlos, Ihr liebt mich, o, ich weiß es, es war ja

das einzige Glück meines Lebens, erhört meine Bitte, bringt mich zu meinem Vater!" —

„So laßt uns keinen Augenblick säumen," sprach Dom Carlos.

Die Sänfte, welche Dina und Editha hergebracht, harrte; sie stiegen ein und, von Dom Carlos begleitet, waren sie bald in Lissabon.

Durch Fürbitte bei dem König erlangte Dom Carlos die Erfüllung des Wunsches der Geliebten. Sie gingen zum Gefängnisse. Der Riegel wurde zurückgeschoben und sie traten ein. Fackeln beleuchteten den greulichen Raum, wo der unglückliche Baeza mit verrenkten Gliedern, angeschmiedet an ungeheure Ketten, auf feuchtem Stroh lag.

Dina stürzte laut jammernd an seine Brust.

„Herr," rief er aus, „du thust mir Großes vor meinem Ende! Preis sei deinem Namen!" Er fühlte noch einmal sein volles Vaterglück und segnete Dina und Editha. „Auch Dir," — rief er dann — „der Du als Schutzengel ihr nahe standest, dem ich sie, die Verlassene, empfehle, gebe ich meinen Segen. Gott vergelte Dir Alles, was Du uns Gutes thatst! Was ich an Dir gesündigt, das vergibst Du und Gott!"

Dina lag auf ihren Knieen neben Editha.

Thränen rannen über Dom Carlos' Wangen.

Er lehnte an der Kerkermauer.

Endlich mahnte der Kerkermeister zum Scheiden.

Editha erhob sich — aber Dina nicht. Dom Carlos eilte herzu — er ergriff sie — sie war starr. Der Engel des Todes hatte die Frische des Lebens von ihren Lippen geküßt und die reine Seele hinübergetragen! —

Gegen Ende des Jahres 1643 saß der Bischof von Lissabon in seinem Palaste und betete sein Brevier. Ein Eintretender störte den edlen Mann in seiner frommen Beschäftigung; allein er war

ihm willkommen — es war Pinto-Ribero, der Befehlshaber des Forts Sanct Julian.

„Gott gebe Euch langes Leben!" grüßte er den Prälaten.

„Was bringt Ihr, Freund aus alten Tagen?" fragte der Bischof, den Segenswunsch zurückgebend.

„Die Kunde, daß heute früh Dom Sebastian de Matos-Noranha geendet hat."

„Requiescat in pace!" sagte der Bischof. „Nun wird die stolze Seele Frieden finden, den sie hier nicht mehr finden konnte."

„Wohl" sprach Pinto-Ribero; „allein der Stolz war gebrochen durch die Schwere des Geschickes, das ihn traf. Er hat den König um ein stilles, einsames Grab gebeten, wo kein Schriftzug der Nachwelt den nenne, der da ruhe."

„Gelobt sei Gott," sprach der Bischof; „das ist die Frucht wahrer Buße."

„So wäre denn eins der edelsten Geschlechter Portugals erloschen!" fuhr wehmuthsvoll der Bischof fort. Dieser so — und Dom Carlos — o, dieser große, edle Mensch, warum mußte er so frühe enden, er, der glücklich zu sein und glücklich zu machen berufen war — er, der edelste, uneigennützigste Charakter, der je in Portugal lebte? Er mußte in unglückseliger Neigung zu der Jüdin seine Lebensblüthen welken sehen und das Gemüth, es empfand ihren Verlust so tief — daß es, sich sehnend nach der Heimath, wo alle Scheidewände fallen, die hier — die Menschen aufgerichtet, des Körpers Fesseln nicht länger trug. Er starb in Hoffnung."

Pinto-Ribero zerdrückte eine Thräne in seinen Wimpern, faßte des Bischofs Hand und sagte, sie warm und innig drückend:

„Friede sei mit ihm. Die Liebe kennt jene Schranken der Erde nicht. Dort ist er mit ihr vereint, denn sie hatte das Herz eines Engels. Glaubt Ihr nicht, Hochwürdigster, daß sie selig geworden?"

„An Gottes Vaterherzen ruhen alle seine guten Kinder!“ sprach der Prälat. „Seiner Gnade Grenzen kennen wir nicht.“

„Aber wie ich auch ihn preise, der doch hienieden kein Glück mehr hatte,“ setzte Pinto-Ribero hinzu, indem er inniger des Prälaten Hand drückte, „so kann ich uns nur beklagen, denn wir — wir haben einen Freund verloren, in dessen Herzen ein Schatz siebenfach geläuterten Goldes ruhte!“

„Haben wir ihn denn für immer verloren?“ fragte der Bischof den Freund, und dieser, der Thränen sich nicht schämend, sah durch diese Thränen lächelnd nach Oben und sagte:

„Nein!“





